

Nora Berner

Demenz und Bildung

Eine Biographieanalyse von Lern- und Bildungserfahrungen
unter den Bedingungen einer Alzheimerdemenz

Anhang

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2025

© 2025 Dieses Werk ist beim Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0): <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>
Diese Lizenz erlaubt die Verbreitung, Speicherung, Vervielfältigung und Bearbeitung unter Angabe der UrheberInnen, Rechte, Änderungen und verwendeten Lizenz.
Stauffenbergstr. 7 | D-51379 Leverkusen | info@budrich.de
www.budrich-academic-press.de



Die Verwendung von Materialien Dritter in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese ebenfalls der genannten Creative-Commons-Lizenz unterliegen. Steht das verwendete Material nicht unter der genannten Creative-Commons-Lizenz und ist die betreffende Handlung gesetzlich nicht gestattet, ist die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers für die Weiterverwendung einzuholen. In dem vorliegenden Werk verwendete Marken, Unternehmensnamen, allgemein beschreibende Bezeichnungen etc. dürfen nicht frei genutzt werden. Die Rechte des jeweiligen Rechteinhabers müssen beachtet werden, und die Nutzung unterliegt den Regeln des Markenrechts, auch ohne gesonderten Hinweis.

Dieser Anhang steht im Open-Access-Bereich der Verlagsseite zum kostenlosen Download bereit (<https://doi.org/10.3224/84743140A>).

ISBN	978-3-8474-3140-4 (Paperback)
eISBN	978-3-8474-3276-0 (PDF)
DOI	10.3224/84743140
Anhangs-DOI	10.3224/84743140A

Online-Materialien

Demenz und Bildung

Eine Biographieanalyse von Lern- und Bildungserfahrungen unter den Bedingungen einer Alzheimerdemenz

Nora Berner

Inhaltsverzeichnis

1	Formale Textsortenanalyse und strukturelle Beschreibung: Fred Landgraf (Bm10).....	1
2	Formale Textsortenanalyse und strukturelle Beschreibung: Jelena Zach (Bw4)	125
3	Literaturverzeichnis.....	209

Hinweis zur Datenaufbereitung

Die vorliegende Version stellt eine überarbeitete und weitergehende pseudonymisierte Fassung der eingereichten Analysen dar, um den Schutz personenbezogener Daten zu gewährleisten. Die Interviewtranskripte können aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht zur Verfügung gestellt werden.

1 Formale Textsortenanalyse und strukturelle Beschreibung: Fred Landgraf (Bm10)

Informationen und Postskriptum zum Interview

Interviewnummer:	10
Pseudonym:	Fred Landgraf
Datum der Aufnahme:	08.11.2018
Ort der Aufnahme:	Tagespflegeeinrichtung, im Büro der Leitung
Dauer der Aufnahme:	1:14:28
Informationen zum Biographieträger:	69 Jahre alt, mit 58 Jahren in Rente gegangen, seit zwei Jahren in Tagespflege, gelernter Schreiner & Wirtschaftswissenschaften studiert, zwar zwei Mal selbstständig

Besonderheiten im Interview:

- Bm10 kam zeitgleich mit mir in der Tagespflegeeinrichtung an. Er wurde von einem Fahrdienst von zu Hause abgeholt und zur Einrichtung gefahren. Ihm wurde ein wenig Zeit gegeben, um anzukommen. Anschließend setzten wir uns zusammen an einen Besprechungstisch im Büro der Leitung und tranken beim Interview eine Tasse Kaffee.
- Es war sehr laut in der Einrichtung. Zeitgleich fand ein Musikangebot für die Gäste statt und es war während des Interviews der Gesang und die begleitende Musik eines Akkordeons zu hören.
- Es gab viele Störungen während des Interviews, weil die Mitarbeiter*innen der Einrichtung häufig in das Büro kamen, um Unterlagen zu suchen bzw. zu holen oder das WC zu benutzen.
- Bm10 wirkte zunächst sehr selbstsicher. Im Verlauf des Interviews wirkte er nachdenklich, teilweise traurig. Der Blickkontakt ließ immer mehr nach.

Nach Abschalten des Aufnahmeegeräts:

- Der Biographieträger hat das Büro schnell verlassen. Es gibt kein Nachgespräch.

Erzählstimulus (Z. 1-34)

Zunächst wird dem Erzählstimulus die erneute komprimierte Abhandlung der Modalitäten vorangestellt. Die Interviewerin bedankt sich bei dem Biographieträger Fred Landgraf für die Interviewbereitschaft und fügt scherzhaft hinzu, dass sie sich auch für das gemeinsame Kaffeetrinken bedanke. Dieser Versuch, die Atmosphäre aufzulockern, zeigt sich dadurch als gelungen, dass beide lachen. Die Forscherin sichert ihm noch einmal zu, dass sie den Datenschutz einhalten und alle personenbezogenen Daten anonymisieren werde, damit niemand Rückschlüsse auf seine Person ziehen könne. Zudem gibt sie ihm die Möglichkeit Fragen zu stellen und versichert, dass das Gespräch auch unterbrochen oder beendet werden könne, wenn er dies wünsche. Fred Landgraf ratifiziert alle formalen Informationen eindeutig („Ja, Ja gut“, Z. 8; „Ja, können wir machen.“, Z. 11; „Ja, Ja“ Z. 13).

Anschließend folgt der eigentliche Erzählstimulus, der Auswirkungen auf das gesamte Interview hat: Die Forscherin legt im Erzählstimulus ihr Erkenntnisinteresse offen („Mich interessiert ganz allgemein das Lernverhalten im Alter und ja damit halt auch die Lerngeschichte über die komplette Biographie“, Z. 14-15). Um diese Eingrenzung für das bevorstehende Interview wieder zu öffnen, verknüpft sie die Lerngeschichte mit der Lebensgeschichte und versucht damit den Fokus des autobiographisch-narrativen Interviews auf die Lebensgeschichte zu lenken („interessiert mich natürlich auch Ihre Lebensgeschichte“, Z. 16-17). Die anschließende Ergänzung („wie ich Ihnen ja auch im Vorfeld kurz erzählt habe“, Z. 17) verweist auf die sehr kurze Kennenlernphase, in der die Interviewerin von ihrem Interesse an Fred Landgrafs Lebensgeschichte berichtet hat. Dadurch, dass die Forscherin aber zuerst die Lerngeschichte benennt und anschließend auf die Lebensgeschichte zu sprechen kommt, evoziert sie eine Relevanzsetzung. Zusätzlich geht sie durch die Benennung des Adjektivs („allgemein“, Z. 14) in Bezug auf die Lerngeschichte in einen Widerspruch zu der individuellen bzw. persönlichen Lebensgeschichte und durch die Verwendung der Adverbien „natürlich auch“ (Z. 16) erhält die Lebensgeschichte eine sekundäre Bedeutung. Dadurch steht die Lerngeschichte auf formalsprachlicher Ebene im Fokus.

Es folgen weitere Informationen zum Ablauf des Interviews, wie der nicht definierte zeitliche Rahmen und der Hinweis auf einen Nachfrageteil. Das Verhalten der Interviewerin ist kooperativ und auf den Biographieträger zugeschnitten, der sich für seine lebensgeschichtliche Erzählung so viel Zeit nehmen kann, wie er möchte („Also ich habe auf jeden Fall Zeit“, Z. 21). Fred Landgraf ratifiziert erneut alle Informationen („Ja“, Z. 20; „Ja, gut.“, Z. 25; „Ja“, Z. 27; „Okay, ja“, Z. 29), bevor die Interviewerin die Erzählaufforderung wiederholt. Hierbei kommt es insgesamt zu zwei langen Störungen durch eine Mitarbeiterin. Nach den Unterbrechungen

wiederholt sie erneut den offenen Erzählstimulus und fordert Fred Landgraf auf, seine Lebensgeschichte zu erzählen („So genau, dann würde ich Sie jetzt bitten mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen [...] so ausführlich wie möglich“, Z. 32-34).

Für das Interview mit dem Biographieträger muss kritisch festgehalten werden, dass die Forscherin durch die Nennung ihres Erkenntnisinteresses und die damit einhergehende Relevanzsetzung im Erzählstimulus ein Interviewartefakt erzeugt, das auf einen bestimmten Aspekt vor dem Hintergrund der gesamten Lebensgeschichte fokussiert (Nohl 2017: 20; Schütze 1983: 285). Dadurch formiert sich insofern Fred Landgrafs Lerngeschichte als „biographisches Zentrum“ (Fuchs 2014: 137), das durch den thematischen Akzent der Erzählaufforderung vorgegeben erscheint. Schütze (1983: 285) verweist zwar darauf, dass eine autobiographisch orientierte Erzählaufforderung „entweder zur gesamten Lebensgeschichte, oder zu sozialwissenschaftlich besonders interessierenden Phasen der Lebensgeschichte [...] oder zu bestimmten Aspekten der Lebensgeschichte [...] vor dem Hintergrund der gesamten Lebensgeschichte“ erfolgen könne, jedoch bestehe dadurch die Gefahr die Datenbasis „künstlich zu verengen“ (Küsters 2009: 46). Zudem evoziert die Nennung des Interesses an der Lerngeschichte keine Erzählung, sondern eine argumentative Haltung. Die Interviewerin delegiert damit ihre Aufgabe als Forscherin an Herrn Landgraf und erzeugt den Zugzwang, dass er aus der narrativen Perspektivität auf sein Leben aussteigt und eine reflexive, analytische und argumentative Haltung zur eigenen Biographie sowie ein transparentes Verhältnis zu seinem Lernverhalten einnimmt – und das als Mensch, der an einer Alzheimerdemenz erkrankt ist.

Segment 1: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster der Kindheit und institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Schullaufbahn (Z. 35-44)

Der Biographieträger Fred Landgraf ist in Stadt_1*¹ geboren. Der Stadtteil_1*, in dem Herr Landgraf aufgewachsen und zur Schule gegangen ist, sei damals ein absolutes Dorf gewesen. Die gegebene, regionale Bildungsinfrastruktur habe dazu geführt, dass er die Volksschule² besucht habe, in der die Schüler*innen aus vier Unterrichtsstufen in einem Klassenraum unterrichtet worden seien. Die Volksschule habe er ohne Besonderheiten nach der achten Klasse beendet.

¹ pseudonymisiert

² Die Volksschule war eine „[Grund- und Hauptschule umfassende] allgemeinbildende öffentliche Pflichtschule“ (Duden 2021), in der die Schüler*innen das erste bis zum achten Schuljahr absolvierten. Nach den acht Schuljahren erwarb man den Volksschulabschluss. Die Volksschule wurde 1964 formell aufgelöst.

Im ersten Segment können alle drei Schemata der Sachverhaltsdarstellung identifiziert werden. Fred Landgraf beginnt seine biographische Erzählung mit der Nennung seines Geburtsorts („in Stadt_1* geboren“, Z. 35), wobei er von „hier“ (Z. 35) spricht. Das Adverb weist räumlich auf Stadt_1* hin, in der auch das Interview geführt wird. Durch eine Detaillierung wird der Stadtteil_1* von Stadt_1*, indem Herr Landgraf aufgewachsen ist, näher beschrieben („absolutes Dorf. Bestand aus aus zehn Bauern (.) häusern und äh noch einige (.) so Einfamilienhäuser.“, Z. 36-37) und er begründet anschließend damit den Besuch der Volksschule. Daraufhin beschreibt Fred Landgraf die Schule als „Dorfschule“ (Z. 39) und knüpft damit an die vorherige Charakterisierung seines Geburtsortes an. Auffällig ist, dass er bei dieser Beschreibung direkt die Interviewerin anspricht („müssen se sich als Dorfschule vorstellen“, Z. 39). Die Benennung der Volksschule als Dorfschule wird nachfolgend damit begründet, dass an der Schule nur wenige Schüler*innen aus vier Unterrichtsstufen in einem Klassenraum beschult worden seien („wir waren ja nich so viele Schüler. [...] in diesem einzigen Klassenraum waren vier Unterrichtsstufen“, Z. 40-41). Weiterführend bewertet Herr Landgraf in einem argumentativen eigen-theoretischen Kommentar seine Schullaufbahn („nicht so prickelnd“, Z. 44).

In dem Segment wird die sozialräumliche Lagerung der Region, in der Fred Landgraf aufgewachsen und zur Schule gegangen ist, dadurch deutlich, dass er sowohl den Stadtteil_1* als auch die Volksschule mit dem Bild eines Dorfes charakterisiert. Durch die Detaillierung des ländlich gelegenen Geburtsortes, der aus wenigen Bauernhäusern bestanden habe, markiert Herr Landgraf eine klare Unterscheidung zu städtischen Regionen. Er verweist indirekt darauf, dass der Stadtteil_1* in der heutigen Zeit infrastrukturell anders aufgestellt ist, als es in Zeiten seiner Kindheit der Fall war. Dies lässt ebenfalls den Schluss zu, dass auch die gegebene regionale Bildungsinfrastruktur in der damaligen Zeit schlecht aufgestellt war, wodurch es keine anderen Schulen im näheren Umfeld gegeben habe und somit der Besuch der Volksschule die einzige Möglichkeit für Fred Landgraf gewesen sei. Auffällig ist dabei, dass er einleitend in Bezug auf die Beschreibung der Volksschule die Interviewerin direkt anspricht („müssen se sich als Dorfschule vorstellen“, Z. 39). Damit möchte er wahrscheinlich der Interviewerin als verhältnismäßig junge Frau die damaligen regionalen Gegebenheiten erklären, da sie in der Zeit von Herrn Landgrafs Kindheit noch nicht geboren war. So bringt Fred Landgraf auch die Volksschule mit dem Bild eines Dorfes in Verbindung (Schule als „Dorfschule“, Z. 39), um diese zu veranschaulichen. Darüber hinaus weist er auf die räumliche Größe der Schule hin, denn an der Schule seien nur wenige Schüler*innen aus vier Unterrichtsstufen in einem Klassenraum unterrichtet worden. Anhand dieser Beschreibung lässt sich schließen, dass Herr Landgraf eine

einklassige Volksschule besucht hat. So wird auch die generationsspezifische Lagerung seiner Schullaufbahn deutlich.

Er gibt weiter an, dass er die Volksschule ohne Besonderheiten („ganz normal“, Z. 38) besucht habe, und das „von der ersten bis zur achten Klasse“ (Z. 38-39). In Bezug auf das „ganz normale“ Absolvieren der Volksschule könnte es in einer ersten Lesart für Fred Landgraf „ganz normal“ (Z. 38) gewesen sein, die Volksschule zu besuchen aufgrund einer Normalitätsvorstellung über den für ihn angemessenen Bildungsweg. Mit Blick auf seine soziale Herkunft, das Aufwachsen in einer ländlichen Region und in vermeintlich bescheidenen Verhältnissen, evokiert die Vorstellung, dass der Besuch einer Volksschule für Kinder mit einer derart gelagerten sozialen Herkunft zur damaligen Zeit normal gewesen sei. Ein Indiz für die erste Lesart lässt sich in einer späteren Passage des Interviews finden, in der der Biographieträger argumentiert, dass sich seine Eltern die Schulbücher nicht hätten leisten können (Segment 2), was wiederum auf bescheidene Verhältnisse schließen lässt. In einer zweiten Lesart könnte die Formulierung auch auf das unmittelbar folgende „absolviert“ (Z. 38) bezogen sein und den Schulbesuch näher zu bestimmen: „ganz normal“, also ohne Unterbrechungen, Schulwechsel oder sonstige besondere Auffälligkeiten.

Des Weiteren bewertet Fred Landgraf die damalige Zeit als „nicht so prickelnd“ (Z. 44), womit er auf die vorherige Detaillierung der Beschulung von mehreren Klassenstufen in einem Klassenraum (die einklassige Volksschule) rekurriert. Er resümiert abschließend, dass er das heute gelassener sehe (Z. 44). Damit blickt er auf seine Schullaufbahn zurück und bewertet die damaligen Gegebenheiten aus heutiger Perspektive neu.

Im ersten Segment sind das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster der Kindheit in bescheidenen Strukturen und das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Schullaufbahn dominant. Herr Landgraf stellt seine formale Schulbildung dar, die aufgrund der sozial-räumlichen und generationsspezifischen Lagerung tendenziell fremdbestimmt ist bzw. heteronome Züge aufweist. Durch die gegebene regionale Bildungsinfrastruktur und seine soziale Herkunft bzw. die bescheidenen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, gab es für Fred Landgraf vermutlich kaum schulbezogene Wahlmöglichkeiten. In Stadtteil_1* scheint es nur eine Volksschule gegeben zu haben, weshalb auch er diese besuchte. Zudem ist wesentlich, dass Herr Landgraf die Normalität seiner schulischen Ausbildung betont.

Segment 2: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsausbildung und der Berufsposition als Tischler (Z. 44-57)

Fred Landgraf erzählt, dass er nach dem Abschluss der Volksschule eine Tischlerlehre absolviert und anschließend auch als Tischler gearbeitet habe. Weiter führt er aus, dass er eigentlich den Wunsch nach höherer Schulbildung gehabt und gerne eine weiterführende Schule besucht hätte. Dies sei zum einen aber nicht möglich gewesen, weil diese zu weit entfernt gewesen sei. Zum anderen hätten seine Eltern argumentiert, dass die Schulmaterialien, die er für den Besuch einer weiterführenden Schule gebraucht hätte, zu teuer gewesen wären. Zudem hätten sie die Ansicht vertreten, dass er eine gewöhnliche Ausbildung machen solle. Herr Landgraf habe sich den Erwartungen seiner Eltern gefügt und eine Tischlerlehre absolviert, die er dann auch gerne gemacht habe.

Dem Ereignisablauf folgend sind zu Beginn des zweiten Segments zwei Erzählgerüstsätze identifizierbar, die anhand der Rahmenschaltelemente erkennbar sind („Ja, dann habe ich eine, (.) nach der Volksschule habe ich eine ganz normale äh (.) Tischlerlehre gemacht“, Z. 44-45, „Und äh hab dann auch als als Tischler anschließend gearbeitet“, Z. 46). Zwischen diesen beiden Erzählgerüstsätzen ist eine dreisekündige Pause auffällig. Ergänzt wird die Erzählung durch eine bis zum Ende des zweiten Segments gehende Hintergrundkonstruktion (Z. 46-57) aus seiner heutigen Perspektive („jetzt muss ich dazu sagen“, Z. 46-47), wobei die eigentheoretischen Passagen argumentativ sind. Auffällig sind diesbezüglich die zweifache Verwendung eines Rahmenschaltelements („dann“, Z. 51, Z. 54) und auf formalsprachlicher Ebene vermischen sich die wörtliche Rekonstruktion der Argumente seiner Eltern mit seinen eigenen eigentheoretischen Kommentaren. Des Weiteren kann festgestellt werden, dass er anstelle einer passivischen Konstruktion der Sachverhaltsdarstellung das Indefinitpronomen „man“ benutzt (Z. 55).

Durch den am Anfang des Segments stehenden Erzählgerüstsatz bringt der Biographieträger eine wesentliche Veränderung zum Ausdruck: Das Aufnehmen einer „ganz normalen“ (Z. 45) Tischlerlehre. Hier ist im Gegensatz zur vor vorherigen Ausführung eindeutig, dass sich die von ihm konstruierte Normalität auf die Tischlerlehre bezieht, denn er hat eine gewöhnliche Tischlerlehre absolviert, also vermeintlich nichts Besonderes. Es folgt eine dreisekündige Sprechpause, die ein Hinweis auf eine Erinnerungs- und Planungsphase ist. Der zweite Erzählgerüstsatz bezieht sich auf seine anschließende Berufsposition als Tischler. Interessant ist, dass seine mögliche Normalitätsvorstellung auch hier zur Geltung kommt, denn der sprachliche Markierer „auch“ (Z. 46) nimmt ebenfalls Bezug auf die vermeintlich von ihm konstruierte Normalität.

Es scheint für Herrn Landgraf ganz normal gewesen zu sein, nach der Lehre auch den erlernten Beruf auszuüben. Mit Bezug auf die nachfolgende Hintergrundkonstruktion ist es aber ebenso wahrscheinlich, dass Fred Landgraf seine vermeintliche Pflicht erfüllt, auch, weil er zu dem Zeitpunkt noch nicht volljährig ist und demnach seine Eltern für ihn Entscheidungen treffen. Eine Klärung dessen lässt sich zum einen in der Hintergrundkonstruktion finden, in dem er erläutert, dass sich damals nicht volljährige Kinder dem Geforderten und dem Vorgegebenen der Eltern gefügt hätten. Zum anderen ergänzt er im dritten Segment, dass er zu einem späteren Zeitpunkt mit 21 Jahren volljährig geworden ist und er erst ab dem Zeitpunkt selbst entscheiden konnte.

Im Rahmen der Hintergrundkonstruktion legt der Biographieträger dar, dass er gerne eine weiterführende Schule besucht hätte („Gymnasium oder wie auch immer“, Z. 50) und führt Gründe auf, warum er diesen Wunsch nicht verfolgen konnte. Er deutet an, dass „dieses Schulsystem, also auf dem Dorf“ (Z. 50) dies nicht möglich gemacht hätte. Der ländlich gelegene Stadtteil, den er vorher als „absolutes Dorf“ (Z. 38) beschrieben hat, verfügte über eine schlecht aufgestellte regionale Bildungsinfrastruktur und es gab keine weiterführende Schule in Stadtteil_1*. Die Distanz zu einer weiterführenden Schule und das für Fred Landgraf damit einhergehende angewiesen sein auf den öffentlichen Nahverkehr sei demnach ein Grund dafür gewesen, dass er diese nicht besucht habe. Die Distanz und der damit verbundene Aufwand scheinen für ihn zu groß gewesen zu sein. Es stellt sich hier jedoch die Frage, ob dieses Argument auch seiner damaligen Einschätzung entsprach oder ob es nicht eher ein Argument der Eltern gewesen ist. Anschließend unternimmt Herr Landgraf durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede einen Versuch, die damaligen Argumente seiner Eltern darzustellen. Formalsprachlich ist hier auffällig, dass die zwei sprachlichen Indikatoren „dann“ (Z. 51, Z. 54) nicht als eigentliche Rahmenschaltelemente angesehen werden können, weil sie die Rekonstruktion der damaligen Argumente seiner Eltern strukturieren. Er ergänzt durch die angeführten Argumente, dass nicht nur die Distanz zu einer weiterführenden Schule zur Nichtumsetzung seines Wunsches geführt habe, sondern, dass auch die finanzielle Situation seiner Eltern wesentlich dazu beigetragen habe („das musste alles bezahlt werden, Schulbücher konnten wir nicht so bezahlen“, Z. 51-52). Vermutlich ist es nicht nur um die Finanzierung der Schulmaterialien gegangen, sondern auch die Kosten für den öffentlichen Nahverkehr könnten eine Rolle gespielt haben. Ein dritter Grund für das Scheitern seiner Bildungsaspiration waren die Ansicht und die Erwartung seiner Eltern, dass er eine Ausbildung absolvieren solle („mach du ne anständige Lehre“, Z. 54). Damit geht einher, dass bezüglich der berufsbiographischen Entscheidung die formale Zustimmung der Erziehungsberechtigten erforderlich gewesen ist, denn Fred Landgraf war zu dem Zeitpunkt

des Volksschulabschlusses noch minderjährig. So haben seine Eltern an ihn die Normalformerwartung gestellt, eine Lehre zu absolvieren („Mach du ne anständige Lehre“, Z. 54). Im Rahmen eines eigentheoretischen Kommentars ergänzt Fred Landgraf, dass seine durch die Eltern beeinflusste berufsbiographische Entscheidung zusätzlich durch eine gesellschaftliche Konvention, bezogen auf sein soziales Milieu, bestimmt wurde („wie das so üblich war“, Z. 54). Diese Aussage wird dadurch gesteigert, dass „man“ (Z. 55) sich den Erwartungen und Ansichten der Eltern gefügt und „nicht großartig überlegt“ (Z. 55) habe. Fred Landgraf formuliert zwar nicht, dass seine Eltern ihm die höhere Schulbildung nicht erlaubt oder verboten hätten, aber, dass er sich aufgrund der Normalformerwartung gefügt habe. Durch die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ (Z. 55) anstatt einer passivischen Konstruktion der Sachverhaltsdarstellung bezieht sich Herr Landgraf auf einer allgemeinen, nicht personenbezogenen Ebene verallgemeinernd auf die damalige Zeit und impliziert damit eine allgemeingültige gesellschaftliche Konvention, wonach nicht volljährige Kinder das gemacht hätten, was ihre Eltern von ihnen erwartet haben. Damit schließt der Biographieträger alle nicht volljährigen Kinder in der Zeit seiner Kindheit und Jugend mit ein, bezieht sich aber auch konkret auf sich selbst.

Die Normalitätsvorstellung seiner Eltern, die Fred Landgraf vermutlich übernommen hat, spielt für seine Ausbildungslaufbahn und den für ihn angemessenen Bildungsweg erneut eine Rolle. Interessant ist darüber hinaus, dass er sich vermutlich mit der Entscheidung seiner Eltern arrangiert hat, denn er betont zweimal, dass er das auch gern gemacht habe – damit ist die Tischlerlehre als Gegenpol zur höheren Schulbildung gemeint. Das nachfolgende „also“ (Z. 57) gilt an dieser Stelle als sprachlicher Indikator für die Ergebnissicherung, dass er „ohne Zweifel“ (Z. 57) die Lehre gerne gemacht habe. Damit wird die Hintergrundkonstruktion abgeschlossen und er kommt im dritten Segment zur Darstellung der Haupterzähllinie zurück.

Im zweiten Segment ist das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsausbildung und der Berufsposition als Tischler dominant. Daran anknüpfend konstatiert Herr Landgraf seine unerfüllte Bildungsaspiration, wodurch sich ein biographisches Handlungsschema andeutet. Fred Landgraf attestiert erneut dem formalen Lernen eine gewisse Normalität. Die familiäre Prägung, die aufgrund der Normalformerwartung seiner Eltern und gesellschaftlicher Konventionen in ländlichen Regionen auf eine eher konservative Einstellung hindeutet, sowie die familiäre finanzielle Lage führten dazu, dass er trotz seiner Bildungsaspiration eine Ausbildung absolvierte. Die von Herrn Landgraf konstruierte Normalität, die sich sowohl auf die im ersten Segment dargelegte Schulausbildung als auch auf die Berufsausbildung bezieht, rekurriert auf das Konzept der Normalbiographie. Fred Landgraf verfolgt eine für sich definierte Vorstellung, wie ein normaler bzw. klassischer Ausbildungsweg zur damaligen Zeit auszusehen hatte. Diese

Vorstellung ist familiär sowie durch vorherrschende gesellschaftliche Normierungen und sein soziales Milieu betreffende Konventionen geprägt.

Segment 3: biographisches Handlungsschema des berufsbiographischen Aufstiegs und institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Meisterprüfung und des Zweiten Bildungswegs (Z. 57-64)

Mit der Volljährigkeit habe Herr Landgraf begonnen, eine Abendschule zu besuchen. Zusätzlich habe er in einen Betrieb gearbeitet und die Meisterprüfung als Tischler absolviert.

Durch den sprachlichen Indikator „damals“ (Z. 58) beginnt Fred Landgraf das dritte Segment mit einer Beschreibung eines Sachverhalts: die Volljährigkeit mit 21 Jahren³. Diese Beschreibung weist einen generalisierenden Charakter auf, erneut erkennbar durch das Indefinitpronomen „man“ (Z. 58). Er ergänzt zudem, dass mit der Volljährigkeit eine Unterschrift der Eltern nicht mehr notwendig gewesen sei („da mussten die Eltern nicht mehr unterschreiben“, Z. 58-59) und begründet damit seinen Besuch einer weiterführenden Schule im Rahmen einer Belegerzählung („also bin ich dann angefangen“, Z. 59). Anschließend ist die Sachverhaltsdarstellung bis zum Ende des dritten Segments vornehmlich erzählend und argumentativ. In einem eigentheoretischen Kommentar stellt Herr Landgraf vorwegnehmend heraus, dass er das „alles gemacht“ und „auch durchgezogen“ (Z. 62) habe. Es folgt ein weiterer Erzählgerüstsatz, eingeleitet durch das Rahmenschaltelement „Zwischendurch“ (Z. 62), dass er zusätzlich in einem Betrieb gearbeitet und die Meisterprüfung als Tischler absolviert habe. In dem dritten Segment sind auf formalsprachlicher Ebene die drei zwei- bis dreisekündigen Sprechpausen auffällig.

Durch die einleitende Beschreibung in Bezug auf die Volljährigkeit mit 21 Jahren detailliert Fred Landgraf sein nachfolgendes biographisches Handlungsschemata: den Besuch einer Abendschule. Die Formulierung „damals war es ja noch so“ (Z. 58) richtet sich direkt an die Interviewerin, um in einen Sachverhalt einzuleiten. Nach einer dreisekündigen Planungsphase in Form einer Sprechpause beginnt er der Interviewerin als verhältnismäßig junge Frau zu erläutern, dass es in seiner Jugendzeit noch eine andere gesetzliche Regelung des Volljährigkeitsalters, als sie heute vorherrschend ist, gab. Mit dieser Beschreibung und der damit für ihn verbundenen Unabhängigkeit der Eltern möchte er aber auch seine Entscheidung herleiten und

³ Bis zum Jahr 1975 gilt die Volljährigkeit ab 21 Jahren und „erst mit dem 'Gesetz zur Neuregelung des Volljährigkeitsalters' vom 31.07.1974 wurden schließlich am 01.01.1975 alle die, die zwischen 01/1954 und 01/1957 geboren waren, volljährig“ (JuraForum 2020).

begründen, dass er eine Abendschule besucht hat. Ab dem Zeitpunkt seiner Volljährigkeit sei er nicht mehr auf die Zustimmung seiner Eltern angewiesen („da mussten die Eltern nicht mehr unterschreiben“, Z. 58-59), wodurch er mit dem Besuch weiterführender Schulen begonnen habe („also bin ich angefangen, bin auf weiterführende Schulen gegangen“, Z. 59-60). Dadurch initiiert Fred Landgrafs Volljährigkeit eine Wendung in der Verlaufsgeschichte: Die familiär bedingte Fremdbestimmung seines schulischen und beruflichen Werdegangs wird hier aufgebrochen, sodass er beginnt seine Bildungsaspiration umzusetzen. Damit kann er sich seinen Wunsch nach höherer Schulbildung, den er im zweiten Segment dargelegt hat, erfüllen. Mit Bezug auf das nachfolgende vierte Segment kann festgehalten werden, dass er das Abitur nachgeholt hat. Mit einer gewissen Selbstverständlichkeit erzählt er weiter, dass es sich bei der von ihm besuchten Schule um eine Abendschule handelte („natürlich Abendschule“, Z. 60), die er neben seiner Berufstätigkeit besuchte („Zwischendurch [...] in einem Betrieb gearbeitet“, Z. 62-63). Zusätzlich habe er die Meisterprüfung als Tischler absolviert („Tischlermeisterprüfung“, Z. 64).

Durch einen argumentativen eigentheoretischen Kommentar ergänzt Herr Landgraf noch in Bezug auf den Besuch der Abendschule, dass er das auch durchgezogen habe. Dieser Kommentar lässt andeuten, dass es Diskrepanzen zwischen ihm und seinen Eltern gegeben haben könnte, da seine Eltern möglicherweise andere Vorstellungen von seinem beruflichen Werdegang hatten. Die Erwartungen seiner Eltern erfüllte der Biographieträger jedoch auch, denn er absolvierte eine handwerkliche Lehre und sogar die Meisterprüfung als Tischler. Darüber hinaus erfüllte er sich auch seine eigenen Wünsche durch den Besuch der Abendschule.

Im dritten Segment sind das biographische Handlungsschema des berufsbiographischen Aufstiegs durch Bildung und das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Meisterprüfung und des Zweiten Bildungswegs identifizierbar. Der Besuch der Abendschule kann mit Bezug auf das vierte Segment als institutioneller notwendiger Schritt für seinen angestrebten Bildungsaufstieg angesehen werden, der über das Konstatieren seiner Erledigung hinaus keine weitere Erwähnung findet („Das hab ich alles gemacht, und hab das auch durchgezogen“, Z. 62). Zusätzlich findet hier eine Wendung in seinem ausbildungs- und berufsbiographischen Werdegang statt: von einer Fremdbestimmung hin zur Selbstbestimmung und die Erlangung von Autonomie. Die Schullaufbahn und die Ausbildungsphase wurden Fred Landgraf von seinen Eltern vorgegeben und erst mit der Volljährigkeit konnte er sich von den konstruierten Normalitätsvorstellungen aufgrund der Vorgaben seiner Eltern befreien. So erlangte er Autonomie und konnte seine Bildungsaspiration im Rahmen des Zweiten Bildungswegs umsetzen. Dadurch ist

auch der Beginn eines übergeordneten diffusen Wandlungsprozesses als höchste, zentralste Prozessstruktur identifizierbar, denn Herr Landgraf initiiert durch institutionelle Bildung einen sozialen Aufstiegsprozess. Diesen gilt es im weiteren Verlauf noch genauer herauszuarbeiten.

Segment 4: biographisches Handlungsschema des Bildungsaufstiegs und institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster des Studiums (Z. 64-74)

Fred Landgraf habe das Abitur nachgeholt und anschließend BWL mit dem Schwerpunkt Marketing studiert. Er begründet seine Entscheidung für den Schwerpunkt Marketing und hält fest, dass er das Studium erfolgreich absolviert habe.

Im vierten Segment ist die Sachverhaltsdarstellung vornehmlich erzählend, die durch Belegargumentationen gestützt wird. Zunächst beginnt das Segment mit einer Art argumentativer Ergebnissicherung („das war das Ganze so in dem System“, Z. 64-65), die das thematische Ende der Schullaufbahn und der grundständigen Ausbildungsphase markiert. Die Haupterzähllinie wird anschließend durch einen Erzählgerüstsatz weitergeführt und durch ein Rahmenschaltelement markiert („Dann hab ich [...] Abitur nachgeholt“, Z. 65). Auffällig ist, dass der Biographieträger anfängt zu stottern und eine dreisekündige Pause einlegt. Anschließend erzählt Fred Landgraf, dass er ein Studium absolviert habe und plausibilisiert kurz die Rahmenbedingungen des von ihm belegten Studiengangs in einer generalisierenden Form, erkennbar an der dreifachen Verwendung des Indefinitpronomens „man“ (Z. 71, Z. 72). Auffällig ist, dass Herr Landgraf zwei Mal betont, dass er das Studium auch mit Abschluss absolviert habe (Z. 68, Z. 73).

Der thematische Abschluss des Systems Schule und der Ausbildung markiert den Beginn des vierten Segments. Fred Landgraf verweist damit auf seine familiär bestimmte Schullaufbahn, die Ausbildung zum Tischler und das Absolvieren der Tischlermeisterprüfung (Segment 1-3). Nach einer kurzen Planungs- und Findungsphase, die erkennbar ist durch das Stottern und die dreisekündige Sprechpause, kommt Herr Landgraf zur Darstellung des Ereignisablaufs zurück. Er betont, dass er die Abendschule mit dem Abitur abgeschlossen habe. Das Nachholen des Abiturs scheint für Fred Landgraf ein notwendiger Schritt im angestrebten sozialen Aufstieg zu sein und die explizite Nennung dessen dient an dieser Stelle des biographischen Interviews als Überleitung zum nächsten institutionellen Schritt im Rahmen seines sozialen Aufstiegsprozesses; darüber hinaus findet es keine weitere Erwähnung.

Herr Landgraf hat anschließend ein Studium der Betriebswirtschaft absolviert („hab BWL studiert“, Z. 65-66). Dieses spezifiziert er nachfolgend mit der Wahl des Schwerpunktes Marketing

(Z. 69) und erläutert dies ergänzend im Rahmen einer Belegargumentation. Das BWL-Studium habe allgemein zwei Wahlmöglichkeiten (Steuerrecht und Marketing, Z. 72-73) geboten und Fred Landgraf gesteht sich ein, dass er es „mit Steuern nie so gehabt“ (Z. 72) habe, weshalb er den Schwerpunkt Marketing gewählt habe. Obwohl er betont, er habe „bewusst“ (Z. 71) den Schwerpunkt Marketing gewählt, erscheint hier der Verdacht, dass die Entscheidung eher nach dem seine Fähigkeiten abwiegenden Ausschlussprinzips gefällt wurde; eine interessengeleitete Entscheidung kann hier nicht herausgelesen werden. Auch das Adverb „deswegen“ (Z. 73) untermauert die Lesart.

Fred Landgraf betont darüber hinaus zweimal, dass er das Studium auch mit Abschluss absolviert habe. Möglicherweise möchte er mit der zweifachen Nennung deutlich machen, dass er trotz seiner sozialen Herkunft sowie den heteronomen Erwartungen in Bezug auf die schulische und berufliche Laufbahn, im Rahmen eines zweiten Bildungswegs erfolgreich war und seine Bildungsaspiration eigenständig umsetzen konnte.

Im vierten Segment sind einerseits das Handlungsschema des biographischen Aufstiegs durch Bildung, welches auch für das Erkenntnisinteresse bedeutsam ist, und andererseits das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster des Studiums dominant. Der soziale Aufstieg wird durch das Nachholen des Abiturs an einer Abendschule eingeleitet und durch das Absolvieren des Studiums intensiviert. Der Biographieträger erlangt durch das Aufnehmen eines Studiums weitere Autonomie und grenzt sich damit noch mehr von seinem Elternhaus und seiner sozialen Herkunft ab. Dadurch wird auch das Potenzial des übergeordneten diffusen Wandlungsprozesses weiter verstärkt, denn Fred Landgraf nutzt nach dem Besuch der Abendschule nun eine Universität als Umsetzungsort für seinen Wandlungsprozess. Durch verwaltetes Lernen im Rahmen dieser beiden Bildungseinrichtungen befördert Herr Landgraf den sozialen Aufstiegsprozess.

Segment 5: Berufsbiographische Suchbewegung und Entscheidungskrise (Z. 74-86)

Während des Studiums habe Fred Landgraf als Tischlermeister gearbeitet. Zudem habe er seine Ehefrau kennengelernt. Nach Abschluss des Studiums habe er sich gefragt, wie seine berufliche Zukunft aussehen solle, weil er sowohl gelernter Tischlermeister als auch studierter Betriebswirtschaftler sei. Ein ehemaliger Kommilitone habe ihm daraufhin ein Stellenangebot unterbreitet, das er aufgrund eines Aushandlungsprozesses mit seiner Ehefrau abgelehnt habe. Anschließend bewertet der Biographieträger den beruflichen Werdegang seines ehemaligen Kommilitonen als erfolgreich.

Im fünften Segment ist das Kommunikationsschemata der Erzählung dominant. Um der zeitlichen Abfolge des Ereignisablaufs zu folgen, wird mehrfach das Rahmenschaltelement „dann“ verwendet (Z. 74, Z. 75, Z. 79, Z. 81, Z. 83). Zu Beginn ergänzt Herr Landgraf durch einen zeitlichen Markierer („zwischenzeitlich“, Z. 74) den Ereignisablauf. Interessant ist nachfolgend, dass er der Haupterzähllinie folgend die Erzählung weiterführen möchte, diese aber durch eine kurze eingeschobene, einen Halbsatz umfassende, Hintergrundkonstruktion unterbricht („äh hatte ich auch meine Frau kennengelernt“, Z. 74-75). Anschließend wiederholt er noch einmal den zuvor abgebrochenen Satzanfang („und dann stand“, Z. 75) und nimmt die Erzählung wieder auf. Er rekonstruiert im Rahmen eines Erzählgerüstsatzes („dann stand man eigentlich so äh vor der großen Frage, was mache ich jetzt weiter“, Z. 75-76) eine für ihn berufsbiographisch relevante Frage, bei der zwei Aspekte auf formalsprachlicher Ebene auffällig sind: zum einen benutzt Fred Landgraf das personenunbezogene Indefinitpronomen „man“ (Z. 75) und zum anderen wechselt die Erzählzeit ins Präsens (Z. 76-77). Nachfolgend wird die Erzählung sehr dicht, in dem er zweimal wörtliche Rede in der Erzählzeit Präsens rekonstruiert (Z. 79, Z. 81-82). Es folgt ein weiterer Erzählgerüstsatz („dann hab ich das nicht gemacht“, Z. 83). Zum Ende des Segments koppelt Herr Landgraf die Erzählung von seiner eigenen Lebensgeschichte ab (Z. 83-84), wobei auffällig ist, dass er die Zeitangabe „heute“ (Z. 84) verwendet. Die Erzählung im fünften Segment schließt nach einer zweisekündigen Pause mit einer Vorkoda und einer weiteren viersekündigen Pause.

Das fünfte Segment beginnt Fred Landgraf mit der Ergänzung, dass er neben dem BWL-Studium auch Tischlermeister gewesen sei. Es stellt sich die Frage, ob er tatsächlich als Tischlermeister gearbeitet hat oder ob er ausschließlich die Meisterprüfung absolvierte. Mit Bezug auf die nachfolgende Erzählung seiner berufsbiographischen Suchbewegung lässt sich schließen, dass er vermutlich die Meisterprüfung absolvierte und als Tischlermeister während des Studiums arbeitete. Dadurch, dass der Biographieträger sowohl die Tischlermeisterprüfung als auch das BWL-Studium machte, wird eine berufsbezogene Suchbewegung initiiert, die sich in einer Entscheidungskrise von berufsbiographischer Relevanz verdichtet. Die Hintergrundkonstruktion, in der er kurz erwähnt, dass er seine Ehefrau kennengelernt hat, ist für die Plausibilisierung der weiteren Suchbewegung und Entscheidungskrise relevant, denn seine Ehefrau wird als signifikante Andere zur beruflichen Beraterin – und letztendlich auch zur Entscheidungsträgerin. Zunächst aber führt Fred Landgraf in diese Suchbewegung ein, indem er vor der Frage gestanden habe, welchen beruflichen Weg er einschlagen solle. Dabei benutzt er ein personenunbezogenes Indefinitpronomen, bezieht aber die Frage auf sich selbst. Dies ist erkennbar durch die

nachfolgende ganz konkrete Frage: „was mache ich jetzt weiter“ (Z. 76). Vermutlich schließt er mit der Verwendung des Indefinitpronomens schon seine Ehefrau als signifikante Andere mit ein, um das gemeinschaftliche Erleben und die nachfolgende berufsbiographische Entscheidung auszudrücken. Er rekonstruiert die Frage, die er sich selbst gestellt hat, wörtlich und wechselt hierbei ins Präsens: Herr Landgraf habe überlegt, ob er als Tischlermeister arbeiten oder sich eine Stelle als Betriebswirt suchen solle.

Um seine berufsbiographische Suchbewegung weiter darzulegen, rekurriert Fred Landgraf zunächst auf einen ehemaligen Kommilitonen, der sich mit einer Unternehmensberatung selbstständig gemacht habe. Herr Landgraf benennt diesen als „Mitstudenten, also Mitkollegen und so weiter“ (Z. 78), wodurch zunächst nicht eindeutig geklärt werden kann, woher er ihn tatsächlich kennt. Sein ehemaliger Kommilitone habe ihm ein Stellenangebot in seiner gegründeten Unternehmensberatung unterbreitet („hat mir dann gesagt, mach mit“, Z. 79), wodurch darauf geschlossen werden kann, dass der Biographieträger ihn im BWL-Studium kennengelernt hat. Sprachlich auffällig ist, dass Herr Landgraf von einer „Betriebsberatung“ (Z. 78) spricht, und damit eigentlich den Fachterminus einer Unternehmensberatung meint. Hier zeigt sich Fred Landgrafs bestehende Fremdheit zu einem akademischen Milieu. Durch dieses Stellenangebot wird bei Herrn Landgraf ein Entscheidungsprozess evoziert, der sich durch den nachfolgenden Aushandlungsprozess mit seiner Ehefrau zu einer Entscheidungskrise zuspitzt. Fred Landgraf leitet zunächst in den Aushandlungsprozess ein, wobei durch die Kombination des Rahmenschaltelements „dann“ (Z. 81) mit der Konjunktion „aber“ (Z. 81) ein erster Gegensatz zu Herrn Landgrafs Einstellung zu dem Stellenangebot vermuten lässt. Die Erzählung wird anschließend durch die Nachahmung wörtlicher Rede seiner Ehefrau sehr dicht.

Er rekonstruiert, dass seine Ehefrau gegen die Annahme des Stellenangebots sei und dass sie damit argumentiert habe, dass die Familie darunter leiden würde, wenn Fred Landgraf dann nach „außerhalb“ (Z. 82) gehen würde. Damit ist vermutlich die räumliche Distanz der Unternehmensberatung gemeint, wie auch nachfolgend belegt wird, denn sein Kommilitone sei anschließend nach „Stadt_3*“ (Z. 83) gezogen. Es zeigt sich, dass seine Ehefrau aus einer eher konservativen Familienvorstellung heraus dafür plädiert, dass Fred Landgraf die Stelle nicht annehmen solle. Zudem lässt sich hier erneut erkennen, dass die räumliche Distanz zum Ort ein wichtiges Entscheidungskriterium darstellt – wie auch bei seiner Schulbildung. Der Biographieträger beendet die rekonstruierte Argumentation seiner Ehefrau („und so in der Art“, Z. 82-83) und durch ein Rahmenschaltelement („dann“, Z. 83) wird die Erzählung in ihrer zeitlichen Abfolge durch einen weiteren Erzählgerüstsatz fortgesetzt: Er habe sich gegen das Stellenangebot seines ehemaligen Kommilitonen entschieden. Die Analyse zeigt, dass das

Rahmenschaltelement an dieser Stelle nicht als solches fungiert, sondern als Synonym für „aus dem Grund“ angesehen werden kann: Aufgrund des Aushandlungsprozesses wird Fred Landgraf entscheidend durch seine Ehefrau und den von ihr angeführten Faktoren beeinflusst, woraufhin er das Stellenangebot ablehnt. Diesbezüglich können folgende wichtige Aspekte festgehalten werden:

- (1) Fred Landgraf ordnet sich den vermeintlich konservativen Familienvorstellungen seiner Ehefrau unter. Die Dimension der Fremdbestimmung ist aber eine andere als bei seiner schulischen Laufbahn und der Ausbildung, denn die Entscheidung obliegt eigentlich ihm selbst und er fällt eine Entscheidung durch Abwägen und letztendlich durch die Priorisierung seines Familienlebens: Herr Landgraf nimmt quasi seiner Ehefrau zuliebe die angebotene Stelle in der Unternehmensberatung nicht an.
- (2) Interessant ist, dass er erstens seine eigene Präferenz in Bezug auf das Stellenangebot nicht benennt und zweitens keinerlei wertenden Bezug – weder aus damaliger Perspektive noch aus heutiger Sicht – auf die Argumentation seiner Frau und die damit verbundene eigene Entscheidungskrise nimmt. Er führt ausschließlich extrinsische Faktoren an, wobei intrinsische Faktoren gänzlich ausgespart werden. Möglich ist, dass durch seine Sozialisation, die an ihn herangetragenen Erwartungen zu erfüllen, der Aushandlungsprozess auch eine gewisse Entscheidungshilfe bedeutet hat. Der Biographieträger hat gelernt damit umzugehen bzw. es anzunehmen, dass signifikante Andere seine Entscheidungen beeinflussen. Demnach hat Herr Landgraf die Familie dieser beruflichen Möglichkeit vorgezogen.
- (3) Dadurch resultiert aber auch, dass die Absage des Stellenangebots in der Unternehmensberatung für ihn zu einer beruflichen verpassten Chance im Prozess seines sozialen Aufstiegs wird. Dieser berufsbiographische Entscheidungsprozess, der sich durch den Aushandlungsprozess möglicherweise auch zu einer Entscheidungskrise verdichtet hat, scheint Herrn Landgraf aber nicht unglücklich gemacht zu haben. Er geht im Rahmen des Interviews nicht weiter auf diese Entscheidungskrise und vermeintliche berufliche verpasste Chance ein und es sind keinerlei Indizien in weiteren Passagen erkennbar, dass er aufgrund der verpassten Chance verbittert auf sein Leben zurückschaut oder aber seiner Ehefrau dafür die Schuld gibt. Vorstellbar ist einerseits, dass er dies nicht tut, um seiner Ehefrau in der Quasiöffentlichkeit des Interviews nicht die Schuld für seine verpasste Chance zu geben; dies zeigt eine starke Loyalität zur Ehefrau. Andererseits könnte das Stellenangebot für ihn gar keine wichtige berufliche Chance dargestellt haben. Es scheint, als ob er in der damaligen Situation selbst nicht genau wusste, welchen beruflichen Werdegang er verfolgen

sollte, wodurch die Fokussierung auf das Familienleben für ihn eine Entscheidungshilfe darstellte.

- (4) Es könnte bei der Entscheidung aber auch eine Rolle gespielt haben, dass Fred Landgraf in seiner Identität als Handwerker und in einem sozialen Milieu doch stärker verankert ist, als er zuvor angenommen hat. Er hat eine bodenständige Lehre absolviert, den Meister gemacht und war als Tischler tätig. Vielleicht hat ihn sein akademischer Status zu der Zeit des Stellenangebotes, welches er direkt nach dem BWL-Studium bekommen hat, auch Angst gemacht und er konnte bzw. wollte seine Identität als Handwerker nicht aufgeben.

Anschließend koppelt Fred Landgraf die Erzählung von seiner eigenen Lebensgeschichte ab, um den Karriereweg seines ehemaligen Kommilitonen kurz zu skizzieren: Dieser sei umgezogen („Er ist dann nach Stadt_3* gegangen“, Z. 83) und habe eine erfolgreiche Karriere mit seiner Unternehmensberatung zu verzeichnen („heute eigentlich sehr erfolgreich in in dem Ganzen äh (..) Metier“, Z. 84). Auf formalsprachlicher Ebene sind zwei Aspekte auffällig: Einerseits bezieht sich die Zeitangabe („heute“, Z. 84) vermutlich nicht tatsächlich auf den Tag des Interviews, andererseits wird an dieser Stelle erneut die Fremdheit zum akademischen Milieu deutlich: Der Partikel „äh“, der dazu dient, kurze Sprechpausen zu überbrücken, in Kombination mit der darauffolgenden zweisekündigen Erinnerungspause lassen vermuten, dass Herr Landgraf nach dem richtigen Wort sucht. Dieses scheint ihm aber nicht einzufallen, weshalb er die allgemeine Bezeichnung für eine berufliche Tätigkeit („Metier“, Z. 84) benennt. Zudem ist anhand dieser Formulierung nicht erkennbar, ob Fred Landgraf den angesprochenen Erfolg („eigentlich sehr erfolgreich“, Z. 84) wertend meint oder, ob dies bei ihm mit einem gewissen Gefühl von Neid verbunden sein könnte. Im Sprachgebrauch sind diesbezüglich keine eindeutigen Besonderheiten erkennbar, ausschließlich das nachfolgende „Joa“ (Z. 86) könnte mit einer Wertung versehen werden.

Die Erzählung schließt mit einer zweisekündigen Sprechpause und mit einer Vorkoda, in dem Fred Landgraf sich selbst die Frage stellt, was er weitererzählen könne. Es folgt eine erneute viersekündige Pause, die der Planung der weiteren Erzählung dient.

Im fünften Segment lassen sich folgende Prozessstrukturen herausarbeiten: die berufsbiographische Suchbewegung sowie Entscheidungskrise und das lebenszyklische Ablaufmuster in Bezug auf das Kennenlernen seiner Ehefrau. Es wird bezüglich der Entscheidungskrise erneut eine partnerschaftliche bzw. familiäre Beeinflussung und Fremdbestimmung Fred Landgrafs deutlich, wie auch bei der durch seine Eltern bestimmten Schul- und Ausbildung. Er geht in einen Aushandlungsprozess mit seiner Ehefrau als signifikante Andere, die damit zur

beruflichen Beraterin und Entscheidungsträgerin wird. Es bleibt die Frage offen, warum Fred Landgraf entweder als Tischler oder als Betriebswirtschaftler arbeiten möchte. Er ist in der privilegierten Situation, dass er die beiden Ausbildungen beruflich sehr gut miteinander verknüpfen könnte, sodass er sowohl als Tischlermeister als auch als Betriebswirtschaftler arbeiten könnte, um seinen sozialen Aufstiegsprozess weiterzuführen.

Segment 6: Abbruch der Berufskarriere und Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch berufliche Statusinkonsistenz (Z. 86-89)

Fred Landgraf stellt seine nächste berufsbiographische Station dar: Er habe als Tischlermeister in einem befristeten Arbeitsverhältnis gearbeitet.

Die Sachverhaltsdarstellung ist im sechsten Segment erzählend. Auffällig sind die vier verhältnismäßigen langen Sprechpausen von drei Sekunden in Kombination mit den Partikeln „äh“ (Z. 86) und „ähm“ (Z. 86). Zusätzlich verwendet er zwei Artikel („das“, „die“ Z. 88) und ein Adverb („da“, Z. 87), ohne hierzu konkrete Bezüge herzustellen.

Nach dem Ausdruck des Verstehens („Ach so“, Z. 86) als Antwort auf die im fünften Segment gestellte Frage („Soweit das, was ich noch(?)“, Z. 86) und einer dreisekündigen Pause, positioniert sich Fred Landgraf im Rahmen eines Erzählgerüstsatzes: Seine berufsbiographische Entscheidung stellt die Arbeit als Tischlermeister dar. Vorab sind aber Sprechpausen in Form von Erinnerungs- und Planungsphasen sowie Partikel, die ein Stottern implizieren, identifizierbar. Diese formalsprachlichen Auffälligkeiten sind Hinweise darauf, dass Herr Landgraf einen für ihn empfundenen problematischen Punkt anspricht: die Entscheidungskrise in Bezug auf seine Berufskarriere. Er denkt wahrscheinlich noch über das Stellenangebot und die vermeintlich verpasste Chance nach, welches er im vorherigen Segment 5 darlegte. Möglicherweise hätte Fred Landgraf doch gerne die Stelle in der Unternehmensberatung angenommen, um seinen akademischen Status beruflich fruchtbar zu machen. Er hat sich aber in seiner berufsbiographischen Entscheidung beeinflussen lassen und demnach eine Stelle als Tischlermeister angenommen.

Den Betrieb, in dem Fred Landgraf gearbeitet hat, ordnet er räumlich mit dem Adverb „hier“ (Z. 87) ein, womit weiterhin Stadt_1* gemeint ist, die seine Heimatstadt darstellt und in der das Interview geführt wird. Damit zeigt er einerseits indirekt auch die Verbundenheit mit seiner Heimat auf und andererseits seine berufliche lokale Verortung. Sein Beschäftigungsverhältnis in dem Tischlereibetrieb sei aber nur befristet gewesen und sein Arbeitgeber habe den Vertrag

nicht verlängert, wie der Biographieträger im letzten Halbsatz des Segments hinzufügt („das haben die nicht verlängert“, Z. 88). Durch die Verwendung des Adverbs „da“ (Z. 87), um von dem Tischlerleibetrieb zu sprechen, des Artikels „das“ (Z. 88) als konkreten Bezug auf seinen Arbeitsvertrag und „die“ (Z. 88) als Betitelung des Arbeitgebers wird eine gewisse Distanzierung zum Beschäftigungsverhältnis erkennbar. Interessant ist darüber hinaus, dass Fred Landgraf den Verlust seiner Stelle als Tischlermeister im Rahmen des biographischen Interviews nicht reflektiert. Es ist denkbar, dass sein akademischer Status und die damit verbundene Überqualifikation Einfluss auf das Auslaufen des Beschäftigungsverhältnisses gehabt haben.

Im sechsten Segment sind die Prozessstrukturen des Abbruchs der Berufskarriere und die Aufschichtung des Verlaufskurvenpotenzials durch die berufliche Statusinkonsistenz dominant. Herr Landgraf hat sich nach dem Aushandlungsprozess mit seiner Ehefrau im Rahmen seiner berufsbiographischen Suchbewegung gegen eine Stelle in der Unternehmensberatung entschieden. Damit nutzt er seine akademische Qualifikation, die er durch das Studium der Betriebswirtschaftslehre erworben hat, nicht und es entsteht durch die Entscheidung für das Handwerk ein Gap zwischen seinem akademischem Status und seinem tatsächlichen beruflichen Tun. Dadurch kämpft er mit einer beruflichen Statusinkonsistenz, die mit Blick auf die zentrale Fragestellung im weiteren Verlauf des biographischen Interviews weiter herausgearbeitet werden muss. Diese wird zusätzlich durch die Arbeitslosigkeit aufgrund des befristeten und nicht verlängerten Beschäftigtenverhältnisses verschärft, denn Fred Landgraf ist nicht umfassend in der Lage auf seine berufsbiographische Situation selbstbestimmt und gestaltend einzuwirken.

Segment 7: Bearbeitung des Verlaufskurvenpotenzials durch berufliche Selbstständigkeit (Z. 90-98)

Anschließend habe sich Fred Landgraf mit einem Tischlereibetrieb selbstständig gemacht. Er habe exklusive Einrichtungsgegenstände hergestellt, die deutschlandweit vertrieben worden seien.

Die Sachverhaltsdarstellung ist im siebten Segment erzählend und argumentativ: Herr Landgraf erzählt dem Ereignisablauf folgend seinen berufsbiographischen Schritt der Selbstständigkeit und plausibilisiert dies mit Belegargumentationen, die an dem sprachlichen Indikator „also“ (Z. 91, Z. 94, Z. 98) erkennbar sind. Es sind wenige Sprechpausen vorhanden, die durch den Partikel „äh“ (Z. 90, Z. 93, Z. 94, Z. 96) ergänzt werden. Die Haupterzähllinie wird durch das Rahmenschaltelement „dann“ (Z. 90) zu Beginn des Segments weitergeführt. Weiterführend wird

durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede die Erzählung sehr dicht („und dann habe ich gesucht, dann machen wir ne eigene Werkstatt auf“, Z. 90-91), wobei er das Pronomen „wir“ verwendet. Nachfolgend lässt sich eine Begründung aus heutiger Perspektive identifizieren, die bis zum Ende des siebten Segments fortgeführt wird; der sprachliche Indikator „also“ wird dreimal verwendet (Z. 91, Z. 94, Z. 98). Ein argumentativer eigentheoretischer Kommentar zur beruflichen Selbstständigkeit schließt das Segment ab („Ne, also das war schon (..) so ne gute Sache“, Z. 98).

Das siebte Segment zeigt eine weitere Station in Fred Landgrafs Berufsbiographie auf. Zunächst beginnt er aber in Bezug auf das vorherige Segment kurz darzulegen, dass er in der Konsequenz der nicht erfolgten Verlängerung seines Beschäftigungsverhältnisses arbeitslos geworden sei („von jetzt auf gleich vor dem Nichts“, Z. 90). Bezüglich dieser Aussage, die eine gewisse Dramaturgie erkennen lässt, scheint es so, als ob das Ende des Beschäftigungsverhältnisses plötzlich und ohne Vorankündigung eingetreten ist. Ob Herr Landgraf einige Zeit vorher schon wusste, dass sein Arbeitsvertrag nicht verlängert wird, kann nicht geklärt werden.

Aus der vermeintlichen Not heraus habe Fred Landgraf eine eigene Tischlereiwerkstatt gegründet. Der nachfolgende Erzählergerüstsatz, in dem wörtliche Rede rekonstruiert wird, veranschaulicht dies („und dann habe ich gesucht, dann machen wir ne eigene Werkstatt auf“, Z. 90-91). Mit der Verwendung des Pronomens „wir“ zeigt er das kollektive Erleben mit seiner Ehefrau auf, welches einen gemeinschaftlichen Entscheidungsprozess impliziert. Mit Bezug auf seine weitere Lebensgeschichte ist wichtig zu betonen, dass seine Ehefrau nicht in der Werkstatt tätig gewesen ist, sondern zur damaligen Zeit eine Anstellung bei der Stadt hatte (Subsegment 8.4). Interessant ist darüber hinaus, dass der Biographieträger auf den Gründungsprozess der Werkstatt und welche Herausforderungen damit verbunden sein können, nicht eingeht und diesen zu keiner Zeit im biographischen Interview reflektiert. Durch den alleinigen Ausspruch wirkt die Gründung des Tischlereibetriebs und der gesamte Prozess hin zur Selbstständigkeit schnell und einfach.

Der sprachliche Indikator „also“ (Z. 91) markiert den Beginn einer Begründung aus heutiger Sicht, die sich auf die Selbstständigkeit mit der Tischlerei bezieht und bis zum Ende des Segments geht. Fred Landgraf hält zunächst noch einmal bestärkend fest, dass er eine eigene Tischlerei hatte. Mit Bezug auf sein vorheriges BWL-Studium verdeutlicht er sein zweigleisiges Vorgehen (Z. 92), wengleich er sich dann aber für die Tischlerei entschieden habe. Demzufolge kann Fred Landgraf aufbauend auf seine unterschiedlichen beruflichen Qualifikationen den sozialen Aufstiegsprozess doch noch vorantreiben: Er kann als Inhaber der Tischlerei von seiner

akademischen Qualifikation als Betriebswirtschaftler profitieren und Synergien nutzen, wodurch er seinen beruflichen und sozialen Aufstieg selbstbestimmt gestaltet.

Weiter scheint es ihm besonders wichtig zu sein, herauszustellen, dass er „ganz spezielle Möbel“ (Z. 94) und „nicht so das nullachtfünfzehn“ (Z. 93) hergestellt habe und, dass er Erfolg mit seinem Tischlereibetrieb gehabt hätte, denn seine Möbel seien in ganz Deutschland nachgefragt worden. Damit möchte er die Exklusivität seiner Möbel herausstellen, als Andeutung auf seinen sozialen und beruflichen Aufstiegsprozess. Zudem könnte damit die Intention verbunden sein, seinen beruflichen Erfolg im Vergleich zu seinem ehemaligen Kommilitonen (Segment 5) zu präsentieren. Auch hier lässt sich ein Zusammenhang zu seinem Studium der Betriebswirtschaftslehre herstellen, denn der Schwerpunkt Marketing ist durchaus für seine berufliche Selbstständigkeit förderlich: Er wurde vermutlich durch die Erfahrungen im Bereich des Marketings dazu inspiriert, „ganz spezielle Möbel“ (Z. 94) zu produzieren. Die primäre Nutzung seiner akademischen Qualifikation bleibt zwar aus, aber diese kommt ihm beruflich zugute und er kann von ihr profitieren. Auffällig ist hierbei, dass Herr Landgraf keine Verbindung zu seinen akademischen Qualifikationen herstellt, sondern ausschließlich aus der Perspektive eines Tischlers seine neu angetretene Selbstständigkeit fokussiert.

Resümierend stellt er aus heutiger Perspektive fest, dass das „schon so ne gute Sache“ (Z. 98) gewesen sei, womit er konkreten Bezug auf die Tischlerei nimmt. Die zwei zweisekündigen Pausen in dieser Ergebnissicherung lassen darauf schließen, dass der Biographieträger im Interview in Erinnerungen schwelgt und sich an diese für ihn positiv empfundene Zeit der Selbstständigkeit zurückerinnert.

Das Verlaufskurvenpotenzial wird durch die Arbeitslosigkeit und „vor dem Nichts“-Stehen (Z. 90) weiter aufgeschichtet. Es scheint jedoch sehr einfach für ihn, das Verlaufskurvenpotenzial zu bearbeiten, indem er eine berufsbiographische Entscheidung trifft: Herr Landgraf macht sich mit einer Tischlerei selbstständig. Somit ist die Bearbeitung des Verlaufskurvenpotenzials durch die Selbstständigkeit als berufsbiographisches Handlungsschema dominant. Durch die fremdbestimmte Situation, ausgelöst durch die Kündigung bzw. das Auslaufen des Beschäftigungsverhältnisses wird Fred Landgraf zunächst handlungsunfähig, wodurch sich das Verlaufskurvenpotenzial weiter aufschichtet. Er schafft es aber sich aus dieser vermeintlichen Not zu lösen und wird vor die existenzielle Entscheidung gestellt, wie es für ihn beruflich weitergehen soll. Darauf folgend ermöglicht es ihm sich durch die Gründung eines Tischlereibetriebs aus der fremdbestimmten Lage zu befreien. Damit konkretisiert er sein Berufsgebiet und entscheidet sich vordergründig für einen Berufszweig, in dem er ausgebildet ist: das Handwerk. Durch die

berufliche Selbstständigkeit kann damit das Verlaufskurvenpotenzial bearbeitet und überwunden werden. Zudem kann er durch dieses Handlungsschema der Selbstständigkeit seine weitere Karriere planen, woraus sich auch seine berufliche Statusinkonsistenz auflöst.

Damit verbunden ist weiterhin der diffuse Wandlungsprozess: Fred Landgraf kann sich durch schöpferisches Lernen aus der vermeintlichen Not befreien, wodurch die existenzielle Entscheidung der Selbstständigkeit so zu sagen zu einem Rettungsanker für ihn wird – auch um seinen beruflichen Aufstiegsprozess weiter voranzutreiben.

Segment 8: Verlaufskurve der Krebserkrankung und Transformation zur Verlaufskurve des Tischlereibetriebs (Z. 98-155)

Der Biographieträger thematisiert in dem in fünf Subsegmente untergliederten achten Segment, dass er an Krebs erkrankt ist und zeigt den medizinischen Behandlungsverlauf auf. Zunächst legt er den Ausbruch und die Symptome seiner Krebserkrankung dar und erläutert anschließend den Prozess der Erstdiagnose (Subsegment 8.1) und der daraus resultierenden ersten medizinischen Intervention: der operative Eingriff zur Entfernung von Tumoren und die anschließende Chemotherapie (Subsegment 8.2). Anschließend wurde eine Nachuntersuchung durchgeführt, die zu einer neuen Diagnose und einer zweiten medizinischen Intervention in Form weiterer Chemotherapien führte (Subsegment 8.3). Weiterführend werden von Herrn Landgraf die Auswirkungen seiner Krebserkrankung auf seine berufliche Selbstständigkeit und die damit einhergehende Arbeit in der Tischlerei dargelegt (Subsegment 8.4). Durch das mehrfache Durchlaufen der medizinisch notwendigen Schritte konnte der Krebs geheilt werden (Subsegment 8.5).

Im achten Segment ist die negative Verlaufskurve der Krebserkrankung dominant, die durch das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der medizinischen Krebserkrankung und der Interventionen bearbeitet und letztendlich überwunden werden kann. Zusätzlich wird durch die Krebserkrankung und die damit einhergehenden medizinischen Interventionen das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Selbstständigkeit bedroht.

Auf der Basis der hier präsentierten Analyse kann festgehalten werden, dass die biographische Entwicklung zunächst drei Dimensionen einer negativen Verlaufskurve aufweist: die Krankheitsverlaufskurve transformiert sich einerseits zur Verlaufskurve der familiären lebensweltlichen Existenz (1) und andererseits zum drohenden Niedergang seines Handwerksbetriebs (2). Wie aus der weiteren lebensgeschichtlichen Erzählung hervorgeht, zeichnet sich aber noch eine weitere vierte Transformation der Verlaufskurve ab: Fred Landgraf stellt seine psychosoziale

Stabilität existenziell in Frage, was sich dadurch ausdrückt, dass er Freitodgedanken entwickelt (Subsegment 14.1, Subsegment 22.1/5.1).

Das achte Segment ist aus lebensgeschichtlicher Sicht und mit Bezug auf die Interviewsituation für die zentrale Fragestellung des vorliegenden Forschungsvorhabens relevant:

- (1) Die lebensbedrohliche Krebserkrankung bietet einen Anlass zur biographischen Reflexion im Rahmen des Interviews, wodurch möglicherweise Lernprozesse initiiert werden.
- (2) Es lassen sich mehrere biographische Lernprozesse herausarbeiten: Es wird zwar nicht explizit thematisiert, aber aus der Analyse kann konstruiert werden, dass zusätzlich mit der Grenzüberschreitung das leidgeprüfte Lernen in der prozessualen Lerndimension dominant ist. Mit der prozessualen Lerndimension ist die strukturelle Lerndimension verbunden. Es findet bei Herrn Landgraf, der an einer lebensbedrohlichen Erkrankung leidet, ein Erlernen der Patientenrolle statt. Damit hängen einerseits das Verlernen der angestandenen Berufsrolle und ein Nichtlernen in Hinblick auf existenzielle Dimensionen des eigenen Betriebs zusammen und andererseits führt dies zur Veränderung seiner sozialen Identität, denn er wird vom Tischlermeister und Inhaber eines Betriebs zum Patienten, der mit dem Tod konfrontiert wird. Dadurch verändern sich seine Alltagspraktiken und -routinen und er ist gezwungen, sich bestimmtes Expertenwissen durch non-formales Lernen über die Erkrankung anzueignen.

Subsegment 8.1: Erstdiagnose (Ausbruch und Symptome der Krebserkrankung) als Verlaufskurvenpotenzial und Markierer der Grenzüberschreitung (Z. 98-108)

Fred Landgraf erkrankt an Krebs, als er circa 44 Jahre alt ist. Er sei zunächst wegen des Verdachts einer rheumatischen Erkrankung zu einem Arzt gegangen, der Tumore im Hüftknochen diagnostiziert habe. Der Arzt habe ihm anschließend zu einer sofortigen Operation zur Entfernung des Tumors geraten. Herr Landgraf habe dies jedoch zunächst abgelehnt, weil er aufgrund seiner Selbstständigkeit zuerst einiges bzgl. seiner Tischlerei regeln müsse.

Das Subsegment 8.1 beginnt mit einem Erzählgerüstsatz („Jahr* (.) hab ich eine Krebserkrankung gekriegt.“ Z. 99), in dem ein eigentheoretischer Kommentar aus Fred Landgrafs heutiger Perspektive eingelagert ist („das das werd ich nie vergessen“, Z. 98). Insgesamt ist das Kommunikationsschema der Erzählung dominant, das an einer Stelle durch eine Argumentation ergänzt wird („Also man hat, äh ich hatte Schmerzen in der Hüfte, ich konnte kaum noch stehen“, Z. 101-102). Formalsprachlich auffällig ist zunächst bei dieser Belegargumentation, dass er das

Indefinitpronomen wiederholt verwendet („man“, Z. 101). Weiter ist die zweimalige Rekonstruktion wörtlicher Rede interessant: Zunächst gibt Herr Landgraf wörtlich den Verdacht wieder, dass er an Rheuma erkrankt sei („Och Gott, das ist Rheuma, das hat mir auch noch gefehlt“, Z. 102-103). Nachfolgend rekonstruiert er einen Dialog zwischen sich und seinem behandelnden Arzt. Es sind nur wenige, sehr kurze Sprechpausen erkennbar. Das Ende der Erzählung ist markiert durch eine dreisekündige Pause.

Mit Beginn dieses Segments endet die Darstellung der beruflichen Entwicklung und es beginnt ein neuer Ereignisablauf. Der Biographieträger leitet das Phänomen der Krebserkrankung ein durch eine relevante Information zur Plausibilisierung der weiteren Darstellung: Er habe mit circa 44 Jahren die Diagnose Krebs erhalten. Anschließend legt Herr Landgraf den Verlauf der Krebserkrankung dar und verdeutlicht durch einen in den Erzählerüstsatz eingelagerten biographischen Kommentar, wie prägend die Zeit der Krebserkrankung und der damit einhergehenden medizinischen Interventionen für ihn gewesen sein muss. Bei der Darlegung des Ereignisablaufs wird zunächst eine Diskrepanz deutlich, denn die Krebserkrankung sei plötzlich aufgetreten („aus dem Nichts heraus“, Z. 101), obwohl sie vorher schon in einer gewissen Art und Weise körperlich spürbar gewesen sei („Es hat sich angekündigt“, Z. 101). Die Aussage des plötzlichen Auftretens der Krebserkrankung verweist auf damit einhergehende Emotionen, die sich der Biographieträger vermutlich im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews erneut in Erinnerung ruft. Nachfolgend nimmt er erst eine rationale Perspektive ein, indem er sich eingesteht, dass es doch schon erste körperliche Anzeichen gegeben habe. Diese Diskrepanz („aus dem Nichts“ – „hat sich angekündigt“, Z. 101) kann zudem durch die nachfolgende Belegerzählung mit implizierter Argumentation aufgehoben werden, denn er habe Schmerzen in der Hüfte gehabt, die auf körperliche Symptome schließen lassen. Vermutlich sind hiermit Gelenkschmerzen gemeint, welche typische Symptome einer rheumatischen Erkrankung darstellen. Interessant ist, dass Fred Landgraf diese Belegerzählung zunächst mit dem Indefinitpronomen „man“ (Z. 101) einführt, sich dann aber korrigiert und konkret von sich selbst spricht („äh ich hatte“, Z. 101). Die kurze Darstellung der empfundenen Schmerzen wird noch dadurch gesteigert, dass er die körperliche Funktion des Stehens nur eingeschränkt ausführen konnte („ich konnte kaum noch stehen“, Z. 102).

Es folgt eine aufgrund von rekonstruierter wörtlicher Rede sehr dichte Erzählsequenz. Herr Landgraf äußert die Vermutung, dass er an einer rheumatischen Erkrankung leide, was für ihn die logische Konsequenz der körperlichen Symptome und Schmerzen zu sein schien. Der in der

wörtlichen Rede abschließende Zusatz „das hat mir auch noch gefehlt“ (Z. 102-103) stellt einen Ausspruch einer negativen Überraschung dar, der ebenfalls von Emotionen geleitet wird.

Aufgrund der beschriebenen Schmerzen, die für ihn nicht mehr auszuhalten seien, habe der Biographieträger sodann einen Arzt konsultiert, um seinen Verdacht auf eine rheumatische Erkrankung abklären zu lassen. Im Zuge dessen spricht Herr Landgraf von einer undefinierten Gruppe ohne Nennung eines Pronomens („sind zum Arzt gegangen“, Z. 103). Mit Bezug auf weitere Passagen im biographischen Interview kann auch hier davon ausgegangen werden, dass Fred Landgraf seine Ehefrau als signifikante Andere meint, die ihn zum Arzt begleitet hat. Auch der Dialog mit seinem Arzt wird in einer dichten Erzählung wiedergegeben, wodurch Herr Landgraf die Dringlichkeit der Situation deutlich macht. Er rekonstruiert zunächst wörtlich die Diagnose des Arztes, dass bei Fred Landgraf im Hüftbereich ein Tumor nachzuweisen sei, der eine Krebserkrankung darstelle („der ganze Hüftknochen oben is ein einziger (.) Tumor“, Z. 104) und anschließend die ärztliche Empfehlung einer sofortigen Operation als medizinische Intervention („Das müssen wir sofort entfernen, sie müssen hierbleiben“, Z. 104-105). Durch die Verwendung des Adverbs „sofort“ (Z. 105) und den Ausspruch, dass Herr Landgraf „hierbleiben“ (Z. 105) müsse, wird die Dringlichkeit impliziert. Es kann aber nicht nachvollzogen werden, wie weit der Krebs zu dem Zeitpunkt der Diagnose schon fortgeschritten war. Zusätzlich können keine weiteren Informationen zur medizinischen Krebserkrankung (z. B. Krebsart, Schwere, Heilbarkeit) herausgearbeitet werden, weil Fred Landgraf diese Details komplett auspart.

Er führt anschließend die wörtliche Rede weiter und damit beginnt seine Antwort auf die Äußerungen des Arztes („Ich sach“, Z. 105). Er habe geantwortet, dass er sich keiner sofortigen Intervention unterziehen könne, womit Herr Landgraf diesen ärztlichen Rat zunächst ablehnte. Dies begründet er mit seinen Verantwortlichkeiten in der Tischlerei („ich bleib nicht sofort hier. [...] Ich hab einen Betrieb zu Hause“, Z. 105-106). Durch den Einschub eines biographischen Kommentars aus heutiger Perspektive unterstreicht er seinen Versuch der Sicherung von berufsbiographischer Existenz und Kontinuität sowie sein Verantwortungsbewusstsein gegenüber der Tischlerei („Musst erst einmal alles regeln.“, Z. 105-106). Fred Landgraf als Inhaber und Chef der Tischlerei kann eigentlich nicht einfach fernbleiben und möchte vermutlich auch deswegen seine Mitarbeiter bezüglich der Krebserkrankung informieren und sicherstellen, dass der Betrieb auch temporär ohne ihn weitergeführt werden kann. Dafür lässt sich auch ein Indiz in einer weiteren Passage im Interview finden (Subsegment 8.4), in der Herr Landgraf davon berichtet, dass seine Mitarbeiter aufgrund des Fehlens eines Ansprechpartners die Arbeit nicht wie gewünscht ausgeführt hätten. Er meint sich selbst als Ansprechpartner und Chef, der aufgrund

der medizinischen Interventionen zur Behandlung der Krebserkrankung nicht zur Verfügung stand; dies muss aber noch genauer im Subsegment 8.4 ausgeführt und diskutiert werden.

Der Biographieträger schließt die Erzählung mit einer argumentativen Ergebnissicherung („ja und damit fing alles an“, Z. 108), die einen Verlaufskurvenmarkierer darstellt und es folgt eine dreisekündige Pause. Diese Aussage wird von Fred Landgraf in weiteren Passagen konkretisiert: Er durchläuft eine Odyssee an unterschiedlichen medizinischen Interventionen in Form von Operationen und mehreren Chemotherapien (Subsegmente 8.2-8.3).

In Subsegment 8.1 ist die Grenzüberschreitung durch den Ausbruch, die Symptome und die Erstdiagnose der Krebserkrankung dominant, die die negative Verlaufskurve der lebensbedrohlichen Krebserkrankung initiiert. Herr Landgraf erkrankt unerwartet an Krebs, was sowohl persönlich als auch beruflich Auswirkungen hat, wie die weitere biographische Lebensgeschichte zeigen wird. Interessant ist an dieser Stelle, dass Fred Landgraf nach Erhalt der Diagnose zunächst seine Tischlerei über seinen Gesundheitszustand stellt und hier eine Relevanzsetzung für sich festlegt: Er muss erst seine berufliche Situation klären, bevor er sich auf die Behandlung und medizinischen Interventionen einlassen kann. Mit Blick auf seinen berufsbiographischen Aufstiegsprozess ist dies ein nachvollziehbares Handlungsschema, denn er konnte sich aus den skizzierten familiär bestimmten Lagen befreien und hat sich die Selbstständigkeit mit der Tischlereiwerkstatt eigens aufgebaut. Demnach ist es für ihn erst einmal wichtiger, seinen beruflichen Status zu sichern.

Subsegment 8.2: Verlaufskurvenhöhepunkt und institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der medizinischen Krebserkrankung und erste medizinische Intervention zur Bearbeitung der Krankheitsverlaufskurve (Z. 108-114)

Das zweite Subsegment des achten Segments gehört weiterhin zur negativen Verlaufskurve der Krebserkrankung. Die Tumore seien operativ entfernt worden und Herr Landgraf habe sich im Anschluss an die Operation einer Chemotherapie unterzogen, wodurch die negative Verlaufskurve bearbeitet werden kann. Er fügt ergänzend hinzu, dass es ihm schlecht gegangen sei.

Dominant ist das Kommunikationsschema der Erzählung. Die präzise Zeitangabe markiert das nächste Ereignis und fungiert als Erzählergerüstsatz. Das nachfolgende Rahmenschaltelement „dann“ (Z. 109) bezieht sich ebenfalls auf die Zeitangabe. Sprachlich auffällig ist zum einen die dreisekündige Pause, bevor Herr Landgraf von dem operativen Eingriff zur medizinischen Behandlung der Krebserkrankung spricht und zum anderen der darauf bezogene sprachliche

Stil („alles beseitigt. Dat haben se alles operativ alles so rausgeholt“, Z. 109). Das Rahmenschaltelement „anschließend“ (Z. 110) verdeutlicht den nächsten medizinisch notwendigen Schritt. Nach einer zweisekündigen Pause macht der Biographieträger diesbezüglich einen Gegensatz auf, der durch die Konjunktion „aber“ (Z. 110) erkennbar ist.

Herr Landgraf vergewissert sich gedanklich und auch sprachlich, dass der operative Eingriff zum Entfernen des Tumors vorgenommen wurde („alles beseitigt“, Z. 109). Der diesbezügliche Ausspruch „Hat haben se alles operativ alles so rausgeholt“ (Z. 109) ist insofern formalsprachlich auffällig, dass er das erste Mal in einem Regiolekt spricht: Mit „dat“ (Z. 109) ist der Tumor gemeint, „se“ (Z. 109) als Abkürzung des Pronomens „sie“ verweist auf die Ärzt*innen und medizinischen Fachkräfte, die die Operation durchgeführt haben. Dadurch wird eine biographische Tiefendimension deutlich, denn der Regiolekt ist biographisch hochgradig tief verankert und verdeutlicht in diesem Kontext, dass Fred Landgraf gewissermaßen seine Rolle als interviewte Person temporär verlässt und stattdessen dieses schwierige und sensible Thema aus einer erleidenden Position heraus berichtet.

Nach der ersten medizinischen Intervention in Form einer Operation habe Herr Landgraf eine Chemotherapie und weitere Schritte („und so weiter“, Z. 110) im Rahmen der Behandlung seiner Krebserkrankung durchlaufen. In Bezug auf die undefinierte Erweiterung der Chemotherapie scheint Fred Landgraf auf die damit zusammenhängenden weiteren medizinischen Interventionen anzudeuten, d.h. bei in der Regel mehrere Monate andauernden Chemotherapien werden ebenfalls Medikamente eingenommen und regelmäßige medizinische Behandlungen und Gespräche mit Ärzt*innen durchgeführt.

Fred Landgraf fügt abschließend hinzu, dass „alles gut“ (Z. 110) gewesen sei, womit er die Chemotherapie aus einer medizinischen Perspektive bewertet: diese habe angeschlagen und die damit zusammenhängenden medizinischen Interventionen seien gut verlaufen. Im Gegensatz zu dieser objektiven medizinischen Aussage steht sein eigenes Erleben: Es sei ihm nicht gut gegangen und sein Gesundheitszustand sei schlecht gewesen. Mit Bezug auf das nachfolgende Subsegment 8.3, in dem es um eine Nachuntersuchung geht und dass seine medizinischen Werte bedenklich seien, kann der seinen Gesundheitszustand betreffende Ausspruch („mir ging es einfach schlecht“, Z. 113) auf die Symptome der nicht geheilten Krebserkrankung nach Beendigung der ersten Chemotherapie bezogen werden. Insgesamt lässt sich an dieser Stelle eine Diskrepanz zwischen der medizinischen Perspektive und Herrn Landgrafs subjektivem Erleben identifizieren, die für ihn weiteren Handlungsbedarf impliziert, wie im nachfolgenden Subsegment 8.3 verdichtet wird.

Im Subsegment 8.2 sind folgende Prozessstrukturen des Lebensablaufs dominant: Das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der medizinischen Krebserkrankung und der ersten medizinischen Intervention zur Bearbeitung der negativen Krankheitsverlaufskurve.

Subsegment 8.3: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der medizinischen Krebserkrankung sowie zweite und dritte Chemotherapie zur Bearbeitung der Krankheitsverlaufskurve (Z. 115-123)

Es folgte eine Nachuntersuchung, bei der Metastasen in der Leber festgestellt worden seien. Aufgrund dessen habe er sich weiteren Chemotherapien unterziehen müssen, wodurch die Bearbeitung der Krankheitsverlaufskurve weitergeführt wird.

Im Subsegment 8.3 ist die Sachverhaltsdarstellung vornehmlich erzählend, die durch eine kurze Passage in der Textsorte einer Argumentation („also ging die ganze Chose wieder von vorne wieder los“, Z. 116-117) und einer kurzen Beschreibung („Chemotherapien damals war (lachen) ähm hammermäßig, ne“, Z. 120-121) ergänzt wird. Die Haupterzähllinie lässt sich nachvollziehen, denn Fred Landgraf benutzt häufig das Rahmenschaltelement „dann“ (Z. 115, Z. 116, Z. 118, Z. 119), wenn ein weiterer medizinischer Behandlungsschritt vollzogen wird. Auffällig ist jedoch, dass sich Herr Landgraf im Erzählen fast überschlägt und das lange Prozedere der medizinischen Intervention relativ kurz und wenig detailliert gewissermaßen abarbeitet. Dies zeigen auch die zwei Sprechpausen in Kombination mit dem Partikel „äh“ (Z. 118) sowie die Ausdrucksweise mit Regiolekt. Zudem lacht Landgraf bei der Bewertung der Chemotherapien im Rahmen eines eigentheoretischen Kommentars. Ferner wird die Erzählung von einer Mitarbeiterin der Einrichtung, in der das Interview stattfindet, sechs Sekunden gestört, weshalb der Biographieträger seine Erzählung unterbricht.

Nach der ersten Chemotherapie, die im vorherigen Subsegment 8.2 dargelegt wurde, sei es zu einer Nachuntersuchung gekommen. Fred Landgraf betont explizit und rekonstruiert seine Aufforderung, dass es sein Wunsch gewesen sei, sich einer Nachuntersuchung zu unterziehen. In einer dichten Erzählung mit wörtlicher Rede führt er aus, dass er gesagt habe, er „muss“ (Z. 115) eine Nachuntersuchung haben. Dies hat er wahrscheinlich seinem Arzt mitgeteilt, der ihn in dem gesamten Prozess der Krebserkrankung behandelt und begleitet hat. Insgesamt ist die Wiedergabe der sehr kurzen wörtlichen Rede jedoch inhaltlich wenig detailliert. Die dringende Aufforderung zur Nachuntersuchung lässt sich mit Bezug auf das vorherige Subsegment zweifach deuten: Auf der einen Seite ist eine logische Schlussfolgerung in Bezug auf den

tatsächlichen Verlauf denkbar, sodass nicht Herr Landgraf die Nachuntersuchung im Anschluss an die Chemotherapie einfordert, sondern dass dies ein gängiges Prozedere bei der Beendigung einer solchen Behandlung darstellt. In dieser ersten Lesart würde es sich dann aber bei der sogenannten Nachuntersuchung eher um eine Nachsorge handeln, die zum schematischen Behandlungsverlauf einer Krebserkrankung gehört. Auf der anderen Seite ist es aber auch möglich, dass der Behandlungsverlauf bereits abgeschlossen war und Fred Landgraf nach unbestimmter Zeit seinen als schlecht empfundenen Gesundheitszustand und die Schmerzen erneut abklären lassen wollte, obwohl er aus medizinischer Sicht geheilt war. Dies würde die in Subsegment 8.2 explorierte Lesart bestätigen.

Bei dem hier dargelegten medizinischen Prozess handelt es sich um eine sehr komplexe Angelegenheit, die bei Herrn Landgraf scheinbar nicht ganz schematisch abgelaufen ist oder aber von ihm nicht als schematisch dargestellt wird, denn eine Therapiephase in Form einer Nachsorge nach der Chemotherapie wird hier nicht explizit angesprochen. Laut Fred Landgraf habe er nach der ersten Chemotherapie eine Nachuntersuchung eingefordert, die eine neue Diagnosephase impliziert, was im medizinischen Prozess zur Behandlung einer Krebserkrankung eher unüblich zu sein scheint. Möglicherweise meint er aber auch mit der Nachuntersuchung die Nachsorgephase, in der es dann zu einer erneuten Diagnose gekommen ist.

Es folgt ein weiteres Rahmenschaltelement („dann“, Z. 116), um die sequenzielle Abfolge des Ereignisablaufs weiterzuführen. Jedoch ist das Nachzeichnen der einzelnen Schritte der medizinischen Interventionen schwierig, denn der Biographieträger überschlägt sich beim Sprechen und spart viele Details aus. Es scheint so, als ob es ihm schwerfällt, sich genau an das detaillierte Prozedere zu erinnern. Gegebenenfalls ist es aber auch für ihn nicht relevant, weitere Details anzusprechen, denn die Gewichtung der damit verbundenen Emotionen werden bereits auf formalsprachlicher Ebene deutlich.

Herr Landgraf stellt heraus, dass seine Werte wieder auffällig gewesen seien, womit sehr wahrscheinlich die Blutwerte in Bezug auf die Krebserkrankung gemeint sind („die Werte stimmen wieder nicht“, Z. 116). Aufgrund dessen habe „die ganze Chose wieder von vorne“ (Z. 116-117) begonnen, was im Rahmen einer Belegargumentation, als Schlussfolgerung herausgestellt wird. Mit „Chose“ (Z. 116) ist dabei eine Sache bzw. Angelegenheit gemeint, die sich eindeutig auf die medizinische Intervention in Form weiterer Chemotherapien bezieht. Er fügt hinzu, dass der erneute Diagnoseprozess schwierig und komplex gewesen sei („man gesucht und ach, alles Mögliche“, Z. 117). Herr Landgraf benutzt zudem im Rahmen der Rekonstruktion der Diagnostik das Indefinitpronomen „man“ (Z. 119) für die Ärzt*innen bzw. das medizinische Personal und verallgemeinert den Befund als irgend-„was“ (Z. 118) und „es“ (Z. 119). Die

Ärzt*innen diagnostizieren weitere Tumore in Form von Metastasen, diesmal aber nicht im Hüftbereich, sondern in der Leber. Diese Metastasen seien weiterführend bestrahlt worden und der Biographieträger habe sich einer dritten Chemotherapie unterzogen („dann haben sie es bestrahlt, dann die Chemotherapie“, Z. 119-120). Die unspezifischen Formulierungen bezüglich der Diagnose- und Behandlungsphase implizieren etwas Genervtes und eine Distanzierung. Die zeitliche Abfolge der verschiedenen Stationen im medizinischen Behandlungsprozess ist trotz der Analyse nicht eindeutig rekonstruierbar. Es kann aber vermutet werden, dass er – mit Bezug auf die Subsegmente 8.1 und 8.2 – zunächst die erste Chemotherapie durchlaufen hat und anschließend eine Nachuntersuchung evozierte, bei der eine neue Diagnose gestellt wurde, die wiederum zu einer zweiten Chemotherapie führte. Nach dieser zweiten Chemotherapie scheint es so gewesen zu sein, dass noch eine medizinische Untersuchung durchgeführt wurde und hierbei erneut Tumore in Form von Lebermetastasen diagnostiziert wurden, weshalb er sich einer dritten Chemotherapie inklusive Bestrahlung unterziehen musste. Aus heutiger Sicht bewertet Fred Landgraf abschließend die damaligen Chemotherapien als „hammermäßig“ (Z. 120) und lacht dabei. Durch das Lachen wird deutlich, dass der gesamte medizinische Behandlungsprozess der Krebserkrankung für Herrn Landgraf sehr prägend gewesen sein muss. Er betrachtet im Rahmen des biographischen Interviews den unglaublich schweren Prozess, den er durchlaufen hat, und fragt sich möglicherweise, wie er diesen überstehen konnte.

Mit Bezug auf Subsegment 14.1 kann festgehalten werden, dass Fred Landgraf insgesamt vier Chemotherapien durchlaufen hat. Bei diesen medizinischen Interventionen sei es zu starken Nebenwirkungen gekommen in Form von Gewichtsverlust, Übelkeit und Haarausfall, wodurch er an seine körperlichen und psychischen Grenzen gekommen sei. Aufgrund dieses damit verbundenen Leidensprozesses habe er Freitodgedanken entwickelt. Ergänzend dazu ist festzuhalten (Subsegment 22.2/5.2), dass sich die Freitodgedanken auf eine entwickelte Depression zurückführen lassen, unter der Fred Landgraf während seiner Krebserkrankung und den damit zusammenhängenden Chemotherapien gelitten habe.

In diesem Subsegment sind das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der medizinischen Krebserkrankung und die verschiedenen medizinischen Interventionen zur Bearbeitung der negativen Verlaufskurve dominant. Folgende medizinische Interventionen können herausgearbeitet werden: Die Nachuntersuchung, aus der eine neue Diagnose hervorgeht, und die zweite und dritte medizinische Intervention zur Behandlung der Krebserkrankung durch zwei weitere Chemotherapien und Bestrahlung.

Subsegment 8.4: Transformation der Krankheitsverlaufskurve zur Verlaufskurve des Tischlereibetriebs (Z. 124-145)

Die Krebserkrankung als außergewöhnlich belastendes Ereignis habe bei Fred Landgraf eine große Erschütterung ausgelöst. Der medizinische Behandlungsprozess seiner Krebserkrankung habe auch Auswirkungen auf seine Tischlerei gehabt, weil seine Mitarbeiter aufgrund von Herrn Landgrafs Fehlen keinen Vorgesetzten mehr gehabt und sie dadurch weniger gearbeitet hätten. Dies habe zu einer schlechten pekuniären Lage geführt, woraufhin der Biographieträger alle Mitarbeiter entlassen musste. Ergänzend fügt er hinzu, dass seine Ehefrau nicht in der Tischlerei, sondern im öffentlichen Dienst gearbeitet habe.

Es können alle drei Schemata der Sachverhaltsdarstellung identifiziert werden. Fred Landgraf bewertet zunächst die Zeit der Krebserkrankung („das war dann so für den (...) für die Zeit ein ganz großer Schock“, Z. 124), bevor er sich im Rahmen einer Argumentation, die eingeleitet wird durch den sprachlichen Indikator „also“ (Z. 126), auf die Auswirkungen der Krebserkrankung mit Bezug auf seine Selbstständigkeit mit dem Tischlereibetrieb bezieht. Hierbei beginnt er zunächst einen Satz, bricht diesen dann aber ab, indem er ein Sprichwort im Rahmen einer Detaillierungsexpansion anführt, um seine Mitarbeiter zu charakterisieren („wenn die Katze nicht zu Haus ist, tanzen die Mäuse“, Z. 126-127). Es folgt eine Hintergrundkonstruktion, in der der berufliche Status seiner Ehefrau darlegt wird. Die weitere Sachverhaltsdarstellung ist erzählend (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 136, Z. 137, Z. 142). Es folgt eine kurze Beschreibung in Bezug auf finanzielle Aufwendungen für die Tischlerei („wir haben das immer so, äh (...) wenn wir Geld hatten, ham wa äh äh irgendwelche Maschinen angeschafft oder so“, Z. 144-145). Das Subsegment wird beendet durch eine viersekündige Pause mit nachfolgender Vorkoda als argumentative Ergebnissicherung („(4) Ja, zu diesem Thema.“, Z. 145). Formalsprachlich auffällig sind die insgesamt sieben Sprechpausen, die zwei bis vier Sekunden lang sind. Zudem lässt sich zehn Mal der Partikel „äh“ identifizieren und die Sachverhaltsdarstellung ist stellenweise ungeordnet. Des Weiteren kann festgestellt werden, dass Fred Landgraf zunächst in Bezug auf die Tischlerei von „ich“ (Z. 126, Z. 127, Z. 130), im weiteren Verlauf dieses Subsegments aber von „wir“ (Z. 136, Z. 137, Z. 142, Z. 143, Z. 144) spricht.

Der Biographieträger nimmt nach der kurzen Unterbrechung durch die Mitarbeiterin der ambulanten Pflegeeinrichtung (Subsegment 8.3) die Erzählung wieder auf. Es zeigt sich zunächst, dass er durch die Unterbrechung den Faden verloren hat und sich kurz gedanklich sammeln muss; dies wird durch „Ja und äh“ (Z. 124) sowie eine zweisekündige Sprechpause deutlich. Er

nimmt anschließend Bezug auf das zuvor Dargelegte durch einen wiederholenden Ausspruch („wie gesacht“, Z. 124) und hält nach einer weiteren Sprechpause von drei Sekunden fest, dass er außerordentlich konsterniert gewesen sei („das war dann so für den (...) für die Zeit n ganz großer Schock“, Z. 124). Der Artikel „das“ (Z. 124) ist auf die Krebserkrankung und das gesamte medizinische Prozedere sowie die Umstände, die mit seiner Krebserkrankung einhergehen, bezogen, auch wenn der Artikel grammatikalisch nicht korrekt verwendet wurde. Der sprachliche Indikator „dann“ (Z. 124) fungiert an dieser Stelle nicht als Rahmenschaltelement für eine Erzählung, denn Fred Landgraf bewertet seine damalige Situation aus seiner heutigen Perspektive. Dies ist einerseits direkt auf die Krebserkrankung und die damit verbundenen medizinischen Interventionen bezogen, andererseits aber auch auf die damit einhergehenden Auswirkungen auf seine Tischlerei, wie die nachfolgende Argumentation verdeutlicht.

Er beginnt nachfolgend einen Sachverhalt argumentativ darzustellen („Und das ging also so weit, ich ich, also es ist so“, Z. 126), den er dann aber vorerst nicht weiterführt, sondern durch eine Detaillierungsexpansionen expliziert: Die Auswirkungen seiner Krebserkrankung und die damit einhergehende, langwierige Behandlung habe sich auf seinen Tischlereibetrieb ausgewirkt. Im Rahmen der Beschreibung verweist Fred Landgraf auf eine Redewendung, um die veränderte Situation in der Tischlerei zu veranschaulichen. Im übertragenen Sinne möchte er damit deutlich machen, dass seine Mitarbeiter aufgrund des Fehlens seinerseits als Chef und Vorgesetzter die Arbeit im Betrieb nicht wie gewünscht ausgeführt haben. Verteidigend fügt er anschließend hinzu, dass er eigentlich verlässliche Mitarbeiter gehabt habe, welche die Arbeit zu seiner vollsten Zufriedenheit ausgeführt hätten („Ich hab super gute Mitarbeiter gehabt, die wirklich top gearbeitet haben“, Z. 127). Dadurch relativiert er seine Kritik an den Mitarbeitern durch die Redewendung und bezieht sich ausschließlich auf die zeitliche Phase seiner Krebserkrankung inkl. des medizinischen Behandlungsprozesses. Dies wird auch dadurch deutlich, dass Fred Landgraf anschließend argumentiert, dass seine Mitarbeiter zwar gut gearbeitet, aber einen Verantwortlichen benötigt hätten, mit dem sie arbeitsbezogene Fragen und Anliegen hätten klären können („einen Ansprechpartner“, Z. 128). Als Ansprechpartner ist eindeutig Herr Landgraf selbst gemeint („Und ich war nie da“, Z. 130).

Zur Plausibilisierung fügt er die berufliche Situation seiner Ehefrau hinzu, die nicht in der Tischlerei gearbeitet habe („Und meine Frau hat außerhalb gearbeitet“, Z. 130). Damit möchte er wahrscheinlich untermauern, dass es tatsächlich keine Ansprechperson für die Mitarbeiter gegeben habe. Interessant ist, dass seine Ehefrau zwar nicht in dem Betrieb gearbeitet habe, Herr Landgraf aber dennoch von „unserem Betrieb“ (Z. 131) spricht. Es lässt sich im weiteren Material kein Indiz dafür finden, dass es noch eine*n zweite*n Inhaber*in neben Fred Landgraf

gegeben habe. Daher kann mit Blick auf die weitere lebensgeschichtliche Erzählung geschlossen werden, dass seine Ehefrau als signifikante Andere auch eine bedeutende Rolle spielt – und das nicht nur in einer partnerschaftlichen Weise, sondern auch in Bezug auf jegliche Entscheidungen in Fred Landgrafs Leben. Dies wird im weiteren Verlauf noch stärker herausgearbeitet. Er begründet weiter, dass sie sich mit der anderweitigen Anstellung seiner Ehefrau abgesichert hätten („das ham wa wir aus Sicherheitsgründen gemacht“, Z. 134-135), falls Herr Landgraf seine Selbstständigkeit aus irgendwelchen Gründen wieder aufgeben muss („Wenn mal was schief geht“, Z. 135). Diese gemeinsame Entscheidung verdeutlicht, dass sich Fred Landgraf und seine Ehefrau abgesichert haben bezüglich betreffender Herausforderungen und Schwierigkeiten, die mit einer Selbstständigkeit einhergehen können. Die berufliche Absicherung wird dadurch noch weiter gesteigert, dass seine Ehefrau eine unbefristete Anstellung gehabt habe („sie war damals un-, unkündbar bei der Stadt“, Z. 135). Ergänzend fügt Fred Landgraf hinzu, und beendet damit die Hintergrundkonstruktion, dass seine Ehefrau zum Zeitpunkt des Interviews nicht mehr arbeiten würde und in Rente sei.

Nach einer zweisekündigen Pause kommt Herr Landgraf zum Ereignisablauf zurück. Er erzählt mit Bezug auf die eingetretenen Schwierigkeiten im Betrieb aufgrund seiner Krebserkrankung davon, dass sie („wir“, Z. 136) überlegt hätten, wie es mit der Tischlerei weitergehen solle. Damit bezieht er seine Ehefrau erneut in den Entscheidungsprozess mit ein. Es folgt ein kurzer argumentativer eigentheoretischer Kommentar, in dem der Biographieträger die damalige Zeit und die damit einhergehenden Schwierigkeiten als „schlimm“ (Z. 137) bewertet.

Anschließend teilt Fred Landgraf die Entscheidung mit, mit der eine aktive Handlung verknüpft ist: Sie hätten nach und nach Mitarbeiter entlassen müssen. Die Gründe hierfür werden zwar nicht ausdrücklich thematisiert, aber unter Bezugnahme der vorherigen Ausführungen (mit Blick auf die Redewendung) kann geschlussfolgert werden, dass wahrscheinlich seine Mitarbeiter die Arbeit in der Tischlerei nicht erwartungsgemäß weitergeführt haben, sodass Aufträge ausgeblieben oder bestehende Aufträge nicht erfüllt werden konnten. Daraus habe Fred Landgraf erhebliche finanzielle Einbußen verbuchen müssen, sodass er seine Mitarbeiter langfristig nicht mehr bezahlen konnte. Dies begründet sich auch dadurch, dass Herr Landgraf seine Mitarbeiter während seiner Abwesenheit im Betrieb weiterhin bezahlt habe, obwohl er scheinbar gewusst habe, dass diese zum Teil ihre Arbeit nicht vollumfänglich leisten würden („Die, denen war es letztendlich egal, äh ob se da Anwesenheit sind, anwesend waren, Hauptsache sie kriegen ihr Geld“, Z. 140-141). Sein Vorgehen bezüglich der Lohnfortzahlung bewertet er nachfolgend als korrekte Vorgehensweise („Is ja auch richtig, war alles ganz normal“, Z. 141-142), wobei erneut seine konstruierten Normalitätsvorstellungen eine Rolle spielen („ganz normal“, Z. 142).

Damit meint er möglicherweise sein Pflichtbewusstsein und die -erfüllung als Vorgesetzter und Inhaber der Tischlerei gegenüber seinen Mitarbeiter.

Es folgt eine weitere retrospektive Bewertung, indem der Biographieträger resümiert, dass seine Ehefrau und er („wir“, Z. 143) trotz finanzieller Einbußen nicht verschuldet gewesen seien („Gott sei Dank, waren wir nicht verschuldet“, Z. 143-144). Um zu unterstreichen, dass seine Ehefrau und er sich mit der Tischlerei nicht verschuldet hätten, stellt er im Rahmen einer Hintergrundbeschreibung dar (sprachlicher Indikator „immer“, Z. 144), dass Anschaffungen für den Betrieb ausschließlich dann gemacht worden seien, wenn genug Geld zur Verfügung gestanden habe.

Das Subsegment schließt mit einer viersekündigen Pause und einer daran anschließenden Vorkoda („Ja, zu diesem Thema“, Z. 145), womit Fred Landgraf die Darstellung in Bezug auf die Auswirkungen der Krebserkrankung auf seine Selbstständigkeit mit dem Tischlereibetrieb beendet. Mit Bezug auf die weitere lebensgeschichtliche Erzählung im Rahmen des Interviews kann an dieser Stelle angenommen werden, dass Fred Landgraf schlussendlich aufgrund der angeführten Auswirkungen seine Tischlerei komplett, und damit verbunden auch seine Selbstständigkeit, aufgegeben hat. In den nachfolgenden Segmenten führt er diesbezüglich an, dass er erneut eine berufsbiographische Suchbewegung durchlaufen habe (Segment 9) und dann ein Angestelltenverhältnis in einer Computerfirma angenommen habe (Segment 10).

Im Subsegment 8.4 ist das Höhepunktereignis der Verlaufskurve dominant: Fred Landgraf muss seinen Tischlereibetrieb schließen. Bei dieser Darstellung verwendet Fred Landgraf zum wiederholten Male das Pronomen „wir“ (Z. 143, Z 144), wodurch die Wichtigkeit seiner Ehefrau als signifikante Andere und Entscheidungsträgerin deutlich wird.

Subsegment 8.5: Überwindung der Krankheitsverlaufskurve durch Heilung der Krebserkrankung (Z. 145-155)

Die Krebserkrankung sei vier Jahre später geheilt worden, wodurch Fred Landgraf die negative Verlaufskurve der Krebserkrankung überwinden konnte; dies impliziert einen Wendepunkt. Herr Landgraf berichtet weiterführend von durch die Krebserkrankung und die damit verbundenen medizinischen Interventionen ausgelösten körperlichen Auswirkungen.

Die Sachverhaltsdarstellung ist erzählend und argumentativ. Zunächst erzählt der Biographieträger der Haupterzähllinie folgend, erkennbar durch ein Rahmenschaltelement („dann“, Z. 145) und einen deutlichen Markierer für eine zeitliche Schwelle („Jahr*“, Z. 146), dass die

Krebserkrankung geheilt werden konnte. Nachfolgend ist aus formalsprachlicher Sicht besonders auffällig, dass zunächst eine zweisekündige Pause, dann ein Partikel („und äh“, Z. 148) und eine sehr lange Pause von acht Sekunden zu identifizieren sind. Es folgt eine argumentative Passage, die durch den sprachlichen Indikator „also“ (Z. 148) eingeleitet wird. Hierbei ist auffällig, dass Herr Landgraf keine grammatikalisch vollständigen Sätze formuliert („Ja, also Behinderung war schon.“, Z. 148-149, „weil das alles, ich hatte es hauptsächlich in der Hüfte und hatte im Gelenk* hier.“, Z. 150). Des Weiteren wird das Interview erneut durch einen Mitarbeiter gestört, woraufhin Fred Landgraf die Darstellung der Krebserkrankung beendet („Ja, das war die die eine Geschichte“, Z. 155).

Vier Jahre nach der Diagnose wurde der medizinische Behandlungsprozess der Krebserkrankung beendet („war alles geschafft“, Z. 146). Fred Landgraf führt detaillierend aus, was er genau mit „alles geschafft“ (Z. 146) meint: Seine Blutwerte hätten sich stabilisiert, sodass diese auf eine Heilung der Krebserkrankung schließen ließen („Dann waren keine äh äh schlechten Werte mehr“, Z. 148). Auch wenn Herr Landgraf weitere Details ausspart, ist es wahrscheinlich, dass er sich weiteren medizinischen Untersuchungen unterzogen hat, um eine erneute Krebsdiagnose auszuschließen. Er ergänzt noch, dass „alles gut“ (Z. 148) gelaufen sei, wodurch die Vermutung hinsichtlich der medizinischen Untersuchungen verstärkt wird.

Es folgt anschließend eine zweisekündige Sprechpause und ein Satzanfang mit dem Partikel „äh“ (Z. 148), die in Kombination mit der nachfolgenden achtsekündigen Pause eindeutig eine Erinnerungs- und Planungsphase für die weitere Erzählung darstellen. Es kann aufgrund des Themas der Krebserkrankung, die für Herrn Landgraf einen gravierenden Einschnitt in der Mitte seines Lebens darstellt, interpretiert werden, dass der Biographieträger während dieser Erzählpause über dieses heikle und für ihn schwere Thema noch einmal nachdenkt und sich zurückerinnert – in dem Sinne, dass er die negativen Gefühlslagen innerlich erneut durchlebt. Zudem kann mit Bezug auf das vorherige Subsegment 8.4 angenommen werden, dass er über die Auflösung seines Betriebs nachdenkt, der einen gravierenden Wendepunkt in seinem berufsbiographischen Aufstiegsprozess markiert.

Nach dieser langen Erzählpause begründet Fred Landgraf einschränkend (sprachlicher Indikator „also“, Z. 148), dass er körperlich beeinträchtigt gewesen sei („Behinderung war schon“, Z. 149). Dies expliziert er noch weiter dadurch, dass er Beispiele für seine körperlichen Beeinträchtigungen anführt: Er habe nicht mehr schwer heben dürfen, weil seine Hüfte und Gelenke eingeschränkt funktionstüchtig gewesen seien. Mit „es“ (Z. 150) ist die von ihm angesprochene Behinderung gemeint. Der Verweis auf „hier“ (Z. 150) ist direkt an die Interviewerin gerichtet,

denn Fred Landgraf zeigt während der Explikation im Rahmen des Interviews auf ein Gelenk, da er hier Beeinträchtigungen aufgrund der Krebserkrankung und der verschiedenen medizinischen Interventionen hat. Es bleibt aber die Frage offen, warum er im Gelenk Beeinträchtigungen hat, weil die Krebstumore laut seiner Erzählung ausschließlich in der Hüfte (Subsegment 8.1) und die Metastasen in der Leber (Subsegment 8.3) diagnostiziert wurden.

Resümierend hält er fest, dass „das“ (Z. 152) aufgrund seiner körperlichen Beeinträchtigungen nicht mehr gegangen sei. Es lässt sich hier schlussfolgern, auch unter Beachtung der in weiteren Passagen beschriebenen Berufsbiographie (Segmente 10-12), dass es Fred Landgraf infolgedessen nicht mehr möglich gewesen ist, als Tischler zu arbeiten bzw. ein Handwerk auszuüben. Demnach könnte es ebenso wahrscheinlich sein, dass er als berufsunfähig eingestuft wurde – demnach als krankheitsbedingt dauerhaft unfähig, seinen Beruf als Tischler auszuüben.

Die Darstellung des Ereignisablaufs wird nachfolgend durch das in den Raum Eintreten eines Mitarbeiters der ambulanten Tagespflegeeinrichtung gestört, wenngleich das Interview weitergeführt wird. Es folgt eine erneute Vorkoda („Ja, das war die die eine Geschichte“, Z. 155). Fraglich bleibt, ob Fred Landgraf nicht ohne die Störung des Mitarbeiters die Erzählung fortgeführt hätte.

Im Subsegment 8.5 wird die negative Verlaufskurve der Krebserkrankung überwunden und es deutet sich ein Wendepunkt in Fred Landgrafs Leben an, denn er kann seinen Beruf als Tischler nicht mehr ausführen in Folge von körperlichen Beeinträchtigungen; dies impliziert die Schließung seines Tischlereibetriebs.

Segment 9: Berufsbiographische Suchbewegung und institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Rehabilitation und der beruflichen Neuorientierung (Z. 155-181)

Fred Landgraf beschäftigt die Frage, wie es beruflich weitergehen solle. Er beschreibt zunächst seine Unerfahrenheit mit Computern und dass er zuvor nur mit einer Schreibmaschine gearbeitet habe. Im Rahmen einer Rehabilitationsmaßnahme habe er einen Computerkurs erfolgreich absolviert.

Im neunten Segment können alle drei Schemata der Sachverhaltsdarstellung identifiziert werden. Der Biographieträger beginnt mit einem kurzen eigentheoretischen Kommentar („Das war ne harte Zeit“, Z. 155), woran eine Erzählung anschließt, erkennbar an einem Rahmenschalt-element („dann“, Z. 155). Diese Erzählung wird durch eine viersekündige Sprechpause unterbrochen. Es folgt eine längere Hintergrundkonstruktion, wobei die Darstellung einen

generalisierenden Charakter aufweist. Zudem verwendet Fred Landgraf zwei Mal das Indefinitpronomen „man“ (Z. 161, Z. 164). Nachfolgend wird die Darstellung des Ereignisablaufs weitergeführt, eingeleitet durch ein Rahmenschaltelement („dann“, Z. 171), die er anschließend bewertet. Interessant ist, dass er den Terminus „Lernprozess“ (Z. 178) verwendet. Zum Ende des Segments wird das Interview erneut durch eine Mitarbeiterin gestört.

Zunächst bewertet Fred Landgraf aus heutiger Perspektive noch einmal die Zeit der Krebserkrankung als „harte Zeit“ (Z. 155). Es kann mit Bezug auf das vorherige Segment angenommen werden, dass er mit der Bewertung nicht nur die Krebserkrankung an sich, sondern das medizinische Prozedere und deren Auswirkungen auf seine Selbstständigkeit meint, denn er musste aufgrund der Krebserkrankung seine Tischlerei aufgeben. Anschließend wird die Erzählung in der zeitlichen Abfolge nach einer viersekündigen Pause kurz wieder aufgenommen. Der Biographieträger nutzt diese Sprechpause vermutlich als Planungsphase und hält anschließend fest, dass er eine neue Stelle finden oder einen neuen Beruf erlernen müsse („aber stand an, was mach ich jetzt.“, Z. 155-156). Damit ist eine berufsbiographische Suchbewegung verbunden, die einen Wendepunkt markiert.

Die sequenzielle Abfolge des Ereignisablaufs wird durch eine Hintergrundkonstruktion aus heutiger Perspektive unterbrochen, die durch einen Vermerk, der direkt an die Interviewerin gerichtet ist, eingeleitet wird („dazu muss ich sagen“, Z. 158). Ohne Bezug auf die vorherige Erzählung nimmt Herr Landgraf im Rahmen dieser Hintergrundkonstruktion einen abrupten Themenwechsel vor, indem er seine Erfahrungen mit Computern und Schreibmaschinen beschreibt: Er habe zuvor nie mit Computern gearbeitet und seine Diplomarbeit im Rahmen des BWL-Studiums (Segment 4) mit der Schreibmaschine geschrieben. Diese Aussage impliziert, dass Fred Landgraf den technischen Wandel in den zurückliegenden Jahren nicht bewusst wahrgenommen und nicht aktiv an diesem teilgenommen hat. Einerseits vermutlich aufgrund fehlender Berührungspunkte im Beruflichen, aber auch im Privaten, andererseits aufgrund seiner langwierigen Behandlung der Krebserkrankung. Daher könnte der technische Wandel für ihn bisher nicht relevant gewesen sein. Jedoch scheint es ihm wichtig zu sein, im Rahmen des Interviews sein technisches Knowhow zu präsentieren. Es kann bei diesen Ausführungen angenommen werden, dass er dies mit der Intention ausführt, der vermeintlich jungen Interviewerin die damaligen technischen Standards zu erläutern.

Nach einer dreisekündigen Pause fügt der Biographieträger hinzu, dass es in der Zeit zwischen dem Verfassen seiner Diplomarbeit und dem Jahr der Heilung seiner Krebserkrankung zu einem technischen Wandel gekommen sei („die Zeit hat sich geändert“, Z. 170) und führt ein Beispiel

für eine neue Generation von Computern an, die es mittlerweile gibt („Apple-Computer“, Z. 170-171). Ohne diese technischen Informationen weiter auszuführen, wird die Hintergrundkonstruktion beendet und Fred Landgraf kommt zur sequenziellen Abfolge der biographischen Erzählung zurück (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 171).

Er führt aus, dass er „großes Glück gehabt“ (Z. 171) und von der Rentenversicherung eine Rehabilitationsmaßnahme in Folge der Krebserkrankung bewilligt bekommen habe. In der Erzählung wird nicht eindeutig ersichtlich, um welche Form (medizinisch oder beruflich) und welche Art der Rehabilitation (ambulant oder stationär) es sich handelt. Es kann jedoch geschlussfolgert werden, dass Fred Landgraf im örtlichen Rehaszentrum – und nicht in einer Klinik – seines Wohnorts Stadt_1* betreut wurde, was für eine ambulante Rehabilitationsleistung spricht. Zudem wird mit Blick auf die nachfolgende Erzählsequenz angenommen, dass er eine berufliche Rehabilitationsmaßnahme durchlaufen hat, da er aufgrund seiner in der Analyse geschlussfolgerten Berufsunfähigkeit (Subsegment 8.5) nicht mehr als Tischler arbeiten kann. Durch diese berufliche Rehabilitation soll Fred Landgraf sehr wahrscheinlich wieder ins Arbeitsleben eingegliedert werden, wie nachfolgend deutlich wird. Herr Landgraf habe in dem Rehaszentrum einen Computerkurs besucht („sofort erst mal in ne nen Computerkurs gesteckt“, Z. 175-176), wodurch auch der Bezug zur vorgelagerten Hintergrundkonstruktion in Bezug auf sein technisches Knowhow und seine Erfahrungen mit Computern sowie Schreibmaschinen deutlich wird. Interessant ist, dass er den Besuch des Computerkurses als vorgegeben und fremdbestimmt bewertet, wie der Ausdruck „gesteckt“ (Z. 176) suggeriert. Zudem verbindet er mit dem Absolvieren des Computerkurses einen „Lernprozess“, der „aber [...] Spaß gemacht“ (Z. 178) habe. Der Partikel „aber“ bezieht sich wahrscheinlich darauf, dass ihm der Computerkurs trotz der unfreiwilligen bzw. vorgeschriebenen Teilnahme dennoch Spaß gemacht hat. Hier zeigt sich erneut eine Parallele zu seinem vorherigen Ausbildungsweg (Segment 2): Trotz eines fremdbestimmten Settings bewertet er die Situation als positiv und handelt aktiv, sodass es Freude macht. Der Biographieträger schließt die argumentative Passage aus heutiger Perspektive nach einer zweisekündigen Erinnerungs- und Planungsphase in Form einer Sprechpause damit, dass der Computerkurs und der damit zusammenhängende Lernprozess auch „erfolgreich“ (Z. 179) gewesen seien.

Das Interview wird erneut durch eine Mitarbeiterin der Einrichtung gestört, die den Raum betritt. Das Interview wird dennoch weitergeführt.

In Segment 9 sind die berufsbiographische Suchbewegung und das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Rehabilitation und der beruflichen Neuorientierung dominant. Fred

Landgraf muss sich in Folge der Krebserkrankung beruflich neu orientieren und eignet sich im Rahmen der Rehabilitationsmaßnahme neue Kompetenzen an.

Segment 10: erster berufsbiographischer Wendepunkt durch die berufliche Neuorientierung und Weiterführung des beruflichen Aufstiegs als biographisches Handlungsschema (Z. 182-188)

Fred Landgraf habe im Rahmen des Computerkurses ein Praktikum in einem Unternehmen absolviert, in dem er anschließend Karriere gemacht habe.

Im zehnten Segment ist die Sachverhaltsdarstellung erzählend. Formalsprachlich auffällig ist der Beginn des Segments, wobei Herr Landgraf zunächst den Partikel „ähm“ (Z. 182) verwendet und eine zweisekündige Pause anschließt. Es folgt ein Ausdruck des Erinnerns („ach so“, Z. 182), bevor er den Ereignisablauf weiterführt (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 182). Hierbei stottert Fred Landgraf und verwendet zwei Mal den Partikel „äh“ (Z. 182, Z. 184). Es folgt eine dichte Erzählung durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede („ja warum soll ich das nicht machen, kann ja nur alles besser werden.“, Z. 184-185). Interessant ist, dass er in Bezug auf seinen weiteren berufsbiographischen Werdegang Informationen ausspart („Hab Praktikum gemacht und hab mich dann in dieser Firma (.) mehr oder minder hochgearbeitet. [...] Ich hatte nachher Bankvollmacht.“, Z. 185-188).

Die Störung seitens der Mitarbeiterin (Segment 9) scheint den Biographieträger kurz abgelenkt zu haben, wodurch er erst zu seiner Erzählung zurückfinden muss. Darauf lassen der Partikel „ähm“ (Z. 182) in Kombination mit der zweisekündigen Erinnerungspause und dem anschließenden Ausdruck der Erkenntnis „ach so“ (Z. 182) schließen. Herr Landgraf betont, dass er sich wiederholen würde („wie gesagt“, Z. 182), obwohl dies die lebensgeschichtliche Erzählung nicht erkennen lässt. Unter Bezugnahme der nachfolgenden Erzählung, in der er darlegt, dass er ein Praktikum absolviert habe, lässt sich schließen, dass es weiterhin um die zuvor dargelegte Rehabilitationsmaßnahme geht. Interessant ist, dass Fred Landgraf die Darstellung des Praktikums mit einer Hintergrundinformation beginnt, denn er stellt zuerst heraus, dass er in einer in der Nähe seines Wohnorts liegenden Stadt in einem Unternehmen gearbeitet hätte, wobei es sich um eine „Computerfirma“ (Z. 183) handeln würde. Daran anknüpfend zeigt Fred Landgraf erst den Kontext auf: Er hat ein Praktikum absolviert. Nach dieser Information wird ersichtlich, dass es sich weiterhin um die Rehabilitationsmaßnahme handelt, in dessen Rahmen er ein Praktikum absolvierte. Dass er dieses in einem Unternehmen für IT und Computer gemacht hat, ist

anschlussfähig an die Belegung des Computerkurses. Diesbezüglich verwendet er ein Verb, das eine gewisse Aufforderung impliziert („Und zwar sollte ich ein Praktikum machen“, Z. 183-184). Es kann daher darauf geschlossen werden, dass die Belegung des Computerkurses und das Praktikum zu einer beruflichen Einheit im Rahmen der Rehabilitationsmaßnahme gehört, weil beides fremdinduziert wurde. Fred Landgraf scheint diesen von außen gegebenen Impuls anzunehmen, wie die nachfolgende dichte Passage verdeutlicht. Er stellt rhetorisch in Frage, warum er dieses Praktikum nicht machen solle. Und liefert eine direkte Begründung für dessen Absolvierung („kann ja nur alles besser werden“, Z. 185). Auch hier wird deutlich, dass das fremdbestimmte Setting von ihm positiv bewertet wird und er versucht, aktiv damit umzugehen. Zum einen lässt dieser Ausspruch die Vermutung zu, dass „nur alles“ (Z. 185) auf seine Lebenssituation bezogen ist, denn Herr Landgraf ist nach Heilung der Krebserkrankung arbeitslos und möchte wieder in das Arbeitsleben eingegliedert werden. Zum anderen kann unter Bezugnahme der gesamten rekonstruierten wörtlichen Rede („habe ich sofort gesagt, ja warum soll ich das nicht machen, kann ja nur alles besser werden“, Z. 184-185) vermutet werden, dass er seine Motivation, etwas Neues zu lernen, hervorheben möchte. Für diese Lesart lässt sich auch ein Indiz im vorherigen Segment 9 finden: Der Computerkurs sei ein Lernprozess gewesen, der Spaß gemacht habe. Dadurch wird sein motivationsgeleitetes, aktives Handeln in diesem fremdbestimmten Setting erneut deutlich. Es wird dadurch auch deutlich – und dies vereint beide Lesarten –, dass Herr Landgraf durch den fremdinduzierten Impuls einen erfolgreichen Lernprozess und damit auch eine berufsbiographische Neuorientierung vollzogen hat, wodurch er seinen beruflichen Status im Rahmen des berufsbiographischen Aufstiegsprozesses zurückerlangen kann. Er war zuvor erfolgreich mit seiner Tischlerei und habe exklusive Möbelstücke hergestellt und nun kann Herr Landgraf in Folge der Rehabilitationsmaßnahme erneut beruflichen Erfolg erzielen. Dies zeigt auch anschließend durch den kurzen Verweis auf eine vollzogene Karriere in dem Unternehmen für IT und Computer („mehr oder minder hochgearbeitet“, Z. 186). Dies steigert er noch durch eine Explikation, indem er betont, dass er autorisiert gewesen sei, sich um finanzielle Angelegenheiten zu kümmern („hatte nachher Bankvollmacht“, Z. 188). Der genaue zeitliche Ablauf wird hier nicht deutlich, denn es wird weder auf die Dauer des zuvor geschilderten Praktikums eingegangen, noch erzählt Herr Landgraf, dass er in dem Unternehmen angestellt wurde. Somit sind die genauen Umstände nicht rekonstruierbar. Insgesamt bleiben diesbezüglich Fragen offen.

Im zehnten Segment ist der berufsbiographische Wendepunkt durch das Handlungsschema der beruflichen Neuorientierung dominant. Mit Bezug auf das vorherige Segment 9 wird deutlich,

was Herr Landgraf mit dem erfolgreichen Lernprozess im Rahmen der Rehabilitationsmaßnahme gemeint haben könnte: Er hat durch den fremdinduzierten Impuls aktiv eine berufsbiographische Neuorientierung vollzogen, um seinen Status im Rahmen des berufsbiographischen Aufstiegsprozesses zurückzuerlangen.

Damit einhergehend wird erneut der übergeordnete diffuse Wandlungsprozess impliziert. Fred Landgraf nutzt die Institutionen des Rehabilitationszentrums und des Praktikumsbetriebs als Umsetzungsorte für verwaltetes Lernen, um den Wandlungsprozess weiterzuführen. Es gelingt ihm durch die Aneignung neuen Wissens im Rahmen der Rehabilitationsmaßnahme und des Praktikums seine berufsbiographische Statusinkonsistenz erneut aufzulösen.

Segment 11: Bedrohung des institutionellen Ablauf- und Erwartungsmusters der beruflichen Anstellung sowie erneute berufsbiographische Suchbewegung (Z. 188-191)

Aufgrund einer schlechten Auftragslage sei das Unternehmen geschlossen worden, in dem Herr Landgraf angestellt gewesen sei. Die Schließung des Unternehmens taxiert Herr Landgraf um die Jahrtausendwende, woraufhin er erneut arbeitslos geworden sei.

Das Kommunikationsschema ist durchgängig erzählend. Eine Konjunktion („aber“, Z. 188) markiert den Beginn des Segments und es folgt eine ungefähre zeitliche Schwelle („um die Millennium Zeit“, Z. 188). Formalsprachlich auffällig ist die mehrfache Verwendung des Partikels „äh“ (Z. 188, Z. 189, Z. 190) sowie die Vermischung der Zeitformen Präteritum und Präsens („jetzt stand ich“, Z. 190).

In Bezug auf seine Tätigkeit in dem Unternehmen für IT und Computer erzählt Fred Landgraf, dass es um die Jahrtausendwende zur Schließung des Unternehmens gekommen sei. Als Begründung führt er an, dass sie keine Aufträge mehr erhalten hätten („plötzlich blieben die Auftrag, Aufträge äh wech“, Z. 189) und dadurch das Geschäft stagnierte („und dann lief das alles nicht mehr so gut“, Z. 189). Die genauen Umstände können an dieser Stelle nicht nachvollzogen werden. Es kann angenommen werden, dass Herr Landgraf mit „das alles“ (Z. 189) auf der einen Seite die Arbeit in dem Unternehmen, andererseits aber auch seine eigene Situation meint. Diese beiden Deutungen können auch nachfolgend bestärkt werden: Infolgedessen wurde die Computerfirma geschlossen, sodass er erneut arbeitslos geworden sei. Scheinbar war seine Anstellung in dem Unternehmen nur kurzzeitig.

Der nachfolgende Erzählgerüstsatz zeigt den zuvor implizierten Verlust seiner Anstellung auf, wobei der Ausspruch „jetzt stand ich wieder vor dem Nichts“ (Z. 190-191) etwas Dramatisches

suggeriert: Herr Landgraf rekurriert damit vermutlich auf die Redensart „vor dem Nichts stehen“, die sich auf den Verlust von etwas bezieht; im vorliegenden Fall ist wohl der Verlust der beruflichen Existenzgrundlage gemeint. Die Verwendung der Zeitangabe „Jetzt“ (Z. 190) bezieht sich in diesem Kontext nicht auf den Zeitpunkt des Interviews, sondern auf den Zeitpunkt der Unternehmensschließung. Der Wechsel der Zeitformen kann ein Indiz dafür sein, dass der Biographieträger im Erzählen sich erneut in die damalige Situation hineinversetzt und die Zeitangabe als symbolischer Begriff verwendet wird. Zusätzlich lässt sich die wiederholende Angabe („wieder“, Z. 190) konkret auf seine vorherige Arbeitslosigkeit beziehen (Segment 9), die aus der Schließung des Tischlereibetriebs resultierte. Somit wird Fred Landgraf durch die Schließung der Computerfirma das zweite Mal arbeitslos.

Im elften Segment sind die Bedrohung und letztlich die Beendigung des institutionellen Ablauf- und Erwartungsmusters der beruflichen Anstellung sowie eine angedeutete berufsbiographische Krisenerfahrung und damit einhergehende Suchbewegung dominant.

Segment 12: zweiter berufsbiographischer Wendepunkt durch die Entwicklung des biographischen Handlungsschemas einer erneuten Selbstständigkeit (Z. 191-214)

Fred Landgraf berichtet im zwölften Segment, das in zwei Subsegmente untergliedert ist, von der Gründung eines Vereins, der als Voraussetzung gelten würde, um einen Träger für Bildungsmaßnahmen zu eröffnen. Er habe sich zunächst auf zweierlei Weise über die Vorgehensweise der Gründung und einer erneuten Selbstständigkeit informiert. Anschließend sei es ihm gelungen durch das gezielte Ansprechen einzelner Personen in seinem Freundeskreis, einen Vereinsvorstand zu bilden (Subsegment 12.1). Auf welche Zielgruppe sich der neu gegründete Bildungsmöglichkeiten anbietende Träger fokussiert und welche Bildungsangebote er selbst übernommen habe, wird nachfolgend dargestellt (Subsegment 12.2).

Im zwölften Segment sind die berufsbiographische Entscheidungssituation sowie die Entwicklung und die Umsetzung des berufsbiographischen Handlungsschemas einer erneuten Selbstständigkeit dominant. Zusätzlich deutet sich erneut der übergeordnete diffuse Wandlungsprozess an, der durch autodidaktisches Lernen forciert wird.

Subsegment 12.1: Berufsbiographische Entscheidungssituation in Bezug auf die erneute Selbstständigkeit zur Entwicklung und Umsetzung eines neuen biographischen Handlungsschemas (Z. 191-205)

Fred Landgraf habe sich bei einem Bekannten erstmalig über einen Träger für Bildungsangebote informiert, woraufhin das Interesse daran und einer erneuten Selbstständigkeit bei ihm gewachsen sei. Er habe sich weiterführend bei der Bundesagentur für Arbeit informiert. Anschließend habe Herr Landgraf ihm bekannte Personen gefragt, ob diese ihn in seinem Vorhaben unterstützen und, ob sie mit ihm gemeinsam einen Verein gründen würde.

Die Sachverhaltsdarstellung ist vornehmlich erzählend und wird mit einer Beschreibung detailliert („ich bin immer vorsichtig mit Haftung gewesen“, Z. 197-198). Die Erzählungen werden teilweise mit Rahmenschaltelementen eingeleitet („jetzt“, Z. 191, Z. 196; „dann“, Z. 199), wobei Fred Landgraf an manchen Stellen in die Zeitform Präsens wechselt. Bezüglich der Rahmenschaltelemente ist auffällig, dass Herr Landgraf zu Beginn des Segments drei Mal von „da“ (Z. 194, Z. 196) spricht. Die Erzählungen sind insgesamt sehr dicht, weil wörtliche Rede rekonstruiert wird und er diese sprachlich einleitet („Und den hab ich gefracht“, Z. 193, „da hab ich gesagt“, Z. 196, „Ich hab gesacht“ und „Ich sach“, Z. 202, „hab im Bekanntenkreis gefracht“, Z. 203, „hab ich Bekanntenkreis gefragt“, Z. 204). Formalsprachlich auffällig sind trotz der dichten Erzählung die insgesamt elf ein- bis dreisekündigen Sprechpausen.

Die Zeitangabe zu Beginn des Segments („jetzt“, Z. 191) bezieht sich auf die erzählte Zeit und nicht auf den Zeitpunkt des Interviews. Wahrscheinlich durchlebt der Biographieträger den Sachverhalt erneut und springt daher in den Zeitformen. Um seine Erzählung und die nachfolgenden Handlungsschritte konsistent zu machen, benennt Fred Landgraf einen früheren Arbeitskollegen („Bekanntes“, Z. 191), der nach der Schließung der Computerfirma scheinbar bei einem sogenannten Bildungsträger (Z. 192) angestellt wurde. Nach einer dreisekündigen Planungs- und Reflexionspause, die vermutlich dazu dient, an den Ereignisablauf anzuknüpfen, gibt Fred Landgraf an, dass er seinen ehemaligen Arbeitskollegen aktiv angesprochen habe, weil er sich für die Branche interessieren würde. Die Erzählung wird nachfolgend sehr dicht durch die Nachahmung wörtlicher Rede, indem Herr Landgraf seinen ehemaligen Arbeitskollegen nach der Funktion und den Aufgaben eines Bildungsmöglichkeiten anbietenden Trägers fragt („was is'n ein Bildungsträger (?). (..) Was macht ihr denn alles (?)"", Z. 193-194).

Der zeitliche Ablauf wird zwar nachfolgend nicht anhand von originären Rahmenschaltelementen kenntlich gemacht, aber durch eine Art von Aufzählung, wobei die verwendete Abkürzung

„da“ für das Adverb „dann“ zu stehen scheint: „und hab mich da informiert, hab mich da eingesehen“ (Z. 194) und „da hab ich gesagt“ (Z. 196) im Sinne von, dass Herr Landgraf zuerst Informationen bei seinem ehemaligen Arbeitskollegen eingeholt habe, sich anschließend anderweitig informiert und nachfolgend für sich eine Entscheidung getroffen habe. Er habe sich über den Sachverhalt Kenntnis verschaffen („eingesehen“, Z. 194), indem er im Internet recherchiert habe („hab mich im Internet schlau gemacht“, Z. 199). Der Zweck des Einholens von Informationen wird nachfolgend deutlich, indem Herr Landgraf erneut durch die Nachahmung wörtlicher Rede festhält, dass ein Bildungsmöglichkeiten anbietender Träger sein Interesse geweckt habe und für ihn eine neue Möglichkeit seiner beruflichen Karriere darstelle („das wäre doch was für mich, Bildungsträger“, Z. 196). Wem Fred Landgraf dies genau sagt, bleibt fraglich – einerseits ist möglich, dass er gedanklich zu dieser Erkenntnis gekommen ist und dies nur im Kontext des biographischen Interviews in dieser Form verbalisiert, andererseits könnte er seine getroffene Entscheidung mit seiner Ehefrau als signifikante Andere geteilt haben.

Die Erzählung wird weitergeführt, wobei sich der im Präsens eingesetzte zeitliche Indikator „jetzt“ (Z. 196) immer noch auf die damalige Situation und nicht auf die Interviewsituation bezieht. Herr Landgraf habe sich Gedanken darüber gemacht, dass er sich nicht haftbar machen wolle („ich wollte nicht äh großartig mit Haftung“, Z. 197). Diesbezüglich führt er im Rahmen einer Beschreibung kurz aus (sprachlicher Indikator „immer“, Z. 197), dass er aus beruflicher Perspektive stets mit Vorsicht vorgegangen sei, wenn es um Haftbarkeit ging („ich bin immer vorsichtig mit Haftung gewesen“, Z. 197-198). Diese Aussage bleibt interpretationsoffen. Auffällig ist, dass er sich diese Gedanken bei der Gründung eines Bildungszentrums macht, aber diese Bedenken nicht im Rahmen seiner Erzählung zur Gründung der Tischlerei äußert.

Anschließend wird die zeitliche Abfolge des Ereignisablaufs erneut dadurch markiert, dass der Biographieträger in die weitere Erzählung einleitet (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 199). Er habe sich weiterführend informiert und habe zusätzlich eine Beratung in Anspruch genommen, die von der Bundesagentur für Arbeit angeboten wurde („Bin bei der Arbeitsagentur gewesen“, Z. 201). Dieses Beratungssetting nutzte er wahrscheinlich im Besonderen dafür, um die konkreten Schritte und Voraussetzungen für die Gründung eines Trägers für Bildungsangebote zu erfahren. Dies macht auch die nachfolgende Rekonstruktion seiner Frage deutlich, die er vermutlich im Rahmen der Beratung dem*der Mitarbeiter*in der Bundesagentur für Arbeit gestellt hat: Er fragt ganz konkret danach, was er für die Eröffnung eines Bildungszentrums tun müsse („was muss ich tun, um n Bildungsträger zu kriegen“, Z. 201). Welche Informationen er aus dem Beratungsgespräch mitgenommen hat und welche Schritte daraus resultieren, kann nicht geklärt werden. Fred Landgraf spart diese Details im Rahmen der lebensgeschichtlichen

Erzählung bewusst aus, wie durch die direkt anschließende zweisekündige Sprechpause und den nachfolgenden Ausspruch deutlich wird: „(..) Ich will das kurz machen.“ (Z. 202).

Die nachfolgende Erzählung, die bis zum Ende des Subsegments geht, ist sehr dicht, denn der Biographieträger rekonstruiert hier fast ausschließlich seine eigenen wörtlichen Aussagen bezüglich der Vereins- und Trägergründung. Die Wiedergabe dieser wörtlich übernommenen Passagen leitet er ergänzend in unterschiedlichen Zeitformen ein („ich hab gesacht“, Z. 202, „ich sach“, Z. 202). In Folge des Beratungsgesprächs habe sich Fred Landgraf entschieden einen Bildungsmöglichkeiten anbietenden Träger zu instituieren, dies aber nur in Verbindung mit der Gründung eines Vereins („okay ich mach das. Ich sach, aber ich gründe einen Verein.“, Z. 202-203). Die Konjunktion „aber“ (Z. 205) verweist möglicherweise auf das nicht geltende Obligatorium eines Vereins für die Gründung eines Bildungsträgers.

Aus dem Grund der geplanten Vereinsgründung habe er einzelne Personen in seinem Freundeskreis gefragt, wer mit ihm einen Verein gründen würde („wer macht mit“, Z. 204). Er schiebt detaillierend ein, dass eine bestimmte Anzahl an potenziellen Vereinsmitgliedern benötigt würden („man muss so (.) sechs oder sieben haben“, Z. 203), wodurch impliziert wird, dass ein Kollektiv für die Vereinsgründung erforderlich ist. Interessant ist weiterführend, dass Fred Landgraf seinen Bekannten bei der Anfrage mitgeteilt habe, dass diese keine Aufgaben übernehmen, sondern nur Mitglied im Verein sein müssten („Ihr habt nix zu tun, ihr müsst nur im Verein sein“, Z. 204-205). Möglicherweise verweist dies auf den für ihn wichtigen Aspekt der Haftbarkeit. Offen bleibt, ob Herr Landgraf Personen aus seinem Freundeskreis für die Vereinsgründung akquirieren konnte. Mit Bezug auf das nachfolgende Subsegment 12.2 zeigt sich aber, dass er scheinbar alle Voraussetzungen für die Gründung erfüllen konnte (Z. 205).

In diesem Subsegment ist insgesamt auffällig, dass Herr Landgraf zunächst ausführlich davon berichtet, dass er Informationen eingeholt und eine Beratung in Anspruch genommen habe, dann aber den Prozess der Vereinsgründung relativ kurz abhandelt und viele Hintergrundinformationen ausspart. Es kann diesbezüglich in einer ersten Lesart angenommen werden, dass er dieses Wissen der Interviewerin im Rahmen der lebensgeschichtlichen Erzählung nicht präsentiert, weil er weiterhin die ihm im Erzählstimulus gestellte Aufgabe bezüglich seiner Lerngeschichte erfüllen möchte und demnach die Details der Vereinsgründung in seiner Relevanzsetzung keine große Bedeutung einnehmen. In einer zweiten Lesart ist es möglich, dass Herr Landgraf davon ausgeht, dass sich die Interviewerin als Forscherin im Fach Erziehungs-/Bildungswissenschaft im Bereich Bildungseinrichtungen theoretisch auskennt und er aus dem Grund diesen nicht kontextualisieren muss. Darüber hinaus suggeriert er mit seinen Ausführungen,

dass der Gründungsprozess des Bildungsträgers einfach und schnell vollzogen werden konnte – wie auch bei der Gründung des Tischlereibetriebs.

Im Subsegment 12.1 deutet sich ein berufsbiographisches Handlungsschema an, das durch das vielseitige Einholen von Informationen als autodidaktisches und informelles Lernen über einen Träger für Bildungsmaßnahmen initiiert wird. Folglich trifft Fred Landgraf die berufsbiographische Entscheidung einer erneuten Selbstständigkeit, womit ein berufsbiographischer Wendepunkt einhergeht, wie Subsegment 12.2 zeigen wird.

Subsegment 12.2: Berufsbiographischer Wendepunkt durch biographisches Handlungsschema der zweiten Selbstständigkeit (Z. 205-214)

Herr Landgraf habe den Träger für Bildungsangebote gegründet und sich erneut selbstständig gemacht. Dieser Bildungsmöglichkeiten anbietende Träger habe Aufträge von der Bundesagentur für Arbeit erhalten, um eine berufliche Wiedereingliederung der Klient*innen zu ermöglichen. Herr Landgraf habe hierbei einen Mathematik- und einen Computerkurs übernommen, andere Kurse seien von weiteren Mitarbeitern angeboten worden. Fred Landgraf habe bei diesem Träger bis zu seiner Rente gearbeitet.

Das Kommunikationsschema ist durchgängig erzählend und folgt damit der zeitlichen Abfolge des Ereignisablaufs (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 205, Z. 206, Z. 209, Z. 212). Auffällig ist, dass Herr Landgraf bei der Bestimmung der Bildungsmaßnahmen bezogenen Zielgruppe einen Fachterminus verwendet („Menschen, die n n Handicap hatten“, Z. 208). Zudem wechselt er an einer Stelle das Personalpronomen von der ersten Person Singular („ich“, Z. 212) ins Plural („wir“, Z. 212). Weiter sind vier zweisekündige Sprechpausen identifizierbar. Das Ende des Subsegments markiert eine ungefähre Zeitangabe („bis zu meinem Rentenalter“, Z. 213).

Die Erzählung wird mit Blick auf das vorherige Subsegment 12.1 weitergeführt und in ihrem Verlauf thematisch auf den Höhepunkt gebracht, denn Herr Landgraf gründet einen Bildungsträger (Z. 205). Weiterhin ist unklar, wie der Verein damit zusammenhängt. Es folgt eine zweisekündige Pause, die in Kombination mit der nachfolgenden sprachlichen Suchbewegung („Und äh“, Z. 205) und einer weiteren zweisekündigen Pause eindeutig eine Erinnerungs- und Planungsphase darstellt. Anschließend expliziert Fred Landgraf die Organisation und die Aufgaben des Trägers für Bildungsmaßnahmen. Dabei verwendet er das einschränkende Adverb „eigentlich“ (Z. 206), um zu benennen, dass die Aufträge für die Bildungsangebote von der

Bundesagentur für Arbeit gekommen seien. Damit möchte Fred Landgraf vermutlich ausdrücken, dass die Bundesagentur für Arbeit über die Teilnahme von Klient*innen entscheidet und diese dann den Bildungsangeboten zur Wiedereingliederung zugewiesen werden. Dadurch ergibt sich, dass er keine aktive Entscheidungsgewalt hat, sondern von der Bundesagentur für Arbeit als Geldgeber und Vermittler abhängig ist.

Die Zielgruppe dieser Bildungsangebote seien „Menschen, die n n Handicap hatten“ (Z. 208) gewesen. Der verwendete Terminus stellt eine recht neue Begrifflichkeit dar und ist im Gebrauch von älteren Menschen, wie Herrn Landgraf, eher ungewöhnlich. Vermutlich hat er die Bezeichnung für das Klientel aus seiner Arbeit beim Bildungsmaßnahmen anbietenden Träger in seinen alltäglichen Sprachgebrauch übernommen. Diesbezüglich ist auf die genaue Verwendung der Bezeichnung „Menschen mit Handicap“ zu verweisen: Im Alltagssprachlichen Gebrauch sind mit der Bezeichnung Menschen mit einer körperlichen oder geistigen Beeinträchtigung gemeint. Herr Landgraf erzählt hier aber, dass das Klientel Menschen gewesen seien, die „in das Arbeitsleben wieder“ (Z. 208) integriert werden sollten. Durch die Verwendung des Adverbs „wieder“ (Z. 211) wird der Anschein erweckt, dass Fred Landgraf eher eine berufliche Rehabilitationsmaßnahme meint – für Menschen, die ihren zuletzt ausgeübten Beruf nicht mehr ausführen können. Auch die nachfolgende Ergänzung („Das war so drei Monate Schulung“, Z. 208-209) kann diese Vermutung in einer ersten Lesart bestärken. Es könnte sich dabei um eine Art Umschulung o.Ä. der beruflichen Wiedereingliederung handeln. Ein weiteres Argument für diese Annahme ist, dass die Aufträge von der Bundesagentur für Arbeit gekommen seien, die für die berufliche Integration in den Arbeitsmarkt verantwortlich sind⁴. Abschließend bleibt aber offen, wer genau das Klientel des Bildungsträgers abbildete.

Herr Landgraf habe die Bildungsangebote für Mathematik und IT übernommen. Es wird zwar nicht von ihm begründet, warum er genau diese beiden Kurse übernommen habe, es liegt jedoch nahe, dass dies einerseits mit seiner circa zweijährigen Arbeit in der Computerfirma (Segment 10) und andererseits mit seinem absolvierten BWL-Studium zusammenhing (Segment 4). Diesbezüglich wird zwar im Interview nicht deutlich, dass er Mathematik studiert hat, aber das Fach gehört zumeist zum Kerncurriculum des BWL-Studiums.

Weiterführend erzählt er, dass bei dem Träger noch Mitarbeiter angestellt gewesen seien („Und sonst hatten wir dann Mitarbeiter, ich hatte Mitarbeiter eingestellt.“, Z. 212). Die Korrektor des Personalpronomens von der ersten Person Plural („wir“) ins Singular („ich“) verweist

⁴ Für die Teilhabe am Arbeitsleben von Menschen mit Behinderung ist nicht die Bundesagentur für Arbeit zuständig, sondern die Deutsche Rentenversicherung, auch wenn dann freie Bildungsträger ebenfalls Leistungsträger sein können.

wahrscheinlich darauf, dass der Verein zwar aus einem Gründungskollektiv bestand, Fred Landgraf jedoch die Leitung der Bildungseinrichtung war. Es bleibt aber interpretationsoffen, ob er die Komplettleitung des Bildungsträgers oder eine leitende Funktion innehatte. Weitere Informationen über die Organisation, Bildungsangebote, Größe und die Funktion des Vereins benennt Herr Landgraf nicht.

Es folgt eine zweisekündige Pause, bevor er die ungefähre Dauer seiner Tätigkeit bei dem Bildungsmöglichkeiten anbietenden Träger benennt („das habe ich eigentlich recht lange gemacht bis zum (...) bis zu meinem Rentenalter“, Z. 213). Mit der Benennung seines Rentenalters wird der thematische Abschluss seines beruflichen Werdegang und seiner Karriere markiert.

Im Subsegment 12.2 ist der berufsbiographische Wendepunkt dominant, der durch die berufsbiographische Entscheidung der zweiten Selbstständigkeit als Handlungsschema umgesetzt wird. Zusätzlich ist der übergeordnete diffuse Wandlungsprozess identifizierbar.

Segment 13: Lebenszyklischer Bruch durch den Renteneintritt (Z. 215-231)

Im Jahr* geht Fred Landgraf in Rente. Seinen Renteneintritt begründet der Biographieträger damit, dass eine beantragte Rehabilitationsmaßnahme von der Rentenversicherung nicht genehmigt worden sei. Ihm sei daraufhin zum Stellen eines Rentenantrags geraten worden. Die diesbezügliche Entscheidung habe er gemeinsam mit seiner Ehefrau gefällt.

Das Kommunikationsschema der Erzählung ist dominant, wie einige Rahmenschaltelemente („dann“, Z. 215, Z. 219) und zeitliche Markierer („Jahr*“, Z. 216, Z. 219) zeigen. Herr Landgraf erzählt dem Ereignisablauf folgend von seinem Renteneintritt, wobei er stottert und fünf ein- bis dreisekündige Sprechpausen auffällig sind. Anschließend wird das lebensgeschichtliche Interview durch eine Mitarbeiterin der Einrichtung gestört. Fred Landgraf wiederholt anschließend das lebenszyklische Ereignis des Renteneintritts. Ferner wird die Erzählung durch eine Hintergrunderzählung, die bis zum Ende des Segments geht, und einem argumentativen Halbsatz („also ne Kur praktisch“, Z. 222) ergänzt. Es lassen sich insgesamt sechs Sprechpausen identifizieren. Fred Landgraf verbalisiert zudem seine Suche nach den passenden Worten für die Plausibilisierung seiner Darstellung („wie soll ich das sagen (?)“, Z. 221). Die Hintergrundkonstruktion ist eine sehr dichte Erzählung durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede in Bezug auf zwei unterschiedliche Kontexte.

Es beginnt ein neuer Lebensabschnitt, womit zugleich auch das Ende der berufsbiographischen Karriere markiert wird: Der Renteneintritt. Mit Bezug auf das vorherige Subsegment hält Herr Landgraf fest, dass er mit Erreichen des Rentenalters seine berufliche Tätigkeit in dem Bildungsträger beendet habe („das habe ich eigentlich recht lange gemacht bis zum (...) bis zu meinem Rentenalter“, Z. 213). Der Übergang in die nachberufliche Phase sei aber nicht abrupt gewesen, sondern er habe sich „langsam daraus gezogen“ (Z. 215). Vermutlich hat der Biographieträger noch einige Zeit länger dort gearbeitet und den Bildungsträger geleitet; eine genaue zeitliche Einordnung lässt sich nicht herausarbeiten. Diese Deutung verschärft sich in der nachfolgenden Hintergrunderzählung. Bevor Fred Landgraf die Übergangphase in die Rente plausibilisiert, vergewissert er sich nach einer zweisekündigen Reflexionsphase, dass er nun bei dieser Statuspassage in seinem Leben angekommen ist („Ja, dann sind wir schon, dann sind wir bei der Rente“, Z. 215-216). Bei dem Ausspruch bezieht er mit dem Pronomen „wir“ die Interviewerin mit ein, womit er das Erzählen seiner Lebensgeschichte als gemeinsames Erleben in der Interviewsituation impliziert. Es folgt eine weitere Vergewisserungspassage mit mehreren kurzen Erinnerungs- und Reflexionsphasen, um den Renteneintritt zeitlich zu taxieren („Ich bin (...) Jahr* in Rente gegangen. (...) Jahr*(?) (...) Ja, Jahr* war das“, Z. 216).

Der Biographieträger möchte anschließend seine Erzählung weiterführen, wird dann aber durch eine Mitarbeiterin der Tagespflege durch das Eintreten in den Raum gestört. Dadurch entsteht eine sehr kurze Erzählpause, die Herr Landgraf durch das Wiederholen des Erzählgerüstsatzes beendet („Ja dann, äh das war dann Jahr* bin ich dann in Rente gegangen.“, Z. 219). Die Interviewerin signalisiert eine Bestätigung, sodass der Biographieträger an dem zuvor thematisierten Inhalt anknüpfen kann. In einer Hintergrunderzählung erläutert Fred Landgraf den Übergang von seiner beruflichen Phase in die Rente, auch mit Blick auf das sukzessive Ausscheiden aus dem Bildungsträger. Zunächst wird auf formalsprachlicher Ebene (zwei zweisekündige Sprechpausen, Verwendung des Partikels „äh“ und Stottern) deutlich, dass Herr Landgraf nach den passenden Worten sucht („auch äh, (...) teilweise durch ein ein, (...)“, Z. 221); dies verbalisiert er nachfolgend auch in Form einer Frage an sich selbst („wie soll ich das sagen(?)“, Z. 221). Anschließend stellt Herr Landgraf sachlich fest, dass er zunächst eine Rehabilitationsmaßnahme beantragt habe („Ich hab einen Antrag auf auf ne Rehamaßnahme gestellt“, Z. 221-222). Der genaue Bezugsrahmen ist hier noch nicht offensichtlich. Um der Interviewerin deutlich zu machen, was unter einer „Rehamaßnahme“ (Z. 221) zu verstehen ist, skizziert Fred Landgraf argumentativ, dass mit einer Rehabilitationsmaßnahme eine Kur gemeint sei („also ne Kur praktisch“, Z. 222). Die Rentenversicherung habe jedoch den Antrag abgelehnt. Die Hintergrunderzählung wird an dieser Stelle sehr dicht, denn Fred Landgraf rekonstruiert die Antwort der

Rentenversicherung wörtlich („nee (.) Kur bekommen sie nicht mehr“, Z. 224-225). Das Adverb „mehr“ (Z. 225) bezieht sich hierbei sehr wahrscheinlich darauf, dass Fred Landgraf bei der medizinischen Behandlung seiner Krebserkrankung schon eine Rehabilitationsmaßnahme erhalten hatte und ihm aus dem Grund keine weitere mehr zustehe. Ihm sei aber angeboten worden, dass er in Rente gehen könne („Äh, sie können n Rentenantrag stellen“, Z. 225). Aufgrund dessen habe der Biographieträger mit seiner Ehefrau als signifikante Andere das Für und Wider eines Renteneintritts diskutiert, wie durch die erneute Rekonstruktion wörtlicher Rede erkennbar ist (Z. 226-230).

Insbesondere die nachfolgende Passage wirft Fragen auf, denn Herr Landgraf erzählt hier, dass wenn er „nochmal wieder nein“ (Z. 228) sagen würde, dass er dann „voll durcharbeiten“ (Z. 228-229) müsse. Es kann nicht geklärt werden, ob er das Angebot eines Renteneintritts im Vorfeld schon einmal abgelehnt hatte. Möglich ist nur, dass er gegebenenfalls von der Rentenversicherung bereits nach der Heilung der Krebserkrankung die Möglichkeit erhalten hatte, eine Erwerbsminderungsrente⁵ anzutreten. Damals hatte er aber infolgedessen eine berufliche Rehabilitationsleistung inkl. des Computerkurses in Anspruch genommen. Die erste Irritation in Bezug auf seinen Ausspruch, dass er sonst „voll durcharbeiten“ (Z. 228-229) müsse, kann schlussfolgernd geklärt werden: Bei dem von Herrn Landgraf beschriebenen Einreichen des Rentenantrags handelt es sich um einen vorzeitigen Renteneintritt. Diese Vermutung kann mit Blick auf sein Geburtsjahr bestätigt werden. Demnach war er bei seinem Rentenantritt 58 Jahre alt. So hätte er, wenn er das Angebot des frühzeitigen Renteneintritts abgelehnt hätte, vermutlich bis zu seinem 65. Lebensjahr weiterarbeiten müssen.

Die Hintergrunderzählung wird mit dem wörtlich rekonstruierten Resultat des Aushandlungsprozesses beendet, dass Fred Landgraf die vorzeitige Rente beantragen werde („Gut, also machen wir ja“, Z. 229-230). Die Rente sei bewilligt worden („die Rente ist auch durchgegangen“, Z. 230), aufgrund dessen die berufsbiographische Lebensgeschichte endet und die Nacherwerbsphase beginnt.

Im 13. Segment ist der lebenszyklische Bruch durch den frühzeitigen Renteneintritt dominant. Fred Landgraf löst sich antizipierend von seiner berufsbiographischen Laufbahn und tritt die Rente an, nachdem ihm eine Rehabilitationsmaßnahme nicht gewährt wurde.

⁵ Die Erwerbsminderungsrente kann beantragt werden, wenn Arbeitnehmer*innen aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr arbeitsfähig sind. Die Rente ersetzt dann wegen voller Erwerbsminderung das Einkommen (DRV 2019).

Segment 14: Krankheitsverlaufskurve der Alzheimerdemenz (Z. 232-274)

Fred Landgraf thematisiert in dem in drei Subsegmente untergliederten Segment seine Erkrankung an Alzheimerdemenz. Zunächst benennt der Biographieträger erste subtile Symptome, die er sich nicht erklären kann. Daraufhin habe er einen Neurologen aufgesucht, den er bereits seit der Behandlung seiner Krebserkrankung kennt. Herr Landgraf führt zudem erstmalig an, dass er während seiner langwierigen Krebserkrankung Freitodgedanken gehabt habe. Es beginnt die erste Phase des Diagnoseverfahrens, indem der Neurologe Fred Landgraf zu einem weiteren Arzt überweist (Subsegment 14.1). Dieser habe keine Diagnose stellen können und ihm daraufhin Neuroleptika verschrieben, die Herr Landgraf jedoch verweigerte (Subsegment 14.2). Ein Jahr später sei der Biographieträger erneut zum Arzt gegangen, woraufhin in der zweiten Phase des Diagnoseverfahrens der Befund Alzheimerdemenz diagnostiziert worden sei (Subsegment 14.3).

Dominant ist die Krankheitsverlaufskurve der Alzheimerdemenz. Zunächst schichtet sich das Verlaufskurvenpotenzial durch immer stärker werdende subtile Symptome auf, das Fred Landgraf versucht durch das Aufsuchen mehrerer Ärzte zu bearbeiten. Es beginnt das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster des zweistufigen Diagnoseverfahrens bis der Höhepunkt der Krankheitsverlaufskurve erreicht wird: In der zweiten Phase des Diagnoseverfahrens wird bei dem Biographieträger eine Alzheimerdemenz diagnostiziert. Die biographische Entwicklung weist mindestens zwei Dimensionen einer Krankheitsverlaufskurve auf: die Krankheitsverlaufskurve (1) transformiert sich zur Verlaufskurve der familiären lebensweltlichen Existenz (2).

Zudem ist in Subsegment 14.1 die dritte Transformation der Verlaufskurve der Krebserkrankung identifizierbar (Segment 8): Fred Landgraf stellt während seiner Krebserkrankung seine psychosoziale Stabilität existenziell in Frage; dies drückt sich dadurch aus, dass er Freitodgedanken entwickelt.

Das vierzehnte Segment ist aus lebensgeschichtlicher Sicht und mit Bezug auf die Interviewsituation für die zentrale Fragestellung des vorliegenden Forschungsvorhabens relevant:

- (1) Die lebensbedrohliche Erkrankung bietet einen Anlass zur biographischen Reflexion, wodurch möglicherweise Lernprozesse im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews initiiert werden.
- (2) Es lassen sich mehrere biographische Lernprozesse herausarbeiten: Es wird zwar nicht explizit thematisiert, aber mittels der Analyse kann rekonstruiert werden, dass zusätzlich mit der Grenzüberschreitung das leidgeprüfte Lernen in der prozessualen Lerndimension

dominant ist. Mit der prozessualen Lerndimension ist die strukturelle Lerndimension verbunden. Es findet bei Herrn Landgraf, der an einer lebensbedrohlichen Erkrankung leidet, ein Annehmen und Erlernen der inneren und äußeren Patientenrolle statt, was wiederum zur Veränderung seiner personalen und sozialen Identität führt. Fred Landgraf wird vom Frührentner zum Patienten, der mit dem Tod konfrontiert wird, wodurch sich seine Alltagspraktiken und -routinen verändern und er gezwungen ist, sich bestimmtes Expertenwissen durch non-formales Lernen über die Erkrankung anzueignen.

Subsegment 14.1: Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch subtile Indikatoren, das Aufsuchen eines Neurologen zur Bearbeitung des Verlaufskurvenpotenzials sowie das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der ersten Phase des Diagnoseverfahrens (Z. 232-262)

Zwei Jahre nach dem Renteneintritt habe Fred Landgraf erstmalig bei sich selbst Erinnerungsschwierigkeiten wahrgenommen, die er anhand von Beispielen ausführt: Zuordnungen zu alltäglichen Dingen seien schwierig geworden und er habe angefangen, Dinge zu suchen, die nicht an ihrem gewöhnlichen Platz lagen. Er benennt zudem kurz einen Arzt und ergänzt daraufhin, woher er diesen kannte: Er sei während seiner Krebserkrankung in ärztlicher Behandlung gewesen und der Arzt habe ihn zusätzlich aufgrund von Freitodgedanken behandelt. Diesen nun als Neurologen bezeichneten Arzt habe er erneut aufgesucht aufgrund der subtilen Symptome. Der Neurologe habe Fred Landgraf anschließend für weitere Untersuchungen zu einem anderen Arzt überwiesen, der keine Diagnose stellen konnte.

Alle drei Schemata der Sachverhaltsdarstellung können identifiziert werden. Durch einen Erzählergerüstsatz führt Fred Landgraf zunächst in einen neuen thematischen Schwerpunkt seiner lebensgeschichtlichen Erzählung ein (Rahmenschaltelement „dann“): Der Beginn „merkwürdiger Vorgänge“ (Z. 232-233). Um das aufgezeigte Phänomen zu illustrieren, führt er nachfolgend im Rahmen einer Detaillierungsexpansion Beispiele dafür an (Z. 235-243). Es folgt eine weitere Erzählung („dann haben wir zufällig n n Arzt gehabt“, Z. 244-245), die durch eine längere Passage einer argumentativen eigentheoretischen Hintergrundkonstruktion unterbrochen wird. Die Erzählung wird anschließend weitergeführt, wobei Herr Landgraf wörtliche Rede rekonstruiert. Es folgen argumentative eigentheoretische Darstellungseinheiten, die sich mit der Erzählung des Ereignisablaufs vermischen. Auffällig sind die verhältnismäßig vielen negativen Bewertungen der geschilderten Sachverhalte („schlimme“, Z. 240, „schrecklich“, Z. 243, Z. 250, Z. 251, „das Schlimmste“, Z. 252), die insgesamt 31 ein- bis dreisekündigen Pausen sowie die

vermehrte Verwendung der Partikel „ähm“ (Z. 236, Z. 237, Z. 244, Z. 261) und „äh“ (insgesamt 21-mal). Des Weiteren lassen sich zwei Stellen identifizieren, an denen Fred Landgraf im Rahmen der lebensgeschichtlichen Erzählung lacht.

Die Erzählung beginnt mit einem zeitlichen Markierer als präzise Zeitangabe für das Jahr, wobei der Erzählgerüstsatz durch mehrere Sprechpausen unterbrochen wird, die als Erinnerungsphasen dienen. In dem Jahr habe der Biographieträger „merkwürdige Vorgänge“ (Z. 232-233) beobachtet, wobei noch nicht erkennbar ist, worauf sich diese beziehen und was genau damit gemeint ist. Nach einer dreisekündigen Planungsphase der weiteren Erzählung illustriert Fred Landgraf aus seiner heutigen Perspektive Beispiele für diese sogenannten merkwürdigen Vorgänge: Die Zuordnung bestimmter Lebensmittel sei für ihn schwierig geworden („was was Mehl oder Zucker is in der Küche, obwohl es doch draufstand“, Z. 235-236) und er habe nicht mehr gewusst, dass der Herd in der Küche ausgeschaltet werden muss („der Herd und ähm, dass man den ausmachen muss“, Z. 236-237). Diese Beispiele zeigen, dass Herr Landgraf auf sein lebensgeschichtlich erworbenes Alltagswissen und alltägliche Dinge, die bereits in der Kindheit gelernt werden, nicht mehr zurückgreifen kann. Hierbei dienen die zwei einsekündigen Pausen in Kombination mit den Partikeln „äh“ (Z. 236) als Erinnerungs- und Reflexionsphasen für die Illustrierung der Beispiele. Zudem verwendet er bei dieser Beschreibung das Indefinitpronomen „man“ (Z. 237), das sich in seiner Wortbedeutung auf die Allgemeinheit bezieht, hier aber ganz konkret personenbezogen ist. Dies veranschaulicht eine sprachliche Distanzierung von diesen Erinnerungsschwierigkeiten, die für Fred Landgraf einen Zugang bedeuten könnte, diese subjektiv als schlimm bewerteten Vorgängen zu externalisieren: Es entsteht in der lebensgeschichtlichen Erzählung ein Entfremdungsmoment.

Nach einer dreisekündigen Sprechpause als Reflexionsphase bewertet der Biographieträger in einem kurzen argumentativen eigentheoretischen Kommentar die damalige Situation („Und das war ganz komisch“, Z. 237-238). Möglicherweise konnte er sich die Erinnerungsschwierigkeiten nicht erklären, aufgrund dessen sich eine gewisse Orientierungslosigkeit eingestellt habe. Es folgt ein weiteres Beispiel für diese als „merkwürdige Vorgänge“ (Z. 232-233) bezeichneten Erinnerungsschwierigkeiten: Fred Landgraf habe Dinge gesucht, wenn sie nicht auf ihrem gewöhnlichen Platz lagen („wenn das nicht an an sein, wenn ein Teil nicht an seinem Platz (.) lag, dann fing ich an zu suchen und hab also alles durcheinander ge geworfen“, Z. 238-239). Durch die Ergänzung, dass Fred Landgraf durch das Suchen Chaos angerichtet habe, zeigt sich implizit die empfundene Schwere der damaligen Situation: Herr Landgraf sei stets ein „äußerst ordnungsliebender Mensch“ (Z. 349-350, Subsegment 18.1/1.1) gewesen. Demnach könnte es für

ihn schlimm gewesen sein, wenn er selbst Unordnung produziert und die Dinge nicht findet. Der nachfolgende argumentative eigentheoretische Kommentar verstärkt die Vermutung der subjektiv empfundenen Dramatik der damaligen Situation, denn seine Ehefrau habe diese miterlebt („Meine Frau hat damals eine schlimme Zeit mitgemacht, weiße (*lachen*). (.) Die musste immer alles an die gleiche Stelle packen, [...] egal was es war.“, Z. 239-243). Er bewertet die Situation erstmalig als „schlimm“ (Z. 240); dies lässt eindeutig auf die Intensität und auf die emotionale Gewichtung des Suchens schließen. Zudem bewertet er die Situation in Bezug auf das gemeinsame Erleben der Erinnerungsschwierigkeiten und den Umgang damit als „schlimm“ (Z. 240). Seine Ehefrau als signifikante Andere habe mit seinen kognitiven Defiziten umgehen und ihn aktiv unterstützen müssen, damit die Erinnerungsschwierigkeiten für Fred Landgraf händelbar gewesen seien. Es wird implizit seine Beziehung zu seiner Ehefrau deutlich, die ebenfalls zur Betroffenen und Erleidenden der subtilen Indikatoren und der neuen Lebenswelt geworden ist. Damit verbunden ist auch eine gewisse Verantwortung, die Fred Landgrafs Ehefrau einnimmt. Diese Bewertung wird beendet mit dem Ausspruch „weiße“ (Z. 240) und einem Lachen. Dabei steht „weiße“ als Regiolekt für „weißt du“, womit Herr Landgraf sich konkret an die Interviewerin richtet. Diese Suggestivfrage könnte den Zweck erfüllen, auch mit der Interviewerin im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews ein gemeinsames Erleben der Symptome zu ermöglichen. Das nachgeschobene Lachen schwächt die ernste Thematik für Herrn Landgraf ab und könnte eine Möglichkeit des Umgangs damit darstellen. Die Darstellung der Beispiele beendet Fred Landgraf mit der (präventiven) Handlung seiner Ehefrau, die durch die aktive Unterstützung den Umgang mit den Erinnerungsproblemen möglich gemacht habe („Und dann hab ich das gefunden und hab auch nicht so schrecklich gesucht“, Z. 243).

Er hält in einer Art argumentativen Ergebnissicherung fest, dass zu diesem Zeitpunkt, an dem er das erste Mal die undefinierten Symptome wahrgenommen habe, noch „nichts“ (Z. 244) gewesen sei. Mit Bezug auf die weiteren Subsegmente im vierzehnten Segment bezieht sich diese Aussage auf den späteren medizinischen Befund der Alzheimerdemenz (Subsegment 14.3).

Fred Landgraf deutet diesbezüglich einen Arzt an, den er und seine Ehefrau bereits kennen würden („dann haben wir zufällig n n Arzt gehabt“, Z. 244-245). Unter Vorwegnahme einer späteren Erzählpassage wird damit auf die medizinische Abklärung der subtilen Symptome rekurriert, die er nicht alleine vornimmt, sondern seine Ehefrau als signifikante Andere an seiner Seite hat (Personalpronomen „wir“, Z. 244).

Anschließend folgt eine längere Passage einer argumentativen eigentheoretischen Hintergrundkonstruktion, die der Ergänzung des Ereignisablaufs dient. Einleitend verbalisiert Fred Landgraf, dass er einen wichtigen Sachverhalt vergessen habe und nun anführen möchte („Ach so,

ich hab ja noch was, ich hab eigentlich noch was Wichtiges vergessen“, Z. 245). Vermutlich greift im Rahmen des biographischen Interviews der Zugzwang der Detaillierung, um die lebensgeschichtliche Erzählung konsistent zu machen. Einen Hinweis darauf gibt auch das Adverb „eigentlich“ (Z. 245), das darauf hindeutet, dass Herr Landgraf den nachfolgenden Sachverhalt im Grunde genommen nicht erzählen wollte. Somit scheint er im lebensgeschichtlichen Interview sehr viel Vertrauen gegenüber der Interviewerin entgegenzubringen, denn er beginnt nachfolgend mit einer schweren Thematik, die ihn betroffen habe. Er führt an, dass er während seiner Krebserkrankung und den damit verbundenen medizinischen Interventionen über einen Freitod nachgedacht habe („In der in der damaligen Zeit, als ich die äh (.) Krebserkrankung hatte, (.) äh hab ich auch Suizidgedanken gehabt“, Z. 245-247). Die zwei Sprechpausen in Kombination mit den Partikeln „äh“ deuten darauf hin, dass die angesprochene Thematik für den Biographieträger eine schwere ist und er kurze Zeit für die Planung und Reflexion benötigt. Zusätzlich geben diese Planungs- und Reflexionsphasen einen Hinweis darauf, dass Fred Landgraf darüber nachdenkt, ob er diese Thematik weiter ausführen soll, da diese durch die Verbalisierung erneut emotional durchlebt werden könnte. Nach einer weiteren dreisekündigen Pause begründet er dann seine Freitodgedanken mit den medizinischen Interventionen zur Behandlung seiner Krebserkrankung: Er habe insgesamt vier Chemotherapien durchlaufen („ich hab (...) vier, vier Chemotherapien gehabt“, Z. 249); dies ist an dieser Stelle eine neue Informationen, die zuvor ausgespart wurde (Segment 8). Vermutlich nutzt Herr Landgraf die Sprechpause, um sich an die Anzahl an durchlaufenen medizinischen Interventionen zu erinnern, die er daran anschließend als „so schrecklich“ (Z. 249-250) bewertet. Durch die Nebenwirkungen der Chemotherapie sei sein Gesundheitszustand „elendig“ (Z. 252) – im Sinne der Wortbedeutung als sterbenskrank und speiübel – gewesen. Diese negative Bewertung nimmt er zweimal in Folge vor und intensiviert damit die subjektiv empfundene Schwere der Zeit der Krebserkrankung. Er verwendet hierbei das Indefinitpronomen „man“, um möglicherweise aufzuzeigen, dass die medizinischen Interventionen in Form von Chemotherapien und die damit einhergehenden genannten Nebenwirkungen nicht nur ihn, sondern auch andere Krebspatient*innen (auf die Allgemeinheit bezogen) an ihre körperlichen und psychischen Grenzen bringen. Diese negative Bewertung wird durch die Bewertung der Gesamtsituation als „einfach elendig“ (Z. 251-252) gesteigert. Seine negative Bewertung des Elendig-Seins spitzt sich nachfolgend noch weiter zu, denn dies sei „das Schlimmste“ (Z. 252) gewesen. Möglicherweise hat er aufgrund dessen über seinen Freitod nachgedacht. Ein Indiz lässt sich auch in einer späteren Passage im Nachfrageteil des lebensgeschichtlichen Interviews finden:

Die medizinischen Interventionen zur Behandlung der Krebserkrankung hätten starke Nebenwirkungen ausgelöst, die Herrn Landgraf an seine psychische und physische Grenze gebracht haben. In Folge dessen habe sich durch dieses kritische Lebensereignis der lebensbedrohlichen Krebserkrankung eine Depression entwickelt, die der Auslöser für die Freitodgedanken zu sein scheint, wie er sich auch selbst eingesteht: Beim Erleben der starken Nebenwirkungen über einen längeren Zeitraum würden sich schnell Gedanken des Aufgebens und der Verzweiflung einstellen („in Folge dieser Geschichte und dieser dieser Verelendung (.) Und depressive Menschen neigen eher dazu zu sagen, äh ich ich will jetzt nicht mehr“, Z. 541-542)⁶. (Subsegment 22.2/5.2)

Nach der Detaillierungsexpansion der Nebenwirkungen und der Bewertung der damaligen Situation wiederholt Fred Landgraf noch einmal, dass er über eine Selbsttötung nachgedacht habe („Und damals hab ich auch Suizidgedanken gehabt“, Z. 252). Es folgt eine längere Phase der Erinnerung und Planung („(.) Und äh (.)“, Z. 253), die auf eine Unsicherheit bezüglich einer weiteren Ausführung dieser Thematik hinweisen könnte. Fred Landgraf schließt dann eine tiefere Erläuterung seiner Freitodbestrebungen an („aber nicht so, dass man nicht nur nur denkt, sondern ich habs dann teilweise auch geplant“, Z. 253-254). Auffällig ist hierbei, dass der Biographieträger sich durch die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ (Z. 253) und des Adverbs „nur“ (Z. 253) versucht von anderen Menschen, die über einen Freitod nachdenken, abzugrenzen und sogar das ausschließliche Darüber-Nachdenken damit gewissermaßen abwertet bzw. als weniger bedrohlich darstellt. Bei seinen Freitodbestrebungen sei es nicht auf das Darüber-Nachdenken beschränkt gewesen, sondern er habe dies sogar geplant. Diese Abgrenzung durch die Betonung der Planung seines Freitods wird jedoch auf formalsprachlicher Ebene durch das Adverb „teilweise“ (Z. 253) relativiert, vermutlich weil Herr Landgraf seinen Freitod nicht uneingeschränkt geplant hat. Die nachfolgende Begründung dessen intensiviert diese Lesart, die sich zwar auf die Ausführung des Freitods bezieht, damit aber dessen Planung impliziert („Nur weil ich so verelendigt (*lachen*) war, hab ich's nicht ausführen können. (.). Sonst hätt, sonst wärs wahrscheinlich passiert, aber ich ich war nicht in der Lage, das also äh (.). zu machen.“, Z. 254-256). Fred Landgraf ist möglicherweise aufgrund der als „hammermäßig“ (Z. 120) bewerteten medizinischen Interventionen körperlich zu schwach gewesen, seine Selbsttötung zu vollziehen. Diese negative Steigerung der Bewertung seiner psychischen Verfassung

⁶ Ein sich entwickelndes depressives Syndrom ist bei Krebserkrankungen nicht selten und muss im Behandlungskonzept der Krebserkrankung berücksichtigt werden. „Eine [...] wichtige Auswirkung einer depressiven Symptomatik beruht auf dem bekannt engen Zusammenhang zwischen Depression und Suizid.“ (Sperner-Unterwiesing 2015: 300).

unter den Bedingungen der lebensbedrohlichen Krebserkrankung drückt zugespitzt aus, wie schlecht es ihm gegangen sein muss. Auffällig ist das Lachen, als Herr Landgraf davon spricht, dass er „so verelendigt“ (Z. 254) gewesen sei. Auf der einen Seite könnte das Lachen als Versuch des Umgangs im Sinne einer Relativierung der damaligen dramatischen Situation gedeutet werden, andererseits ist es aber auch möglich, dass er im Moment des Erzählens über die Absurdität der damaligen Situation nachdenkt: Er ist sogar zum Sterben zu schwach, obwohl er sich aufgrund der Krebserkrankung auf dem Weg des Sterbens befindet.

In Widerspruch dazu stehen Herrn Landgrafs Schilderungen in Segment 22/5: Die Zeit seiner Krebserkrankung wird als schlimm bewertet, aber auch als begrenzte und endliche Zeit. Er gesteht sich ein, dass seine Ehefrau mit seiner scheinbar geplanten Selbsttötung nicht einverstanden gewesen sei, einerseits weil es Hoffnung und die Aussicht auf Genesung gegeben habe („Du wirst das schaffen“, Z. 525) und andererseits aufgrund Fred Landgrafs Rolle als Ehemann und Familienvater. Es wird erstmalig benannt, dass Fred Landgraf zwei Kinder hat (Subsegment 22.1/5.1). Seine Kinder seien zu dem Zeitpunkt der Krebserkrankung noch klein gewesen und seine Ehefrau habe diesbezüglich an ihn appelliert, dass sie ihn als Vater brauchen würden.

Nach einer einsekündigen Sprechpause wird durch eine Ergebnissicherung der Darstellungsbogen der Hintergrundkonstruktion abgeschlossen („Gut, das nur dazwischen nochmal“, Z. 256), wobei der Ausspruch entgegen der vorherigen schweren Thematik sachlich und diese abschwächend wirkt.

Nachfolgend wird deutlich, warum Fred Landgraf im Rahmen der eigentheoretischen Hintergrundkonstruktion so detailliert von seinen Freitodgedanken gesprochen hat: Er begründet („und deswegen“, Z. 256), dass er aufgrund der geschilderten Thematik von einem Neurologen behandelt wurde, den er und seine Ehefrau nun auch aufgrund der subtilen Indikatoren in Form von Erinnerungsschwierigkeiten erneut konsultierten („jetzt mit er äh äh Geschichte in in Jahr*, hatten wir einen einen Neurologen“, Z. 256-257). Das Stottern verweist darauf, dass Fred Landgraf versucht, zu der Hauptidee zurückzukommen. In Bezug auf den angesprochenen Arzt kann nachfolgend eindeutig geklärt werden, dass es sich um einen Facharzt der Neurologie handelt („Sofort dann zum Neurologen hin“, Z. 259). Aufgrund der beschriebenen subtilen Indikatoren ist es naheliegend, dass sie sich auf die Gedächtnisleistung beziehen, wodurch das Abrufen von bestimmten lebensgeschichtlich erworbenen Fähigkeiten erschwert wird: Schlussfolgernd handelt es sich um kognitive Störungen des Gehirns, die üblicherweise zunächst durch eine*n Neurolog*in medizinisch abgeklärt werden. Zudem ist es mit Bezug auf die in der

Hintergrundkonstruktion angesprochenen Freitodbestrebungen wahrscheinlich, dass Fred Landgraf zu dem Neurologen sowieso weiterhin Kontakt hatte, sodass er sich entschließt, die Sache auch gleich anzugehen. Zudem hat er vermutlich diesbezüglich gute Erfahrungen gemacht, die es ihm ermöglichen, schnell zu handeln. Ohne diese guten Erfahrungen hätte er vielleicht länger gebraucht, sich mit den subtilen Indikatoren und deren medizinischen Abklärung auseinanderzusetzen. Der Neurologe habe jedoch keine medizinische Abklärung vorgenommen, sondern Herrn Landgraf zu einer weiteren ärztlichen Behandlung geraten. Dies macht die nachfolgende sehr dichte Erzählung deutlich, in der Fred Landgraf die ärztliche Empfehlung wörtlich rekonstruiert („der hat gesagt: Ich schick sie nach Stadt_5*. (.) Machen wir klein kurzen Prozess, (.) gehen se nach Stadt_5* und lassen sich untersuchen“, Z. 259-260). Wer ihn in Stadt_5* genau untersuchen soll und um welche medizinische Einrichtung es sich handelt, wird von Herrn Landgraf ausgespart; es lassen sich auch keine Indizien im weiteren Material dafür finden. Sehr wahrscheinlich ist aber, dass der Neurologe bereits eine Verdachtsdiagnose gestellt hatte, diese Fred Landgraf aber nicht mitteilte, sondern die medizinische Abklärung und Diagnosestellung durch weitere Untersuchungsmethoden absichern möchte – demnach könnte es sich mit Bezug auf die angesprochene Magnetresonanztomographie („MRT“, Z. 261) um eine Überweisung zur Radiologie⁷ gehandelt haben. Fred Landgraf habe sich schließlich in Stadt_5* untersuchen lassen, die neben einer MRT anderweitige Untersuchungen durchgeführt hätten, wie das Adverb „auch“ (Z 261) suggeriert.

Nach einer zweisekündigen Erinnerungs- und Planungsphase stellt Fred Landgraf resümierend fest, dass durch die medizinischen Untersuchungen keine Diagnose gestellt werden konnte („es war keine (.) gravierende Veränderung“, Z. 261-262). Es ist möglich, dass auf den im MRT erzeugten Bildern keine Auffälligkeiten zu erkennen waren, die auf eine Gehirnerkrankung schließen lassen würden.

In Subsegment 14.1 sind die Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch das Auftreten subtiler Indikatoren, das Aufsuchen eines Neurologen zur Bearbeitung des Verlaufskurvenpotenzials sowie das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der ersten Phase des Diagnoseverfahrens dominant.

⁷ Die MRT als medizinisches bildgebendes Verfahren wird im Fachgebiet der Radiologie eingesetzt.

Subsegment 14.2: Verweigerung einer medizinischen Intervention und Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch stärker auftretende Symptome (Z. 262-268)

Fred Landgrafs Symptome in Form von Erinnerungsschwierigkeiten seien immer stärker geworden. Seine behandelnden Ärzt*innen hätten jedoch keine Diagnose stellen können und wollten ihm aber Neuroleptika verschreiben, welche der Biographieträger verweigert habe.

Es sind die Kommunikationsschemata der Erzählung und Argumentation dominant. Fred Landgraf erzählt entlang des Ereignisablaufs (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 263, Z. 265) die weitere medizinische Behandlung, die an einer Stelle durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede sehr dicht ist („will ich aber nich. Also warum sollte ich das machen(?)“, Z. 264-265) und durch argumentative Passagen aus seiner heutigen Sichtweise untermauert wird (sprachlichen Indikatoren „aber“, Z. 262, Z. 265, Z. 267, und „also“, Z. 264, Z. 266). Auffällig ist, dass Herr Landgraf einerseits im Regiolekt spricht („lach“, Z. 263, „ham“, Z. 263) und andererseits auf Personen ausschließlich mit der Verwendung von Artikeln und Personalpronomen verweist („das“, Z. 262, Z. 265, Z. 267, „die“, Z. 262, Z. 263, „sie“, Z. 263). Zusätzlich verwendet er das Indefinitpronomen „man“ (Z. 264). Es lassen sich fünf ein- bis zweisekündige Sprechpausen identifizieren.

Zu Beginn lässt sich eine zweisekündige Planungs- und Reflexionsphase identifizieren, die in Kombination mit dem nachfolgenden Ausspruch („So, aber das wurde nicht besser“, Z. 262) die Diskrepanz zwischen der medizinischen Unauffälligkeit (Subsegment 14.1) und seinen subtilen Symptomen, hier als „das“ bezeichnet werden, verdeutlicht. Fred Landgraf betont noch einmal, dass die ihn behandelnden Ärzt*innen keine medizinische Diagnose hätten stellen und ihm aus dem Grund auch keine konkreten Informationen zu seinen Symptomen geben könnten („Die konnten mir auch nicht sagen, woran es lach“, Z. 262-263). Er distanziert sich auf formalsprachlicher Ebene von dem Sachverhalt, indem er auf seine behandelnden Ärzt*innen nur mit dem Artikel „die“ (Z. 262) verweist, wodurch erste Anzeichen seiner Unzufriedenheit mit der ärztlichen Behandlung bzw. Untersuchung sichtbar werden. Diese Lesart kann dadurch untermauert werden, dass ihm hierbei ein Wort im Regiolekt herausrutscht („lach“, Z. 263), der ein Anzeichen dafür sein kann, dass Herr Landgraf im Erzählen die damalige Situation gedanklich erneut durchlebt und eine gewisse Fassungslosigkeit ausdrücken möchte.

Dies wird verstärkt durch die weitere erzählende Sachverhaltsdarstellung (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 263): Herrn Landgraf seien trotz undefiniertem Gesundheitszustand Medikamente mit antipsychotisch wirksamen Substanzen (Psychopharmaka) verschrieben worden

(„sie ham äh die wollten mich dann mit äh (.) Neuroleptikum und solchen Sachen zu (.) kleben, wie man so schön sacht“, Z. 263-264). Auch hier distanziert er sich formalsprachlich durch die Betitelung der Ärzt*innen mit dem Artikel „die“ (Z. 263) und dem Personalpronomen in der dritten Person Plural „sie“ (Z. 263) sowie der saloppen bzw. umgangssprachlichen Darstellung („ham“, Z. 263, „zu (.) kleben“, Z. 264). Indirekt wird durch das negativ konnotierte Verb in diesem Zusammenhang seine Bewertung erneut deutlich. Auch der von Herrn Landgraf verallgemeinerte Ausspruch mit der Verwendung des Indefinitpronomens („wie man so schön sacht“, Z. 264) zeigt auf, dass er das ‚Zukleben mit Neuroleptikum und solchen Sachen‘ negativ bewertet. Der Biographieträger ergänzt das genannte Medikament noch durch etwas Undefiniertes („Neuroleptikum und solche Sachen“, Z. 263-264). Vermutlich meint er weitere Medikamente, die in der medikamentösen Behandlung von kognitiven Veränderungen ergänzend zu Neuroleptika eingesetzt werden. Seine diesbezügliche Reaktion zeigt die Nachahmung wörtlicher Rede, die auch eine eigentheoretische, retrospektiv angelegte Frage in den Raum stellt („Und so hab ich, will ich aber nich. Also warum sollte ich das machen(?)“, Z. 264-265). Hierbei ist nicht eindeutig erkennbar, ob er sich diese auf eine Entscheidung abzielende Frage selbst stellt oder ob er damit im Rahmen des Interviews die Interviewerin einbeziehen möchte. Nichtsdestotrotz wird hierdurch deutlich, dass Fred Landgraf entschieden gegen die Einnahme der Medikamente ist und diese dann in der Konsequenz vermutlich nicht eingenommen hat. Annehmbar ist einerseits, dass der Biographieträger die durch die Neuroleptika hervorgerufene gedämpfte Sinneswahrnehmung nicht erleben möchte und aus dem Grund auch von „zu (.) kleben“ (Z. 264) spricht. Andererseits ist es aber auch wahrscheinlich, dass er die Neuroleptika verweigert, weil er schon während der medizinischen Behandlung seiner Krebserkrankung und der damit zusammenhängenden Depression viele Medikamente einnehmen musste, bei denen etliche Nebenwirkungen aufgetreten seien (Subsegment 14.1, 22.2/5.2). Möglichenfalls verbindet er nun die hier angeführten Psychopharmaka mit der Stärke und den Nebenwirkungen der medikamentösen Behandlung während der Chemotherapien.

Die zeitliche Abfolge des Ereignisablaufs wird nach einer zweisekündigen Erinnerungs- und Planungszeit in Kombination mit dem Partikel „Äh“ (Z. 265) weitergeführt, wie an dem Rahmenschaltelement („dann“, Z. 265) deutlich wird. Herr Landgraf erzählt, dass sich sein Gesundheitszustand („alles“, Z. 265) weiter verschlechtert habe, wobei er die Aussage durch die Verwendung des Pronomens „etwas“ (Z. 265) abschwächt. Zur Detaillierung dieser allgemein formulierten Aussage, ergänzt er nach einer weiteren zweisekündigen Erinnerungsphase den konkreten Bezug zum Pronomen: „mit der Sucherei wurde schlimmer“ (Z. 266). Dies begründet Herr Landgraf nachfolgend (sprachlicher Indikator „also“, Z. 266) mit dem Nachlassen des

Gedächtnisses und differenziert hierbei zwischen dem Kurzzeit- und dem Langzeitgedächtnis („Es war nur noch Kurzzeitgedächtnis da, aber n riesiges Langzeitgedächtnis“, Z. 266-267). Es wird vermutet, dass sich Fred Landgraf in Bezug auf die Gedächtnisstörungen verspricht. Wahrscheinlich hat er Störungen im Kurzzeitgedächtnis wahrgenommen, wohingegen das Langzeitgedächtnis noch intakt ist. Er ergänzt, dass er noch über seine Erinnerungen im Langzeitgedächtnis verfügt habe („das wusste ich alles noch.“, Z. 267-268). Dies ist einerseits schlüssig in Bezug auf die vorher angesprochene „Sucherei“ (Z. 266), weil im Kurzzeitgedächtnis, auch Arbeitsgedächtnis genannt, kurzzeitig benötigte Informationen für die Alltagsbewältigung abgespeichert werden (Subsegment 14.1). Andererseits wirft diese Einordnung aber auch Fragen auf, denn er könne in bestimmten Situationen zusätzlich auch auf lebensgeschichtlich erworbenes Alltagswissen nicht mehr zurückgreifen (Subsegment 14.1). Eine Erklärung dafür ist, dass er sich in diesem Subsegment nicht auf die in Subsegment 14.1 beschriebenen subtilen Indikatoren bezieht, sondern zusätzliche Beeinträchtigungen wahrgenommen hat, die er hier nicht weiter spezifiziert; eine eindeutige Klärung ist nicht möglich.

Im Subsegment 14.2 sind die Verweigerung einer medizinischen bzw. medikamentösen Intervention und die Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch stärker auftretende Symptome dominant. Durch die Störungen des Gedächtnisses verlernt er Alltagskompetenzen als lebensgeschichtlich erworbenes Wissen, wodurch er sich allmählich fremd wird. Zudem nimmt er eine äußere Patientenrolle durch das Diagnoseverfahren und das Verschreiben von Medikamenten ein. Dadurch wird der Beginn eines Erleidensprozesses markiert.

Subsegment 14.3: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der zweiten Phase des Diagnoseverfahrens, erneute medizinische Untersuchungen zur Bearbeitung des Verlaufskurvenpotenzials sowie Verlaufskurvenhöhepunkt durch die Diagnose Alzheimerdemenz (Z. 268-274)

Ein Jahr später habe sich Herr Landgraf erneut in ärztliche Behandlung begeben, um die stärker aufgetretenen Symptome medizinisch abklären zu lassen. Anschließend habe er die Diagnose Alzheimerdemenz erhalten.

Das Kommunikationsschema ist zunächst erzählend und zum Ende argumentativ. Fred Landgraf folgt der zeitlichen Abfolge des Ereignisablaufs, wie die mehrfache Verwendung des Rahmenschaltelements „dann“ (Z. 268, Z. 270, Z. 271) und ein ungefähre zeitlicher Markierer („ein Jahr später“, Z. 268) zeigen. Die Mitteilung der Diagnose rekonstruiert er wörtlich („dann

haben se gesagt: Ja, (..) sie haben eine (...) Karte gezogen, (.) äh, das is Alzheimer. (.) Ne.“, Z. 270-271), die insgesamt drei ein- bis dreisekündige Pausen enthält und mit einer fünfsekündigen Pause schließt. Auffällig ist, dass Herr Landgraf drei Mal auf Personen ausschließlich mit der Verwendung des Artikels „die“ (Z. 269) verweist und diese undefinierte Personengruppe mit „se“ (Z. 270) betitelt. Er rekonstruiert seine Antwort bzw. Frage auf die Mitteilung der Diagnose, bevor er in einen argumentativen eigentheoretischen Kommentar übergeht (sprachlicher Indikator „also“, Z. 273), um die damalige Situation aus der heutigen Perspektive zu bewerten („aber es ist schon (.) äh ne schlimme Zeit dann.“ (Z. 274). Zudem verwendet Fred Landgraf das Indefinitpronomen „man“ (Z. 273). Das Subsegment schließt mit einer weiteren zweisekündigen Pause.

Den Segmentbeginn markiert die zweiten Phase des medizinischen Diagnoseverfahrens. Fred Landgraf erzählt, dass er erneut die nicht definierten Ärzt*innen in Stadt_5* aufgrund der stärker werdenden Symptomatik aufgesucht habe. Anzunehmen ist weiterhin, dass es sich um eine*n Facharzt*Fachärztin bzw. eine medizinische Einrichtung handelt. Zeitlich taxiert er dies auf „ein Jahr später“ (Z. 268), was sich sehr wahrscheinlich auf den ersten Aufenthalt in Stadt_5* bezieht. In der medizinischen Einrichtung seien anschließend (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 268) Untersuchungen durchgeführt worden („dat ganze Spiel“, Z. 269), welche er nachfolgend expliziert: Es seien verschiedene Tests und eine MTR durchgeführt worden (Z. 269-270). Der Ausspruch „dat ganze Spiel“ (Z. 269) impliziert etwas Genervtes und könnte darauf hindeuten, dass das medizinische Prozedere ein langwieriges gewesen ist. Im Zuge dieser medizinischen Verfahren sei eine Diagnose gestellt worden, die der Biographieträger durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede als sehr dichte Erzählung einführt und benennt: „dann haben se gesagt: Ja, (..) sie haben eine (...) Karte gezogen, (.) äh, das is Alzheimer“ (Z. 270-271). Durch die verkürzte Form des Pronomens in der dritten Person Plural „sie“ („se“, Z. 270), das sich auf die die Diagnose stellenden Ärzt*innen bezieht, wird erneut Fred Landgrafs Distanzierung zu den Ärzt*innen deutlich, denn er bekommt in seiner Rolle als Patient von fachlich qualifiziertem Personal eine ihn betreffende Diagnose mitgeteilt. So erhält Herr Landgraf die Diagnose Demenz vom Typ Alzheimer.

Der Ausspruch, er hätte „eine Karte gezogen“ (Z. 270), ist vermutlich von Fred Landgraf im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews so gewählt und nicht tatsächlich durch die Ärzt*innen artikuliert, denn es lassen sich mit Bezug auf den Beginn dieses Subsegments sprachliche Ähnlichkeiten erkennen bzw. eine Verbindung herstellen: Das medizinische Prozedere benennt Fred Landgraf als „dat ganze Spiel“ (Z. 269), in dem er folglich eine „Karte

gezogen“ (Z. 270) habe. Warum er den medizinischen Diagnoseprozess so verbalisiert, kann wie folgt gedeutet werden: Mit der Verwendung dieser abgewandelten Redensart möchte er vermutlich symbolisieren, dass er die Karte des Schwarzen Peters – im Sinne von Pech haben bzw. in eine unangenehme Situation geraten und dieser ausgeliefert sein als inaktiver Teilnehmer in einem ‚Spiel‘ – gezogen habe. Durch diesen lapidaren Ausspruch, der sich formalsprachlich auch ganz konkret auf sich selbst bezieht („sie haben“, Z. 270), wird die Diagnose für Herrn Landgraf noch einmal real. Durch die bei dieser dichten Erzählung im Vergleich zur vorherigen lebensgeschichtlichen Erzählung verhältnismäßig vielen Sprechpausen, wird zudem die Dringlichkeit und subjektiv empfundene Schwere der Situation deutlich. Allein in dem Ausspruch, dass er eine Karte gezogen habe, macht Herr Landgraf zwei Sprechpausen von zwei bis drei Sekunden. Zudem wird die Rekonstruktion mit einer fünfsekündigen Pause beendet. Der Biographieträger versucht so im Rahmen des Interviews mit der endgültigen Diagnose der lebensbedrohlichen Erkrankung und der damit subjektiv empfundenen Bedeutung umzugehen.

Nach der fünfsekündigen Reflexions- und Planungsphase verdeutlicht Fred Landgraf seine anschließende Reaktion auf die Diagnose (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 271). Er bemüht sich aufzuzeigen, dass er aktiv mit der Diagnose umgehen möchte, indem er vermutlich die Ärzt*innen gefragt habe, welche nicht weiter definierten Möglichkeiten es gebe („was kann man alles machen(?)“, Z. 271). Hierbei verwendet er das Indefinitpronomen „man“, welches auf eine eigentliche Distanzierung und Handlungsunfähigkeit hindeutet, die typischerweise bei Erhalt einer solchen Diagnose erwartbar ist. Im Rahmen des nachfolgenden argumentativen eigentheoretischen Kommentars (Z. 273-274) wird dann ohne das explizite Aussprechen seiner Gefühle dennoch Fred Landgrafs tatsächliche emotionale Reaktion zunächst auf formalsprachlicher Ebene deutlich: In Kombination mit der Verwendung des Partikels „äh“ (Z. 273, Z. 274) stottert er und verweist auf die Diagnose Alzheimer nur mit dem bestimmten Artikel „das“ (Z. 273). Er erläutert erneut, dass es damals eine „schlimme Zeit“ (Z. 274) gewesen sei, obwohl bereits ein Verdacht bestanden hätte („wenn man das schon mit rechnet“, Z. 273). Wie in Bezug auf die „merkwürdigen Vorgänge“ (Z. 232-233) ist hier wieder ein Entfremdungsmoment erkennbar, weil er die Bewertung formalsprachlich in einer distanzierten Form vornimmt, obwohl das Indefinitpronomen „man“ (Z. 273) sich konkret auf ihn selbst und seine Ehefrau bezieht: Die beiden haben aufgrund der subtilen Indikatoren wahrscheinlich schon eine Demenzerkrankung vermutet. Die als schlimm bewertete Zeit nach der Diagnosestellung bezieht sich sehr wahrscheinlich nicht nur auf Fred Landgraf allein, sondern verweist auf die Allgemeinheit: die Diagnose Alzheimer ist für jeden betroffenen Menschen, der diese erhält, und für deren signifikanten Anderen erst einmal dramatisch, wodurch eine (kurzfristige) Schockphase eintreten

kann. Hiermit veranschaulicht Fred Landgraf das diesbezüglich kollektive Erleben. Es lassen sich zudem Parallelen zur Krebserkrankung ziehen (Segment 22.2/5.2), denn auch die Demenzdiagnose ist ein gravierender Einschnitt im Leben und stellt eine Ausnahmesituation dar, die den Alltag und das Bewusstsein verändert.

Im Subsegment sind die erneute Untersuchung zur Bearbeitung des Verlaufskurvenpotenzials, das zum Höhepunkt der negativen Krankheitsverlaufskurve durch die Diagnose Alzheimerdemenz wird, und das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der zweiten Phase des Diagnoseverfahrens dominant. Das medizinische Programm, welches sich scheinbar über mehrere Jahre vollzieht, wird durch die Diagnosestellung hier abgeschlossen.

Segment 15: Durchlaufen einer Rehabilitationsmaßnahme zur Bearbeitung der Krankheitsverlaufskurve und institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Rehabilitation (Z. 274-280)

Daraufhin habe Herr Landgraf und seine Ehefrau eine Rehabilitationsmaßnahme beantragt und anschließend durchlaufen, bei der sie den Umgang mit der Erkrankung erlernt haben.

Das Erzählschema ist durchgängig erkennbar (mehrfache Verwendung des Rahmenschaltelements „dann“, Z. 274, Z. 275). Fred Landgraf stottert an einigen Stellen („im im im“, Z. 275, „ne ne“, Z. 276, „vvviele“, Z. 279). Insgesamt sind acht ein- bis zweisekündige Sprechpausen identifizierbar. Zudem verwendet er das personenunabhängige Indefinitpronomen „man“ (Z. 279).

Nach der Diagnosestellung hätten Fred Landgraf und seine Ehefrau eine Rehabilitationsmaßnahme („Kur“, Z. 275) beantragt und dann auch durchlaufen, die aus medizinischer Sicht als nächster logischer Schritt nach Erhalt der Alzheimerdiagnose erscheint. Er verwendet an dieser Stelle zweimal das Pronomen „wir“ (Z. 274, Z. 275), welches sich eindeutig auf ihn und seine Ehefrau als signifikante Andere bezieht. Auch die weitere Erzählung zeigt, dass es um das gemeinsame Erleben der Krankheit und deren Auswirkungen geht, indem Herr Landgraf konsequent im Plural spricht („sind dann“, Z. 275, und „haben viel gelernt“, Z. 278). Eine eindeutige Bestätigung dessen lässt sich in Segment 19.1/2.1 finden, in dem Herr Landgraf erläutert, dass die Begleitung der Lebenspartner*innen der Menschen mit Alzheimer im Konzept der Rehabilitationsmaßnahme verankert sei. Fred Landgraf muss also weiterhin nicht allein durch diesen

Prozess, sondern hat seine Ehefrau an seiner Seite, die einerseits die ebenfalls Betroffene der Situation ist und andererseits ihn unterstützt.

Herr Landgraf benennt die Institution, in der die Rehabilitationsmaßnahme stattgefunden habe, indem er einen Fachterminus verwendet („Alzheimerzentrum“, Z. 275). Es kann angenommen werden, dass er diesen Begriff aus dem institutionellen Kontext übernommen hat. Auch das vorherige Stottern als kurze Erinnerungs- und Begriffsfindungsphase bestärkt diese Lesart. Zusätzlich lässt sich mit Bezug auf die Dauer der Maßnahme („dreiwöchige Kur“, Z. 276) und die räumliche Verortung des Reha-Zentrums („Stadt_6*“, Z. 276)⁸ interpretieren, dass es sich um eine stationäre Rehabilitation handelte, bei der es um das Erlernen eines Umgangs mit der Alzheimerdemenz ging („viel gelernt, (.) auch damit umzugehen“, Z. 276-277). Fred Landgraf verwendet hier den Lernbegriff („viel gelernt“, Z. 276), spart jedoch diesbezügliche Detaillierungen aus. Eine Darstellung dessen erfolgt auf Nachfrage der Interviewerin in einer späteren Passage des Interviews (Segment 19/2): Es habe verschiedene biographie-, bewegungs-, musik- und erlebnisorientierte Therapien sowie Schulungen für Angehörige gegeben.

Resümierend stellt Herr Landgraf fest, dass viele Dinge nicht so schlimm seien, wenn „man“ (Z. 279) damit umgehen könne. Der Biographieträger verallgemeinert die Aussage durch das Indefinitpronomen, vermutlich, weil er sich als Teil einer Gemeinschaft bzw. eines Kollektivs begreift, ausgehend von seinen in der Rehabilitationsmaßnahme gemachten Erfahrungen: (1) Vieles ist für ihn selbst, (2) aber auch für die partnerschaftliche bzw. familiäre Gemeinschaft (er und seine Ehefrau) nicht so schlimm. Darüber hinaus bezieht er seine Feststellung (3) auf die Allgemeinheit im Sinne von alle Menschen mit Alzheimerdemenz und ihre Angehörigen.

Im Segment 15 ist das Durchlaufen der Rehabilitationsmaßnahme als institutionelles Ablauf- und Erfahrungsmuster zur professionell begleiteten Bearbeitung der Krankheitsverlaufskurve dominant. Wie im vorherigen Segment dargelegt wurde, hat zwar die Diagnose der Alzheimerdemenz bei Herrn Landgraf eine schlimme Erlebenszeit ausgelöst, jedoch ist sie auch ein wichtiger Auslöser für Lernprozesse. Fred Landgraf sieht die Diagnose als Herausforderung und versucht aktiv nach Handlungsoptionen zu suchen: So sieht er vermutlich auf Rat der behandelnden Ärzt*innen eine Möglichkeit darin, eine Rehabilitationsmaßnahme zu beantragen. Besonders auffällig ist bei der Erzählung zum Durchlaufen der stationären Rehabilitation, dass der Biographieträger den Lernbegriff analog zum Erzählstimulus verwendet. Er hat diese fremde

⁸ Die Interviewerin kennt die nicht anonymisierte Stadt und konnte aus dem Grund Informationen über das Alzheimerzentrum sammeln. An dieser Stelle sollen nur die Informationen angegeben werden, die zur Erläuterung der von Fred Landgraf und seiner Ehefrau durchlaufenen Rehabilitationsmaßnahme dienen.

Kategorie wahrscheinlich übernommen und erfüllt somit die an ihn gestellte Aufgabe, seine Lerngeschichte darzulegen. In dem institutionellen Kontext der Rehabilitation ist das verwaltete Lernen in der prozessualen Lerndimension dominant. Er scheint sich durch non-formales Lernen bestimmtes Wissen über den Umgang mit der Erkrankung anzueignen, womit auch die Veränderung seines Alltagsverhaltens und seiner personalen Identität verbunden ist. Interessant ist, dass Herr Landgraf die in der Rehabilitation gemachten Erfahrungen als kollektive Lernerfahrungen begreift: Als Teil des Kollektivs aller Menschen mit Alzheimer und deren signifikanten Anderen, die ebenfalls Betroffene der Situation sind und folglich mit ihr umgehen müssen.

Segment 16: Institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der erneuten ärztlichen Behandlung und Einnahme eines Medikaments als Bearbeitungsmechanismus der Krankheitsverlaufskurve (Z. 280-294)

Fred Landgraf sei anschließend wieder in ärztlicher Behandlung gewesen. Er habe ein starke Nebenwirkungen verursachendes Medikament verschrieben bekommen, woraufhin er dieses in einer anderen Verabreichungsform erhalten habe. Durch die Einnahme des Medikaments sei er zufriedener geworden.

Die Sachverhaltsdarstellung ist vornehmlich erzählend und argumentativ. Der Ereignisablauf wird weitergeführt (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 280, Z. 284, Z. 287) und durch zwei Belegargumentationen ergänzt (Z. 282-284, Z. 288). Anschließend folgt ein zeitlicher Markierer („heute“, Z. 289). Weiter lässt sich bis zum Ende des Segments ein argumentativer eigentheoretischer Kommentar identifizieren, in dem Fred Landgraf die positive Wirkung des Medikaments herausstellt und reflektiert. 14 Sprechpausen sind dabei auffällig, die eine Länge von bis zu drei Sekunden aufweisen. Zusätzlich fällt die mehrfache Verwendung der Partikel „ähm“ (Z. 284) und „äh“ (Z. 280, Z. 281, Z. 284, Z. 287, Z. 288, Z. 291) auf. Weiter sind ein Ausruf des Erinnerns („Ach so“, Z. 282), die Verwendung des Adjektivs „glorreich“ (Z. 287) sowie ein Lachen (Z. 285) herauszustellen.

Nach der dreiwöchigen Rehabilitationsmaßnahme begibt sich Fred Landgraf erneut in Behandlung bei seinem Neurologen, der einige medizinische Maßnahmen durchgeführt habe („Es werden immer wieder Tests gemacht“, Z. 281). Die erneute Behandlung des Neurologen scheint ein normaler Schritt nach einer Rehabilitation zu sein. Zudem sind mit „Tests“ (Z. 281) vermutlich dieselben Untersuchungen gemeint, wie vor der Rehabilitationsmaßnahme (Subsegment 14.3). Anschließend (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 281) habe der Biographieträger ein

Medikament erhalten. Jedoch führt Herr Landgraf den Satz nicht zu Ende, wodurch das Ziel der Medikation undefiniert bleibt („dass das Ganze“, Z. 282). Anzunehmen ist aber, dass es der Behandlung seiner auftretenden Symptome aufgrund der Alzheimerdemenz diene. Ein Ausruf des Erinnerens unterbricht den vorherigen angefangenen Satz, wodurch Fred Landgraf eine Belegargumentation einschiebt (Z. 282-284). Er legt den Fokus auf die Wirkung des Medikaments, welches die Alzheimerdemenz nicht heilen, sondern nur verzögern könne („maximal drei Jahre“, Z. 284) und fügt hinzu, dass die Einnahme eine „Gewissensentscheidung“ (Z. 283) gewesen sei. Ein Indiz dafür, warum dies eine Gewissensentscheidung gewesen sein sollte, lässt sich in einer späteren Passage dieses Segments finden: Bei Herrn Landgraf seien durch die Einnahme des Medikaments dieselben Nebenwirkungen wie bei den Chemotherapien eingetreten (Z. 285-287). Er möchte wahrscheinlich begründen, warum er dieses Medikament nun eingenommen habe. Dabei wirkt er aufgeschlossener gegenüber der Einnahme des Medikaments als vor der Diagnosestellung, wo er die ärztlich empfohlenen Neuroleptika verweigert hatte (Subsegment 14.2). Möglicherweise stellt Herr Landgraf die Einnahme und die damit verbundenen Nebenwirkungen aber nicht mehr gänzlich in Frage und wehrt sich nicht gegen die Verschreibung dieses Medikaments.

Nachfolgend kommt Fred Landgraf zum Ereignisablauf zurück, überlegt kurz, wie bzw. was er weitererzählt („Und ähm (..) äh“, Z. 284) und bestärkt, dass er das Medikament trotz der vorher angeführten Einwände eingenommen habe („ich hab dann aber das Medikament genommen“, Z. 284-285). Jedoch seien Nebenwirkungen in Form von körperliche Reaktionen aufgetreten, die Fred Landgraf mit den Nebenwirkungen einer Chemotherapie vergleicht, wie beispielsweise Haarverlust und Erbrechen. Auffällig ist, dass er von „Symptomen“ (Z. 285) spricht, vermutlich aber Nebenwirkungen als unerwünschte Wirkungen des Medikaments meint, und dabei kurz lacht. Dies lässt zwei Lesarten zu: Einerseits könnte er mit dem Lachen kaschieren wollen, dass ihm die falsche Verwendung der Begrifflichkeit bewusst ist, ihm aber im Moment der lebensgeschichtlichen Erzählung der richtige Begriff nicht einfällt. Andererseits kann das Lachen bei der Thematisierung dieser subjektiv empfundenen schweren Thematik auch eine Art des Umgangs im Sinne einer Relativierung der damaligen dramatischen Situation sein. Er betrachtet den schweren Prozess und die damit verbundenen Nebenwirkungen, die er zuvor in Bezug auf die Chemotherapien als „hammermäßig“ (Z. 120) bewertete.

Anschließend stellt er noch einmal kurz heraus, dass dieses Medikament Wirkung gezeigt habe, womit er sich eindeutig auf die unerwünschte Wirkung in Form der körperlichen Reaktionen als Nebenwirkungen bezieht (Z. 287). Vermutlich aufgrund dessen habe nachfolgend („dann“ als Rahmenschaltelement, Z. 287) sein behandelnder Neurologe „die glorreiche Idee“ (Z. 287)

gehabt, ihm ein zunächst undefiniertes Pflaster zu verschreiben. Wie durch die nachfolgende kurze Belegargumentation deutlich wird, handelt es sich bei diesem Pflaster um das vorher angeführte Medikament in einer anderen Verabreichungsform („Medikament als Pflaster“, Z. 288). Das Adjektiv „glorreich“ (Z. 287) kann von Fred Landgraf in einer ersten Lesart als synonymem Ausdruck für „beeindruckend“ oder „großartig“ verwendet worden sein, womit er in Bezug auf die nachfolgende Erzählung vorweggreift, dass er die alternative Verabreichungsform besser vertragen und er dieses Pflaster zum Zeitpunkt des Interviews noch habe (Z. 288-289). In einer zweiten Lesart könnte das Adjektiv aber auch als ironischer Ausdruck gesehen werden im Sinne von, dass dem Arzt erst nach dem Auftreten der Nebenwirkungen eingefallen sei, dass es eine alternative Verabreichungsform gebe. Es bleibt ungeklärt, worin die Vorteile dieses Pflasters liegen, wenn es vermutlich die gleichen Inhaltsstoffe hat.

Es folgt ein Perspektivwechsel, erkennbar an der Veränderung der Erzählzeit (ab Z. 289), wodurch die biographische Erzählung in der Gegenwart angelangt ist: Fred Landgraf sei weiterhin mittels des Pflasters zum Zeitpunkt des lebensgeschichtlichen Interviews medikamentös eingestellt (Z. 288-289).

Zum Abschluss des Segments ist ein argumentativer eigentheoretischer Kommentar erkennbar, in dem der Biographieträger mit Blick auf das nachfolgende Segment eine Bilanzierung seiner Lebensgeschichte beginnt. Herr Landgraf reflektiert die vorher geschilderte Zeit nach der medizinischen Diagnose Alzheimer, wie auch an den ein- bis dreisekündigen Reflexionsphasen deutlich wird. Er stellt die Eigentheorie auf („glaub ich jedenfalls“, Z. 291), dass die Einnahme des Medikaments bzw. das Pflaster seine Situation verbessert habe, wodurch er insgesamt zufriedener geworden sei. Was aber genau und vor allem wie „alles besser geworden ist“ (Z. 291-292), auch in Zusammenhang mit der scheinbar eingetretenen Zufriedenheit, wird erst im nachfolgenden Segment deutlich. Es stellt sich an dieser Stelle die Frage, ob tatsächlich die Medikation zur Zufriedenheit geführt hat oder ob eventuell eine vermeintliche Akzeptanz und ein als subjektiv empfundener erfolgreicher Umgang mit der Alzheimererkrankung zur Zufriedenheit beitragen haben.

In Segment 27/10 des Nachfrageteils stellt Herr Landgraf seine Definition von Glück vor: Er sei glücklich, wenn er Ruhe habe und entspannen könne. Vermutlich hat er dieses Verständnis in der Rehabilitationsmaßnahme erlernt (Segment 19/2), wodurch ein Umlernen seiner bisherigen Erfahrungsbestände stattgefunden hat.

Im sechsten Segment sind die Prozessstrukturen des institutionellen Ablauf- und Erwartungsmusters der ärztlichen Behandlung und das biographische Handlungsschema der Einnahme

eines Medikaments dominant, die als Bearbeitungsmechanismen der Krankheitsverlaufskurve gelten.

Segment 17: Auswirkungen der Krankheitsverlaufskurve und deren emotionale Bearbeitung (Z. 295-324)

Fred Landgraf reflektiert sein Leben seit dem Renteneintritt und wie sich die Alzheimerdemenz auf sein Leben ausgewirkt habe. Dabei legt er einerseits seine Ängste dar und andererseits seine scheinbar eingetretene Zufriedenheit in seinem Leben unter den Bedingungen der lebensbedrohlichen Erkrankung. Es folgen konkrete Beispiele für seine kognitiven Defizite. Abschließend beendet der Biographieträger die Stegreiferzählung.

Die Sachverhaltsdarstellung ist argumentativ und beschreibend im Rahmen einer Bilanzierung. Die Erzählzeit wechselt ins Präsens, was einerseits an der veränderten Syntax und andererseits durch zeitliche Markierer (Adverb „jetzt“, Z. 297, Z. 298) erkennbar ist. Fred Landgraf setzt sich mit seinen derzeitigen kognitiven Defiziten auseinander und vollzieht eine emotionale Bearbeitung dessen im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews, wodurch das Argumentationsschema dominant ist (sprachliche Indikatoren „also“, Z. 302, Z. 309, Z. 312, und „weil“, Z. 316, Z. 320). Diese Bearbeitung wird unterfüttert mit Hintergrundbeschreibungen, die sprachliche Hinweise auf einen generalisierenden Charakter aufweisen. Formalsprachlich ist auffällig, dass er vier Mal das Indefinitpronomen „man“ (Z. 304-305) verwendet, obwohl er eigentlich im gesamten Segment von sich selbst spricht. Zudem nimmt er eine Bewertung vor (Adjektiv „glorreich“, Z. 316). Es lassen sich insgesamt 20 Sprechpausen von einer Sekunde, sowie drei Pausen von zwei bis drei Sekunden identifizieren. Das Segment schließt mit dem Abschluss der Stegreiferzählung („Ja, das wär eigentlich so im Großen (.) und Ganzen meine Geschichte“, Z. 323-324) und einer achtsekündigen Sprechpause.

Die im vorherigen Segment begonnene Entwicklung seiner Eigentheorie in Bezug auf den Umgang mit der Alzheimerdemenz und seiner eingetretenen Zufriedenheit wird hier weitergeführt. Fred Landgraf blickt zunächst auf seinen Renteneintritt zurück und stellt heraus, dass er zu diesem Zeitpunkt noch viele Pläne für die Zukunft gehabt habe, die er heute nicht mehr verfolgen und umsetzen könne. Es ist wahrscheinlich, dass das Nicht-mehr-Können mit den kognitiven Defiziten der Alzheimerdemenz zusammenhängt. Er habe jedoch heute (zum Zeitpunkt des Interviews) keine Angst davor, dass er bestimmte vorab geplante Dinge nicht mehr umsetzen könne. Interessant ist, dass Herr Landgraf die Angst ausschließlich auf das Aussprechen seines

Nicht-mehr-Könnens bezieht („Aber dieses (.) sagen, ich kann das nicht mehr, macht mir nicht (.) macht mir keine Angst“, Z. 299-300). Dies lässt zwei Lesarten zu: Einerseits verweist dies auf seinen Umgang damit im Sinne von, dass er sich die Angst eingestehen und dann auch verbalisieren kann. Andererseits bezieht er sich möglicherweise konkret auf die Interviewsituation, in der das Aussprechen seiner eingeschränkten Handlungsfähigkeit nicht mit Ängsten verbunden ist. Es ist aber sehr wahrscheinlich, auch wenn Fred Landgraf es an dieser Stelle nicht anspricht, dass er die Angst teilweise nicht kontrollieren kann, denn ihm war in seinem beruflichen und biographischen Lebensablauf Autonomie, Handlungsfähigkeit und Selbstbestimmung besonders wichtig. Zudem lassen sich Indikatoren dafür im Nachfrageteil finden, in dem er von seiner Freitodplanung spricht (Segment 20/3).

Fred Landgraf bilanziert nachfolgend, dass sich bei ihm unter den Bedingungen der lebensbedrohlichen Erkrankung eher eine gewisse Zufriedenheit eingestellt habe („Es lässt mich in sich zufriedener sein“, Z. 302). Dieser Ausspruch ist ein Indikator für eine passive Haltung und lässt die Frage aufkommen, was genau ihn zufriedener sein lässt. Vermutlich ist er zufriedener geworden, weil er sich um das Können bestimmter Dinge nicht mehr bemühen muss. Auch auf formalsprachlicher Ebene lassen sich hierfür Indikatoren finden, denn er spricht einerseits von „wollen“ („Ich will“, Z. 295; „das wollte ich auch“, Z. 297) und andererseits von „müssen“ (zweimal: „das muss ich“, Z. 296), was möglicherweise etwas mit subjektiv empfundenen Druck und Zwang zu tun haben könnte. Demnach könnten die vorab festgelegten Pläne für die Zukunft nicht nur auf seinem eigenen Willen beruhen, sondern auch etwas mit externem Druck (z. B. gesellschaftlich und familiär) zu tun haben. Das Wegfallen dieses empfundenen Drucks könnte somit auch im weiteren Verlauf zu seiner (vermeintlichen) Zufriedenheit geführt haben. Infolgedessen kann auch die in der Analyse des 16. Segments aufgeworfene Frage, ob die Medikation zur Zufriedenheit geführt habe, geklärt werden: Das vermeintliche Einstellen von Zufriedenheit lässt sich nicht in Zusammenhang bringen mit dem Medikament, sondern mit der emotionalen Bearbeitung Herrn Landgrafs mit seinen kognitiven Defiziten und deren Auswirkungen auf seine Lebenspraxis. Es scheint so, als ob er sich seine eingeschränkte Handlungsfähigkeit immer wieder selbst vergegenwärtigen muss (Aufzählung von Dingen, die er nicht mehr kann), wie eine Art Mantra, um sich mit seiner neuen Situation als Mensch mit Alzheimer zu arrangieren. Auch sein Resümee verstärkt dies: „Ich kann das nicht mehr, (.) also mache ich es auch nicht mehr“ (Z. 302-303).

Gegensätzlich dazu hebt der nachfolgende Ausspruch dann Fred Landgrafs noch vorhandene Kompetenz hervor: Er könne seine eigenen Dinge und vermutlich Unterlagen noch ordnen, und sich auch von Sachen trennen, die nicht mehr benötigt würden. Hierbei verweist er vermutlich

indirekt auf das partnerschaftliche Erleben mit seiner Ehefrau („was man nicht mehr braucht“, Z. 304). In dieser Lesart könnte es sich um das gemeinsame Aussortieren undefinierter Dinge handeln. In einer zweiten Lesart könnte es sich aber auch schlicht um Dinge handeln, die Menschen mit einem gewissen Alter nicht mehr benötigen (z. B. von der früheren Berufstätigkeit). Möglich ist ebenfalls, dass beide Lesarten kombiniert zutreffend sind. Der nachfolgende Satz bleibt ebenfalls interpretationsoffen, denn der Bezug ist nicht eindeutig („Und das kann man nur (.) erleben, wenn man zufriedener ist“, Z. 304-305). Es stellt sich die Frage, ob sich Fred Landgraf auf das Aussortieren oder auf die vermeintliche Zufriedenheit in Bezug auf das Nichtmehr-Ausführen-Können seiner Pläne, die er zum Renteneintritt noch hatte, bezieht. Zusätzlich resümiert er und ergänzt damit seine Eigentheorie, dass durch die eingetretene Zufriedenheit Vieles leichter zu ertragen wäre („Dann ähm (.) erträgt man auch Vieles einfacher“, Z. 305). Die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ lässt einerseits einen Entfremdungsmoment erkennen, denn er distanziert sich emotional von dem Geschilderten, andererseits zeigt der Biographieträger damit aber auch erneut auf, dass er sich in einem Kollektiv begreift (Segment 15). Nicht nur er selbst kann bestimmte Aspekte leichter ertragen, sondern auch andere Menschen mit Alzheimer, vorausgesetzt sie sind mit ihrer Situation und Lebenspraxis unter den Bedingungen der lebensbedrohlichen Erkrankung zufrieden bzw. haben diese akzeptiert oder sich mit ihr arrangiert. Zusätzlich wird ein Spannungsverhältnis bzw. eine Diskrepanz ersichtlich, denn das negativ konnotierte Verb „ertragen“ wird von Fred Landgraf in Relation gesetzt zur scheinbar eingetretenen Zufriedenheit.

Fred Landgraf begründet nachfolgend seine Eigentheorie über die eingetretene Zufriedenheit damit, dass die Erkrankung Alzheimer bei ihm andere Symptome hervorrufen würde als dies bei anderen Menschen mit Alzheimer der Fall sei. Dabei verwendet er eine interessante Wortwahl („Alzheimer-Demenz oder wie auch immer“, Z. 306), denn der Biographieträger schwächt bzw. verharmlost so seine Erkrankung. Dies lässt sich als Indiz dafür lesen, dass er die Krankheit noch nicht akzeptiert bzw. sich mit ihr arrangiert hat, sondern sich zum Zeitpunkt des lebensgeschichtlichen Interviews in einem Prozess der emotionalen Bearbeitung befindet. Durch das sprachliche Abschwächen seiner medizinischen Diagnose wird deutlich, dass er noch versucht, sich mit seiner eingeschränkten Situation zu arrangieren. Zudem vergleicht er sich hierbei mit anderen Menschen mit Alzheimer, die er unter Bezugnahme seiner Normalitätsvorstellungen in einem Kollektiv subsummiert, zu dem er sich an dieser Stelle nicht zugehörig fühlt („bisschen anders ausgeprägt als die Normalität, wie ich es hier erlebe“ (Z. 307). Mit dem räumlichen Verweis („hier“, Z. 307) ist eindeutig die Tagespflege, in der das biographische Interview geführt wurde, gemeint, wodurch der Vergleich von sich selbst mit den anderen

Tagesgästen deutlich wird. Damit möchte er sich vermutlich von den anderen Tagesgästen abheben⁹ und rekurriert dabei noch einmal auf seine noch verfügbaren Fähigkeiten. Dieser Vergleich ist jedoch nicht tragfähig, denn Fred Landgraf hat möglicherweise eine verfälschte Wahrnehmung¹⁰. Vielleicht geht er einfach davon aus, dass alle Tagesgäste an einer Alzheimerdemenz erkrankt sind, obwohl er keine medizinischen Informationen über die unterschiedlichen Krankheitsbilder hat, oder aber er vergleicht sich mit kennengelernten Tagesgästen mit Alzheimer, die in einem fortgeschrittenen Stadium sind. Weiter hebt sich Herr Landgraf ganz konkret von den anderen Tagesgästen ab, denn er würde noch alles mitbekommen („Also ich krieg alles noch mit“, Z. 309) – in seiner Wahrnehmung anders als die anderen Tagesgäste. Vermutlich möchte Herr Landgraf nicht mit ihnen verglichen werden und aufzeigen, dass er trotz der Alzheimerdiagnose nur relativ milde Symptome aufweist; dies könnte auch als emotionszentrierte Umgangsstrategie interpretiert werden.

Des Weiteren setzt sich Fred Landgraf im Rahmen eines argumentativen eigentheoretischen Kommentars in Kombination mit sehr bildhaften Hintergrundbeschreibungen eines konkreten und aktuellen Beispiels für ein Defizit auseinander, das seine Lebenspraxis verändert hat: Er wisse in Situationen, in denen er nach Hause kommt, nicht, wie er die Haustür öffnen solle. Diese Situation trete wöchentlich ein (zeitlicher Markierer: „ich bin zwei Tage hier“, Z. 317), wenn er von der Tagespflege nach Hause komme. Diese exemplarische Auseinandersetzung scheint der Plausibilisierung seiner Behauptung zu dienen, dass seine Symptome andere seien, als bei anderen Menschen mit Alzheimer. Der Biographieträger bringt seine Probleme mit dem Öffnen der Haustür nicht in Verbindung mit dem kognitiven Defizit des Vergessens („Also es ist jetzt heute nicht mehr das das großartige Vergessen“, Z. 312), sondern ordnet diese einer undefinierten anderen Kategorie an Symptomen der Alzheimerdemenz zu. An dieser Stelle im Interview versucht er sich noch einmal ganz eindeutig von anderen Menschen mit Alzheimer abzugrenzen. Es wird vermutet, dass Fred Landgraf dem Vergessen eine andere Bedeutung beimisst als der zuvor thematisierten eingeschränkten Handlungsfähigkeit (Sucherei, Subsegment 14.1, 18.1/1.1), wenngleich aus einer medizinischen Perspektive beide Symptome zusammenhängen: Bei ihm scheinen Umsetzungsschwierigkeiten in komplexeren Handlungsabläufen vorzuliegen, die als typische Symptome einer Alzheimerdemenz gelten. Der Biographieträger legt jedoch dar, dass jede*r mal etwas vergessen würde und er das aus dem Grund verharmlose

⁹ Laut Pflegedienstleitung (Gespräch im Vorfeld) ist Fred Landgraf der fitteste Tagesgast in der ambulanten Einrichtung zum Zeitpunkt des Interviews. Alle anderen Tagesgäste sind entweder in einem fortgeschrittenen Stadium der Alzheimerdemenz und/oder sind multimorbide erkrankt, d.h. leiden unter mehreren Erkrankungen.

¹⁰ Die angesprochenen Symptome sind gemäß Theorie und Einteilung der Stadien typisch, d.h. die Alzheimerdemenz von Herrn Landgraf verläuft nicht anders bzw. ist nicht „anders ausgeprägt als die Normalität“ (Z. 307).

(„großartige Vergessen, das mach hat jeder. Das tu ich immer ab, das das jetzt sucht was“, Z. 312-313). Diese Formulierung relativiert er daraufhin, indem er sich eingesteht, dass er auch gelegentlich Dinge suche. Interessant ist, dass er das gelegentliche Suchen ebenfalls nicht auf die Alzheimerdemenz zurückführt, sondern dies gewissermaßen als etwas Normales bewertet. Damit bagatellisiert er ganz offensichtlich seine Defizite, wahrscheinlich weil er sich diese noch nicht ganz eingestehen möchte.

Auf das angeführte Beispiel rekurrierend veranschaulicht er seine Fragen, die er sich in der Situation zu stellen scheint („frage mich, wie komme ich da jetzt rein. [...] Was brauch ich denn dafür?“; Z. 309-312; „Was mach ich, wie komm ich da jetzt rein?“; Z. 314-315). Anhand dessen entwickelt er analog zum Erzählstimulus seine Theorie des Lernens weiter: Zumeist würde er auf die „glorreiche Idee“ (Z. 316) kommen, die Klingel an der Haustür zu nutzen, weil er wisse, dass seine Ehefrau zu Hause sei und ihm demnach aufmachen könne. Bei der Bewertung seiner Handlungsstrategie nutzt Herr Landgraf ein zweites Mal das Adjektiv „glorreich“ (Z. 316), wobei es hier sehr wahrscheinlich ist, dass dies als ironischer Ausdruck zum Überspielen der kognitiven Defizite verwendet wird – im Sinne von, dass dies zum allgemein verfügbaren Alltagswissen gehört. Entgegen der vermeintlichen als positiv dargestellten Handlungsstrategie gesteht sich Fred Landgraf jedoch nachfolgend ein, dass er unter Orientierungslosigkeit leide („ziemlich orientierungslos“, Z. 320), aufgrund dessen seine Ehefrau auf ihn aufpassen müsse. Diese Aussage schränkt er durch das Adverb „ansonsten“ (Z. 320) ein, um zu signalisieren, dass sich seine Handlungsstrategie ausschließlich auf das genannte Beispiel bezieht. Wahrscheinlich ist es demnach, dass er zwar an den zwei Tagen nach der Tagespflege weiß, dass er klingeln kann, Herr Landgraf aber in seinem sonstigen Alltag orientierungslos ist und hier diese vermeintliche Handlungsstrategie nicht alleine umsetzen kann. Dafür lassen sich im weiteren Material Indizien finden, wenn er davon spricht, dass seine Ehefrau im Haushalt ein Farbsystem zur Erleichterung der Orientierung implementiert habe (Segment 26.3/9.3). Er ergänzt zusätzlich, dass kognitive Defizite aufgrund der Alzheimererkrankung bei ihm schon vorhanden seien („das Ganze ist schon da, das greift schon alles, ne“, Z. 320-321). Dadurch wird deutlich, dass Fred Landgraf widersprüchliche Aussagen zu seiner Alzheimerdemenz macht, denn zunächst distanziert er sich von den von ihm als normal bewerteten Symptomen und gesteht sich dann aber ein, dass er selbst an diesen leidet.

Nach einer zweisekündigen Reflexionsphase kommt er erneut zu dem Beispiel mit der Haustür zurück, wobei Fred Landgraf wiederholt widersprüchliche Angaben zu seiner vermeintlichen Handlungsstrategie macht. Wenn seine Ehefrau die Haustür öffne, sei er nicht mit seiner Orientierungslosigkeit und eingeschränkten Handlungsfähigkeit konfrontiert. Zudem würden seine

Defizite dann auch nicht auffallen („es fällt nicht so auf“, Z. 321-322), wobei sich die Frage stellt, wem diese nicht auffallen. Eine Klärung lässt sich nachfolgend vornehmen, denn Herr Landgraf bezieht sich noch einmal auf seine Orientierungslosigkeit in Zusammenhang mit einer präventiven Strategie seiner Ehefrau: Wenn seine Ehefrau die Haustür öffne, müsse er nicht „davorstehen und überlegen und gucken und machen“ (Z. 322). So umgehen Herr Landgraf und seine Ehefrau das Erleben der kognitiven Defizite und der damit einhergehenden Problemsituation. Dies bestärkt der Biographieträger noch einmal dadurch, dass er einen Lernprozess durchlaufen habe, indem er sich die vermeintliche Handlungsstrategie angeeignet habe („ich hab es gelernt, ich schelle (.) und wenn ich schelle, macht sie auf.“ (Z. 323). Interessant ist, dass er diesen situationsbezogenen Ablauf als seine Handlungsstrategie darstellt, die er gelernt habe. Es ist jedoch eher wahrscheinlich, dass seine Ehefrau die Zeit, in der Fred Landgraf von der Tagespflege nach Hause kommt, kennt und demnach abschätzen kann, wann sie die Tür zu öffnen hat. Es bleibt fraglich, ob Fred Landgraf wirklich die Türklingel benutzt oder ob seine Ehefrau der Situation seiner Orientierungslosigkeit vorbeugt, indem sie ihn bereits vorab an der Haustür erwartet. Der Biographieträger beendet danach die Beschreibung des Beispiels in Bezug auf seine gegenwärtigen kognitiven Defizite und schließt nach einer dreisekündigen Erinnerungs- und Reflexionsphase die biographische Stegreiferzählung („das wär eigentlich so im Großen (.) und Ganzen meine Geschichte.“, Z. 323-324).

Im 17. Segment sind die Auswirkungen und das Erleben der negativen Verlaufskurve und die emotionale Bearbeitung dieser dominant. Analog zum Erzählstimulus entwickelt Fred Landgraf seine Eigentheorie über das Lernen, indem er einerseits seine Ängste darlegt und andererseits nach Zufriedenheit im Leben und die positiven Seiten in seiner Biographie sowie in dem, was er geleistet hat, sucht. Die vermeintliche Handlungsstrategie mit Bezug auf scheinbar eingetretene Zufriedenheit bleibt jedoch interpretationsbedürftig und es lässt sich fragen, ob er zufriedener ist, weil er sich nicht als von ihm konstruierten normalen Demenzkranken sieht oder ob er sich gar nicht als Demenzkranken sieht und deswegen scheinbar gut mit dem ganzen Prozess, seine kognitiven Defizite impliziert, zurechtkommt. Die präsentierte Analyse lässt darauf schließen, dass sich die kognitiven Defizite und seine eingeschränkte Handlungsfähigkeit in seiner Lebenswelt nicht ganz der Alzheimerdemenz zuordnen lassen. Diese vermeintliche Anpassungsleistung von Herrn Landgraf kann der psychischen Widerstandsfähigkeit bzw. Resilienz zugeschrieben werden, denn er nimmt sich scheinbar selbst den inneren Druck, alle vorab festgelegten Ziele weiter zu verfolgen. Es könnte auch von einer Umgangs- und Entlastungsstrategie gesprochen werden. Interessant ist darüber hinaus, dass Fred Landgraf im Interview

die Auswirkungen seiner lebensbedrohlichen Erkrankung reflektiert und sich mitten im Prozess befindet, sich mit seinem eingeschränkten Handlungsspielraum zu arrangieren.

Nachfrageteil

Segment 18/1: Das Erleben der Verlaufskurve der Alzheimerdemenz (Z.325-397)

Die biographische Stegreiferzählung ist im vorherigen Segment beendet worden und die Interviewerin beginnt mit dem Nachfrageteil. Das erste Segment im Nachfrageteil ist in zwei Subsegmente untergliedert und gehört zur Thematik der Krankheitsverlaufskurve der Alzheimerdemenz.

Subsegment 18.1/1.1: Reflexion des Erlebens der „Gefühlspalette“ und Beispiele für kognitive Einschränkungen (Z. 325-382)

Das Subsegment 18.1/1.1 ist in zwei Teile aufgegliedert, wobei der erste Teil eine kurze Bezugnahme auf die vorher dargelegte Thematik und eine Detaillierungsaufforderung umfasst. Im zweiten Teil des Subsegments legt Fred Landgraf das Erleben seiner kognitiven Defizite anhand konkreter Beispiele dar.

Zunächst bedankt sich die Interviewerin bei dem Biographieträger für die Erzählung seiner Lebensgeschichte und fasst kurz zusammen, dass er sowohl von seiner Krebserkrankung als auch von seiner Alzheimererkrankung gesprochen hat. Daran anschließend wird die erste Nachfrage gestellt, bei der es sich um eine formulierte exmanente Nachfrage handelt, die sich jedoch auch immanent aus der Stegreiferzählung ableitet: Die Nachfrage fokussiert auf das Erleben und den Umgang mit den ersten kognitiven Beeinträchtigungen aufgrund der Alzheimerdemenz. Herr Landgraf legt anschließend sein Erleben anhand unterschiedlicher Gefühle dar, die er durch eigene Erfahrungen expliziert. Ausgelöst durch diese Veranschaulichungen setzt er sich mit weiteren kognitiven Defiziten auseinander und reflektiert, dass er mit der Diagnose der Alzheimerdemenz nicht gerechnet habe.

Es lassen sich alle drei Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung identifizieren: Im Rahmen einer Argumentation, die mehrere Bewertungen und Belegerzählungen enthält, verdeutlicht Herr Landgraf sein Erleben als eine „Gefühlspalette“ (Z. 336). Auffällig ist, dass er erstens immer wieder zwischen Argumentationen und der zeitlichen Abfolge seines Erlebens der beschriebenen Gefühle im Rahmen von Erzählungen wechselt bzw. sich diese beiden Kommunikationsschemata ergänzen und zweitens die Zeitformen Präteritum und Präsens vermischt. Auffällig ist, dass Fred Landgraf an zwei Stellen lacht (Z. 346, Z. 352). Die anschließende

Vorkoda („Ja so, da das is äh äh (.) das is so diese Gefühlspalette“, Z. 354) nimmt der Biographieträger selbst nicht an, indem er seine Argumentation mit zahlreichen Belegerzählungen weiterführt. Insgesamt ist formalsprachlich auffällig, dass Fred Landgrafs sprachlich-geistige Auseinandersetzung mit seinen kognitiven Einschränkungen durch eine gewisse Sprunghaftigkeit und Themenwechsel gekennzeichnet ist, und dass er häufig das Indefinitpronomen „man“ (Z. 338, Z. 339, Z. 341, Z. 345, Z. 346, Z. 356, Z. 367) verwendet, obwohl er ganz konkret von sich selbst spricht. Weiterhin zeigt sich, dass er drei Mal wörtliche Rede bzw. Fragen als Selbstgespräche in der Erzählzeit Präsens rekonstruiert. Es können zudem 20 Sprechpausen von einer Sekunde, sowie sieben Pausen von zwei bis drei Sekunden identifiziert werden. Das Subsegment schließt mit einer Koda („das war schon ein großer Schreck.“, Z. 382) und einer zehnssekündigen Sprechpause.

Auf die erste Frage im Nachfrageteil hin, folgt zunächst eine viersekündige Pause, dann der Partikel „Ähm“ (Z. 336) und anschließend eine erneute Pause von drei Sekunden, die insgesamt auf eine Reflexions- und Erinnerungsphase schließen lassen. Nachfolgend beginnt Herr Landgraf seine Antwort, unterbricht diesen Ansatz jedoch und hält sodann fest, dass er „die ganze Gefühlspalette eigentlich durch“ (Z. 336) habe. Dies scheint zu dem Zeitpunkt des Interviews noch fraglich, denn er benennt weiterführend nur zwei Emotionen, die er situationsbezogen erlebt habe (Verwunderung und Ärger). Zunächst habe er sich gewundert, wobei Fred Landgraf diese Emotion direkt als „das Harmloseste“ (Z. 338) bewertet. Damit kündigt er implizit an, dass er noch subjektiv bewertete schlimmere Gefühle durchlebt habe bzw. alles Nachfolgende schlimmer, nicht mehr so harmlos sei. Bezüglich der nachfolgenden rekonstruierten wörtlichen Rede bzw. seiner Frage, die er sich wahrscheinlich zu dem Zeitpunkt selbst gestellt hat („mein Gott was ist das denn(?)“, Z. 338), lässt sich festhalten, dass mit dem Gefühl des Erstaunens bzw. der Verwunderung die Frage einher geht, was „das“ (Z. 338) denn sei. Dieses undefinierte „das“ rekurriert dabei auf die im vorherigen Segment thematisierte eingeschränkte Handlungsfähigkeit sowie auf die Beispiele seiner kognitiven Defizite (Segment 17), auf die auch die Nachfrage der Interviewerin fokussiert. Der umgangssprachliche intensive Ausdruck „mein Gott“ (Z. 338) zeigt die starke emotionale Bedeutung sowie Bewertung der ersten aufgetretenen Emotion.

Das nächste eintretende Gefühl sei – nicht nur in der Abfolge, sondern auch als Steigerung zu verstehen – Ärger bzw. Zorn, wobei der Biographieträger diese Erzählung auf eine personenunbezogene Ebene hebt: er verwendet das Indefinitpronomen „man“ (Z. 338), wodurch er zwar von einer eingetretenen Emotion spricht, dieses Gefühl aber externalisiert. Vermutlich begreift

er sich hier in einem Kollektiv von Menschen mit Alzheimer und setzt demnach das Erleben des Gefühls Ärger für alle in dem Kollektiv inbegriffenen Personen voraus (mit Blick auf das nachfolgende Segment rekurriert er wahrscheinlich schon auf seine Erfahrungen aus der Rehabilitation, Segment 19/2). Zudem schwächt Fred Landgraf diese Aussage (Neigung zum Ärgerlichen) durch die auf formalsprachlicher Ebene stattgefundene Distanzierung zunächst einmal etwas ab, obwohl im Laufe der weiteren Erzählung anhand eines konkreten Beispiels das Gefühl des Ärgers sich zuspitzt. Um das Aufkommen von Ärger zu detaillieren, bezieht er sich erneut auf das Beispiel des Suchens (Segment 17): Das Suchen von Dingen, das im Verlauf zum Wühlen ausarte, wodurch er immer ärgerlicher werde und er schlussendlich aufgeben würde („dann fängt man an, wenn ich ich jetzt ich such jetzt Papiere (.) und ich weiß eigentlich genau, das muss da liegen. Und dann ist es aber nich da oder ich finde es nich oder ich sehe es nich. Und dann fang ich an zu wühlen. Und dann je mehr ich wühle, je ärgerlicher werde ich. Und dann schmeißt man’s hin, (.) muss ich ein anderes Mal machen.“, Z. 341-345). Der sprachliche Indikator „dann“ kann nicht als klassisches Rahmenschaltelement gesehen werden, da dieser ganz konkret auf das Wühlen bezogen ist und hier ein Ursache-Wirkung-Schema aufzeigt, denn je mehr Fred Landgraf wühlt, desto weiter steigert sich auch sein Ärger: Es dient vornehmlich der Aufzählung und chronologischen Abfolge der auftretenden Gefühle. Auf der einen Seite dadurch, dass er beim Wühlen die gesuchten Papiere dennoch nicht findet und auf der anderen Seite, dass er durch das Wühlen seine Sachen durcheinanderbringt; dies wirkt im Prozess des Suchens kontraproduktiv. Er verwendet hier zunächst einen kontextbezogenen personenunbezogenen Ausspruch („dann schmeißt man’s hin“, Z. 344), spricht nachfolgend aber wieder von sich selbst („muss ich ein anderes Mal machen“, Z. 344-345). Dadurch lässt sich eine erneute Distanzierung zur dargelegten Situation erkennen, die mit negativen Emotionen verbunden ist. Dennoch zeigt diese Konsequenz auf das Wühlen und Nicht-Finden der Papiere auch eine logische Schlussfolgerung auf, die Herr Landgraf als allgemeingültig deklariert (Jede*r Mensch gibt irgendwann die Suche auf, wenn er*sie etwas nicht findet). Damit diese Negativerfahrung jedoch nicht zu stark wird, überlege er sich eine Lösung für das Problem, indem er die Suche erst einmal für den Moment abschließe – sehr wahrscheinlich auch, um dem eingetretenen Gefühl des Ärgers zu entfliehen. Das Suchen verschiebe der Biographieträger demzufolge auf einen späteren Zeit, sei dann aber mit der Unordnung konfrontiert, die er zuvor selbst verursacht habe („Und dann kann man am nächsten Tach, aber am nächsten Tach hat man also (*lachen*), man hat das am Vortag so durcheinander gewühlt, dass man es dann in dem Ordnungssystem (.) äh nich wiederfindet.“, Z. 345-347). Bei dieser Schilderung distanziert sich Herr Landgraf erneut von dem Sachverhalt durch den Wechsel vom Personalpronomen „ich“ zum

Indefinitpronomen „man“ (Z. 344, Z. 345, Z. 346), aber auch durch das Lachen während der Schilderung (Z. 346), welches ein Verlegenheitslachen sein könnte. Vermutlich ist ihm dieser Vorgang unangenehm und er möchte sich aus dem Grund davon distanzieren. Mit Blick auf das angesprochene „Ordnungssystem“ (Z. 347) wird deutlich, dass Fred Landgraf mit zwei konträren Rollen im Suchprozess konfrontiert ist: Er ist einerseits derjenige, der ein System für seine Ordnung entwickelt hat und andererseits aber auch derjenige, der dieses System durcheinanderbringt, ausgelöst durch die kognitiven Defizite aufgrund der Alzheimerdemenz. Damit sind das Wühlen, eingeschlossen des Zerstörens des Ordnungssystems, und die Suche aufgeben, die das Nicht-Finden implizieren, konkrete Hinweise dafür, wie der Ärger entsteht.

Durch das Stichwort des „Ordnungssystems“ (Z. 347) wird bei Herrn Landgraf ein Erinnerungsprozess angeregt, der im Rahmen einer Hintergrundbeschreibung als Einschub in die Haupterzählung ausgeführt wird. Er unterliegt vermutlich hier dem Detailierungszwang, da er sein angeführtes Ordnungssystem beschreiben muss, um für die Forscherin das Dilemma des Suchens und Nicht-Findens nachvollziehbar zu machen. Zunächst präsentiert er sein berufsbio-graphisches Selbstbild als „stets [...] äußerst ordnungsliebender Mensch“ (Z. 349-350). Dies detailliert er nach einer zweisekündigen Erinnerungs- und Planungsphase dadurch, dass er als (ehemaliger) Inhaber einer Tischlerei mit den räumlichen Gegebenheiten sehr vertraut gewesen sei und seine Angestellten dazu angeleitet habe, Ordnung zu halten. Um dieser Beschreibung seines Selbstbildes Ausdruck zu verleihen, fügt er hinzu, dass seine ehemaligen Mitarbeiter Ärger bekommen hätten, wenn diese nicht aufgeräumt hätten. Dabei lacht Herr Landgraf, vermutlich weil er sich an bestimmte Situationen zurückerinnert und sich über die diesbezüglichen Auseinandersetzungen amüsiert („ich wusste wo was is, wenn man das wieder dahin geräumt hat und wenn nich, gab‘ s am anderen Tag Ärger (*lachen*).“, Z. 351-352).

Nach dieser kurzen Hintergrundbeschreibung folgt eine Vorkoda, in der Herr Landgraf festhält, dass die „Gefühlspalette“ (Z. 354) sowie geschildert aussehen würde, wobei die Palette auffällig unvollständig verbleibt. Die Vorkoda nimmt er selbst nicht an und wiederholt das Beispiel des Suchens und das damit zusammenhängende Aufkommen des Gefühls des Ärgers noch einmal kurz. Wie die präsentierte Analyse diesbezüglich zeigt, die durch die Wiederholung des Suchprozesses bestärkt wird, kann angenommen werden, dass die Thematik für den Biographieträger eine subjektiv empfundene hohe Bedeutung aufweist, insbesondere auch mit Blick auf die Betonung seines Ordnungssystems und dass er ein „äußerst ordnungsliebender Mensch“ (Z. 349-350) gewesen sei. Es ist besonders auffällig, dass er sich erneut mit dem Suchen als explizites Beispiel für seine Defizite auseinandersetzt und dieses zur Erläuterung des Durchlebens der „Gefühlspalette“ (Z. 354) anführt. Interessant ist ebenfalls, dass Herr Landgraf das

Beispiel in der Zeitform Präsens expliziert und von „jetzt“ (Z. 341) spricht, was einerseits darauf hinweist, dass er sich in der Erzählung durch diesen zeitlichen Bezug direkt in die Situation hineinversetzt fühlt, andererseits es sich um eine aktuelle Handlungspraxis handelt. Durch die Alzheimerdemenz wird ihm die Fähigkeit genommen, sein Ordnungssystem aufrecht zu erhalten und er erfährt durch diesen äußeren Faktor einen Kontrollverlust, wodurch möglicherweise sein Selbstbild und seine biographische Identität ins Wanken gerät – wodurch sich das Gefühl von Ärger einstellt. Dennoch schwächt Fred Landgraf zu Beginn des Beispiels das Suchen dadurch ab, dass es nur ein „ganz kleiner Teil“ (Z. 340) sei und es „viel schlimmere Sachen als Suchen“ (Z. 340) gebe. Er führt an dieser Stelle aber noch nicht aus, was denn „viel schlimmere Sachen“ (Z. 340) sind.

Unter Bezugnahme der nachfolgenden Segmente kann festgehalten werden, dass Fred Landgraf bössartige Wutanfälle mit verbalen Attacken als schlimmer bewertet („Das ist nicht immer nur harmlos, das können Wutanfälle werden dann, ne. Bössartig, so in der Art [...] so richtig zu verbalen Attacken kommt, ne.“, Z. 416-419, Subsegment 19.1/2.1). Zudem sei für ihn ausdrücklich „die Angst vor dem Siechtum“ (Z. 444, Subsegment 19.2/2.2) und die damit zusammenhängende Fremdbestimmung und das Angewiesensein auf Dritte, denen eine stark eingeschränkte Handlungsfähigkeit inhärent ist, besonders belastend (Segment 20/3).

Fred Landgraf zeigt weitere Beispiele für seine kognitiven Defizite auf, um im Rahmen eines eigentheoretischen Kommentars resümierend festzuhalten, dass es schon interessant sei „wie so der der äh Denkapparat so funktioniert“ (Z. 376-377). Das Erleben der kognitiven Einschränkungen sei aber kein dauerhafter Zustand, sondern würde phasenweise auftreten („Äh (.). das geht aber dann vorbei. Da das zieht sich nich durch die ganze äh äh über den ganzen Tach.“, Z. 363-364). Als erstes Beispiel benennt er eine Handlung mit einem Schlüssel („das is zum Beispiel, wenn man so so wie ich, mit dem Schlüssel beispielsweise“, Z. 359-360), womit er erneut auf das Beispiel in Segment 17 rekurriert. Es ist aber zunächst nicht ersichtlich, was er genau damit ausdrücken möchte, denn er vollendet den angefangenen Satz nicht und geht stattdessen direkt auf ein weiteres Beispiel für ein kognitives Defizit ein: Fred Landgraf detailliert durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede, dass er phasenweise nicht wisse, was er mit Schuhen machen solle und wie er diese anziehe. Bei dieser dichten Erzählung handelt es sich vermutlich um Fragen, die er sich in der gegebenen Situation selbst stellt („was mach ich denn mit den Schuhen (?) Also äh (.) wie komm ich da jetzt rein(?)“, Z. 360-361). So kann er scheinbar auf vorab bestandenes Alltagswissen nicht mehr zurückgreifen, wodurch der Vorgang des

Anziehens von Schuhen für ihn undurchsichtig wird. Anschließend fügt er noch hinzu, dass er ebenfalls nicht mehr wisse, wie eine Schleife zu binden ist, weshalb er laut eigener Aussage keine Schuhe mehr mit Schnürbändern tragen würde. Dies dient vermutlich als Vorbeugung, um in den phasenweise eintretenden Situationen nicht einer der kognitiven Defizite inhärenten eingeschränkten Handlungsfähigkeit ausgesetzt zu sein.

Fred Landgraf kommt erneut auf das Beispiel mit dem Schlüssel zurück, indem er darstellt, dass es vorkommen könne, dass er sein Alltagswissen über diesen Handlungsablauf zurückerlange („Es kann sein, dass nach einer Stunde (..) der Gedank, der der Denkapparat richtig einsetzt“, Z. 364-365): Es komme ihm dann die Erkenntnis, dass er einen Schlüssel benötige, um die Tür aufzuschließen und demnach ins Haus zu gelangen. Um diesem Vorgang der Erkenntnis bzw. des Wiedererlangens seines Wissens Ausdruck zu verleihen, rekonstruiert Herr Landgraf diesen Moment der Erkenntnis wörtlich („Ah Mensch, brauch ich ja einen Schlüssel dafür“, Z. 365). Interessant ist die Verwendung des Substantivs „Denkapparat“ (Z. 365), das ein Synonym für das Gehirn bzw. die Denk- und Gedächtnisleistung darstellt. Es könnte sich um eine generationspezifische Verwendung des Begriffs handeln. Er fasst noch einmal zusammen, dass in dem Moment bzw. in der Situation „das total weg“ (Z. 367) sei im Sinne der lebensgeschichtlich erworbenen Fähigkeiten und deren konkreter Umsetzung. Nach einer zweisekündigen Erinnerungs- und Reflexionsphase stellt Fred Landgraf resümierend fest, dass sich die kognitiven Einschränkungen auch bei anderen alltäglichen Handlungsabläufen zeigen würden („Geht mit vielen Dingen“, Z. 367-368) und führt dazu ein drittes Beispiel an, welches sich auf die Verwendung von Rasierschaum und Zahncreme bezieht: Er habe den Rasierschaum „oft“ (Z. 369) mit Zahncreme verwechselt, aufgrund dessen seine Ehefrau ihm „heute [...] das genau hinlegen“ (Z. 369-370) müsse. Der Artikel „das“ bezieht sich eindeutig je nach Kontext entweder auf den Rasierschaum oder die Zahncreme. Diese beispielhafte Situation bewertet er als „gravierend“ (Z. 368), vermutlich deswegen, weil Rasierschaum einerseits nicht zum Verzehr gedacht ist, andererseits er mindestens zwei Mal täglich damit konfrontiert ist. Zudem ist mit dem Zähneputzen mit Rasierschaum im Gegensatz zu den anderen beiden Situationen direkt eine negative Auswirkung verbunden. So kommt er durch die Unterstützung seiner Ehefrau gar nicht mehr in die Situation, dass er die beiden Produkte unterscheiden muss, weil seine Ehefrau wahrscheinlich die Zahncreme direkt neben die Zahnbürste legt und den Rasierschaum außer Reichweite lagert. Nachfolgend hält er im Rahmen einer Belegargumentation, in der er in die Zeitform Präsens wechselt, relativierend fest, dass er zum Zeitpunkt des Interviews keinen Rasierschaum mehr benötigen würde (Z. 372-373). Es sei jedoch sehr häufig („immer“, Z. 374) in der Vergangenheit vorgekommen, dass er sich mit dem Rasierschaum die Zähne geputzt habe.

Die sprachlich-geistige Auseinandersetzung mit den drei analysierten Beispielen zeichnet sich dadurch aus, dass der Biographieträger sprunghafte Themenwechsel bzgl. der Darlegung der Beispiele vornimmt. Dabei rekonstruiert er die Situationen der kognitiven Defizite so durcheinander, wie er sich vermutlich in der entsprechenden Situation auch fühlt. Zudem ist auffällig, dass Herr Landgraf den Beispielen keine Emotionen zur Veranschaulichung des Durchlebens der vorher thematisierten „Gefühlspalette“ (Z. 354) zuordnet, sondern diese vornehmlich sachlich und im Rahmen einer pragmatischen Prozesserzählung darstellt. Ausschließlich an zwei Stellen kann auf die eintretenden Gefühle geschlossen werden: Erstens bei der Rekonstruktion des Moments der Erkenntnis über den alltäglichen Handlungsablauf des Haustür Aufschließens, wobei die Redewendung „Ah Mensch“ (Z. 365) einen Ausdruck der Überraschung bzw. Verwunderung darstellt. Zweitens durch den Ausruf „Hoch Gott“ (Z. 374) als ein Ausdruck der Verärgerung und/oder des Erschreckens bei der Beschreibung der Verwechslung von Rasierschaum und Zahncreme.

Abschließend resümiert Fred Landgraf, wie „interessant [es sei], wie äh wie so der der äh Denkkapparat so funktioniert“ (Z. 376-377). Er nimmt hier eher eine Beobachterrolle ein und bewertet auf einer analytischen Ebene die Funktionsweise des Gehirns. Zudem fügt er noch ein „ne“ (Z. 377) hinzu, womit er die Interviewerin zur Bestätigung auffordert; diese gibt kurz ihre Zustimmung („Ja“, Z. 378).

Am Ende dieses Subsegments kommt Fred Landgraf noch einmal wiederholend auf die Diagnosestellung und sein Erleben des ärztlichen Prozederes zurück (Z. 379-382). Er habe vor der Diagnosestellung nie in Erwägung gezogen, dass er an Alzheimer erkrankt sein könnte (Z. 379-380). Er sei ausschließlich „ein bisschen beunruhicht“ (Z. 379) gewesen, wobei sich die Frage stellt, warum er bei derartigen kognitiven Defiziten nicht an eine Alzheimerdemenz gedacht hat. Hierbei bieten sich zwei Lesarten an: Einerseits könnte dies mit seinem Alter zusammenhängen, denn er ist zum Zeitpunkt der Diagnosestellung noch nicht in dem typischen Alter, in dem eine Alzheimerdemenz mit hoher Wahrscheinlichkeit auftreten kann¹¹. Andererseits könnte dies aber auch eine Umgangsstrategie sein bzw. eine Art Einstellung zum Leben, sodass Fred Landgraf nicht vom Schlimmsten ausgegangen war und nicht wahrhaben wollte, dass er krank ist. Für die zweite Lesart spricht, dass erst die Diagnose Alzheimerdemenz auf Grundlage der medizinischen Befunde aus dem MRT Klarheit gebracht habe und ein „großer Schreck“ (Z. 382) gewesen sei. Um die subjektiv empfundene Bedeutung der Phase der Diagnosestellung hervorzuheben, rekonstruiert Fred Landgraf wörtliche Rede. Sehr wahrscheinlich habe sein*e

¹¹ Der größte Risikofaktor für die Entwicklung einer Alzheimerdemenz ist das Alter, wobei nur in seltenen Fällen „die Erkrankten jünger als 60 Jahre alt“ sind (DAIzG 2016: 1).

Arzt*Ärztin, der*die die Diagnose gestellt hatte, zu ihm gesagt, dass er sich mit der Alzheimerdemenz „anfreunden“ (Z. 381) solle.

Das Subsegment wird mit einer Koda und einer anschließenden zehnssekündigen Pause beendet („Da war das schon äh (...) ja, das war schon ein großer Schreck. (10)“, Z. 382). Die Sprechpause lässt darauf schließen, dass er im Rahmen des Interviews noch einmal die Diagnosestellung und die damit verbundenen Situationen, Symptome und vor allem Gefühle gedanklich rekapituliert und hier ein erneuter Prozess des Wahrhabens der eigenen Alzheimerdemenz stattfindet. Auch wenn Fred Landgraf seine auftretenden Emotionen nicht verbalisiert, wird auf formalsprachlicher Ebene deutlich, dass er diesbezüglich während des Interviews sehr emotional wird.

Das Subsegment gehört weiterhin zur Prozessstruktur Krankheitsverlaufskurve. Es geht um die theoretische Verarbeitung des Erlebens und des Umgangs mit den alzheimerspezifischen Beeinträchtigungen und den damit zusammenhängenden eintretenden Gefühlen. Dominant sind in der prozessualen Lerndimension das leidgeprüfte Lernen, das mit Lernphänomenen der strukturellen Lerndimension zusammenhängt: Es sind erste Veränderungen des Alltagsverhaltens erkennbar, wodurch ein Umbau der Identitätsformation initiiert wird. Trotzdem ist Fred Landgraf mit dem Lernmodus des Nichtlernens durch den äußeren Faktor des Kontrollverlusts konfrontiert. Dies führt zu Prozessen des Umlernens: Er verlegt das Suchen auf den nächsten Tag, um seine Emotionen zu kontrollieren.

Subsegment 18.2/1.2: Erste Bearbeitungsversuche der Alzheimerdiagnose als biographisches Handlungsschema (Z. 383-397)

Auch das Subsegment ist in zwei Teile aufgegliedert: der erste Teil beinhaltet eine immanente Nachfrage der Interviewerin zum ersten Umgang mit der Alzheimerdiagnose und der zweite Teil stellt die Antwort seitens Fred Landgraf auf die vorab gestellte Frage dar. Der Umstand, wie er von der Diagnose Alzheimerdemenz erfahren habe, wird skizziert. Daraufhin sei er ziellos mit dem Fahrrad herumgefahren und habe nachgedacht. Anschließend sei er nach Hause gefahren und habe mit seiner Ehefrau über die Diagnose gesprochen.

Die Sachverhaltsdarstellung umfasst alle drei Textsorten. Zunächst richtet sich Fred Landgraf direkt an die Interviewerin („Kann ich ihnen sagen. Sie werden darüber lachen“, Z. 384). Er erzählt den chronologischen Ablauf der damaligen Situation, der durch eine Belegargumentation und eine beschreibende Hintergrundkonstruktionen plausibilisiert wird. Zudem verdichtet sich die Erzählung durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede. Auffällig sind die teilweise

verwendete Sprechweise im Regiolekt („gekriecht“, Z. 384, „fertich“, Z. 394, „Sach“, Z. 395, „ham wa“, Z. 396) und insgesamt 13 Sprechpausen. Das Subsegment schließt mit den zwei Partikeln „mh ja“ (Z. 397) sowie einer 13-sekündigen Pause.

Fred Landgraf spricht zu Beginn seiner Antwort auf die immanente Frage die Interviewerin direkt an und stellt die Behauptung auf, dass diese lachen werde, wenn er erzähle, wie er im ersten Moment mit der Alzheimerdiagnose umgegangen sei („Kann ich ihnen sagen. Sie werden darüber lachen.“, Z. 384). Es bleibt auch mit Blick auf die weiteren Ausführungen in diesem Segment interpretationsoffen, warum die Interviewerin darüber lachen werde. Anschließend beginnt der Biographieträger von dem Zeitpunkt der Diagnose zu sprechen, bricht diesen Satz jedoch ab, um in einem argumentativen eigentheoretischen Kommentar, erkennbar am sprachlichen Indikator „also“ (Z. 384), die damalige Situation zu bewerten: Sein Arzt sei seines Erachtens wenig „feinfühlig“ (Z. 385) gewesen, womit er sich eindeutig auf die Situation der Diagnoseübermittlung bezieht. Diese vorweggreifende Bewertung der Situation wird im Anschluss durch die Weiterführung der Erzählung erläutert, denn Fred Landgraf habe nur von den Arzthelferinnen eine Kopie von den schriftlichen Ergebnissen der medizinischen Tests erhalten („haben mir ne Kopie davon gemacht, was er vom CT gekriegt hat“, Z. 387). Daraufhin habe er die Arztpraxis verlassen und sich das Ergebnis angeschaut bzw. durchgelesen. Das nachfolgende „Ha“ (Z. 389) symbolisiert einen Ausruf des Erstaunens, womit Herr Landgraf seine Reaktion auf die Alzheimerdiagnose rekonstruiert. An dieser Stelle ist die Erzählung widersprüchlich, denn in der Stegreiferzählung hat der Biographieträger davon gesprochen, dass sein Arzt ihm die Diagnose mitgeteilt habe („dann haben se gesagt: Ja, (..) sie haben eine (...) Karte gezogen, (.) äh, das is Alzheimer. Ne.“, Z. 270-271, Subsegment 14.3). Es kann angenommen werden, dass er zunächst das Arztgespräch hatte, in dem ihm die Diagnose mitgeteilt wurde, und er anschließend die Ergebnisse der medizinischen Tests und Untersuchungen schriftlich in Form des Arztbriefes zur Verfügung gestellt bekommen habe. So könnte der Ausruf des Erstaunens „Ha“ (Z. 389) symbolisieren, dass für ihn die Diagnose erst durch das schriftlich festgehaltene Ergebnis real wurde. Zudem ist dies ein Indiz für einen Schockzustand.

Nach einer zweisekündigen Reflexions- und Erinnerungsphase beginnt er eine kurze Hintergrundkonstruktion mit generalisierendem Charakter, die der Erläuterung des nachfolgend erzählten Handelns dient. Er beschreibt, dass er zu der damaligen Zeit viel Fahrrad gefahren sei und benennt direkt zur Einordnung einen Richtwert: „60, 70 Kilometer am Tag“ (Z. 389-390). In einem direkten Vergleich zu seiner körperlichen Verfassung während des lebensgeschichtlichen Interviews gesteht er sich im Rahmen eines kurzen eigentheoretischen Kommentars ein,

dass er nicht mehr so viel Fahrrad fahren könne wie zum damaligen Zeitpunkt. Die Erzählung wird wieder aufgenommen und in ihrer sequenziellen Abfolge weitergeführt (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 391). Fred Landgraf sei nach Erhalt der Diagnose mit dem Fahrrad losgefahren, jedoch nicht direkt nach Hause, sondern zum Nachdenken „erstmal ein paar Kilometer gefahren“ (Z. 391). Durch diese dem Diagnoseerhalt nachfolgende Handlung wird das Indiz eines Schockzustandes verstärkt. Es folgt ein diesbezüglicher Ausspruch („und dann und das“, Z. 392), der interpretationsoffen bleibt, denn es wird nicht ersichtlich, was Herr Landgraf damit sagen möchte – vermutlich möchte er noch etwas hinzufügen, wofür er im Interview nicht die richtigen Worte findet. Es folgt eine viersekündige Erzählpause als Planungsphase der weiteren Erzählung. Nachfolgend wird deutlich, dass er einen ersten Bearbeitungsversuch der erhaltenen Diagnose vornimmt: Die Erzählung wird sehr dicht durch die Nachahmung wörtlicher Rede („dann hab ich gesagt“, Z. 392-393), in der der Biographieträger ein Selbstgespräch rekonstruiert. Fred Landgraf hält für sich fest, dass er „schon so viel erlebt [hat] im Leben. (..) Gutes, Schicksalsschläge“ (Z. 393). Damit nimmt er eindeutigen Bezug auf seine bisher erzählte Lebensgeschichte und die damit verbundenen als positiv empfundenen Erlebnisse, vermutlich bezüglich seines Bildungsaufstiegs, seiner Selbstständigkeit mit dem Tischlereibetrieb und dem Bildungsträger. Gegensätzlich dazu rekurriert er aber auch auf als negativ empfundene Erlebnisse, die von ihm als „Schicksalsschläge“ (Z. 393) benannt werden – sehr wahrscheinlich mit Bezug auf die Krebserkrankung inkl. der Chemotherapien, die Auswirkungen auf seine Berufstätigkeit gehabt haben. Der nachfolgende Ausspruch zeigt eine Schlüsselstelle des Interviews, indem Herr Landgraf sein Selbstbild und vor allem seine positive Lebenseinstellung präsentiert, die verbunden sind mit einer hohen Selbstwirksamkeit und Resilienz („ich werd auch da noch mit fertich“, Z. 393-394). Es wird ein konkreter Erfahrungsbezug zur Alzheimererkrankung als suprasegmentaler Markierer deutlich. Der Ausspruch wirkt erneut wie eine Art Mantra, dass Fred Landgraf sich selbst gut zuredet.

Ohne weiter darauf einzugehen, führt er die Haupterzähllinie im Rahmen einer sehr dichten Erzählung weiter (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 394). Er sei nach Hause gefahren, um mit seiner Ehefrau zu sprechen. Der kurze Dialog, der thematisch die Diagnose der Alzheimerdemenz umfasst, wird wörtlich rekonstruiert: Er habe ihr die vom Arzt erhaltene Diagnose mitgeteilt, woraufhin seine Ehefrau erschrocken reagiert habe („Ach du liebes bisschen“, Z. 396). Anschließend hätten sie „drüber“ (Z. 396) gesprochen. Es kann nicht rekonstruiert werden, was der konkrete Inhalt der Unterhaltung gewesen ist, jedoch ist mit Blick auf die nachfolgenden Segmente anzunehmen, dass sie über Möglichkeiten der Behandlung und des Umgangs mit der Erkrankung gesprochen haben. Dadurch, dass Fred Landgraf die Erzählung mit einer Koda

(„mh ja“, Z. 397) und einer 13-sekündigen Sprechpause beendet, wird deutlich, dass er im Rahmen des Interviews die damalige Situation gedanklich rekapituliert und vermutlich auch den Schockzustand, der durch den Diagnoseerhalt ausgelöst wurde, erneut durchlebt.

Es wird erneut auf das Erleiden des Verlaufskurvenhöhepunkts fokussiert und diesbezügliche erste Bearbeitungsversuche werden sichtbar: Das ziellose Fahrradfahren als erste Reaktion auf die Alzheimerdiagnose symbolisiert den Schockzustand, den Fred Landgraf versuchte theoretisch zu bearbeiten. Es zeigt sich sein biographisches Handlungsschema, dass einerseits durch das sich selbst gut zureden und andererseits durch in Interaktion treten mit seiner Ehefrau initiiert wurde.

Segment 19/2: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Rehabilitation als zentraler Bearbeitungsmechanismus der Verlaufskurve der Alzheimerdemenz (Z. 398-456)

Das in zwei Subsegmente aufgegliederte Segment 19/2 gehört zur Krankheitsverlaufskurvethematik in Bezug auf Fred Landgrafs tendenziell heteronome Lage durch die Alzheimerdemenz. Der Biographieträger nimmt Bezug auf seine und die seiner Ehefrau gemachten Erfahrungen in der Rehabilitation, die die beiden nach Erhalt der Diagnose durchliefen (Segment 19.1/2.1). Nachfolgend thematisiert er die Wichtigkeit von Gemeinschaft und dass er Angst vor einem schweren und langwierigen Krankheitsverlauf habe (Segment 19.2/2.2).

Die Thematik der beiden Subsegmente macht einen starken Kontrast auf: Zunächst hebt Fred Landgraf hervor, wie wichtig ihm die Herstellung von Handlungsfähigkeit bzw. stellvertretender Handlungsfähigkeit durch seine Ehefrau sei, anschließend benennt er seine Angst vor eingeschränkter Handlungsfähigkeit, die im Verlauf der Alzheimerdemenz eintreten wird.

Subsegment 19.1/2.1: Dimensionalisierung der Lernerfahrungen in Rehabilitation und Begründung für Besuch der Tagespflege (Z. 398-436)

Das Subsegment ist in zwei Teile aufgegliedert: Der erste Teil des Subsegments umfasst eine Vergewisserung des vorab angesprochenen Themas und eine immanente Nachfrage der Interviewerin und im zweiten Teil skizziert Fred Landgraf seine Erfahrungen und die seiner Ehefrau in der Rehabilitation.

Die zu Beginn gestellte immanente Nachfrage in Kombination mit der Wiederholung des vorher Geschilderten zielt darauf ab, zum zeitlichen Ablauf der Verlaufsgeschichte zurückzukommen. Zuvor erläuterte Herr Landgraf, wie er mit der Diagnose Alzheimerdemenz im ersten Moment

umgegangen sei und die Interviewerin fasst zunächst kurz zusammen, dass Fred Landgraf und seine Ehefrau im Anschluss an die Diagnosestellung „in Kur gegangen“ (Z. 398-399) seien. Dabei kann nicht geklärt werden, wie viel Zeit zwischen der Diagnosestellung und dem Antritt der Rehabilitation lag. Herr Landgraf wird nachfolgend dazu aufgefordert, die Therapieangebote und das daraus Erlernte näher darzustellen. Der Begriff Lernen wird hier nicht von der Interviewerin eingeführt, sondern Fred Landgraf hat in den vorherigen Ausführungen zur Rehabilitation selbst von Lernen gesprochen.

Im zweiten Teil des Subsegments skizziert Fred Landgraf seine Erfahrungen und die seiner Ehefrau in der Rehabilitation. Teil dieser Rehabilitation sei es gewesen, dass auch die Ehepartner*innen der Patient*innen über die Demenz¹² und damit einhergehende Aspekte aufgeklärt worden seien, z. B. über rechtliche Angelegenheiten, wie die Beantragung eines Pflegegrads. Zudem seien ihnen Strategien im Umgang mit ihren Angehörigen mit Demenz vermittelt worden. Darüber hinaus gebe es zahlreiche Therapieangebote, die die Patient*innen und ihre Angehörigen aktivierend unterstützen würden, mit der Demenz umzugehen – mit dem Ziel, diese Aktivitäten auch nach der Rehabilitation im häuslichen Umfeld weiter fortzuführen, wie z. B. Gespräche führen, Bewegung, Spiele und Musik. Herr Landgraf begründet mit dem Durchlaufen der Rehabilitation den Besuch in der Tagespflege, die er zum Zeitpunkt des Interviews besucht, um seine Ehefrau zu entlasten.

Die Sachverhaltsdarstellung in diesem Subsegment ist vornehmlich beschreibend und argumentativ: Fred Landgraf beschreibt die verschiedenen Therapieangebote in der Rehabilitation und begründet anschließend die Relevanz dieser. Auf formalsprachlicher Ebene ist auffällig, dass das Adverb „dann“ nicht als Rahmenschaltelement für die sequenzielle Abfolge des Prozessgeschehens steht, sondern vornehmlich der Aufzählung der Angebote und deren thematischer Inhalte dient. Zudem sind insgesamt 23 ein- bis dreisekündige Pausen erkennbar, die Hinweise sind für Erinnerungs- und Planungsphasen der weiteren Ausführungen. Des Weiteren kann festgestellt werden, dass Herr Landgraf anstelle einer passivischen Konstruktion der Sachverhaltsdarstellung häufig das Indefinitpronomen „man“ benutzt (Z. 412, Z. 420, Z. 422), um sich konkret auf das Personal in der Rehabilitationseinrichtung zu beziehen. Fred Landgraf benutzt weiter die Personalpronomen „wir“ (Z. 419, Z. 425, Z. 426) und „uns“ (Z. 420, Z. 422), um sein

¹² In Bezug auf die anderen Patient*innen in der Rehabilitation wird bewusst nur von Demenz (und nicht von Alzheimerdemenz) gesprochen, weil aus dem Interview nicht ersichtlich wird, welche diagnostizierte Demenzform sie haben. Wenn von Demenz gesprochen wird, wird Fred Landgraf inkludiert; wenn explizit Alzheimerdemenz im Rahmen der Rehabilitation benannt wird, konzentrieren sich die Ausführungen ausschließlich auf Herrn Landgraf.

kollektives Erleben (und das seiner Ehefrau) in der Rehabilitation zu verdeutlichen, welches er auf die Patient*innen und gegebenenfalls Angehörigen als signifikante Andere bezieht.

Herr Landgraf leitet ohne direkten Bezug auf die immanente Nachfrage erklärend ein, dass seine Ehefrau ihn in der Rehabilitation begleiten würde, da es dort („im Alzheimerzentrum“, Z. 407) kein Pflegepersonal gäbe. Hier lässt sich erneut festhalten, dass es sich um eine stationäre Rehabilitation handelt (Segment 15). Es wird angezweifelt, dass seine Ehefrau nur aus diesem Grund an der Rehabilitation teilnimmt, da sich einerseits kein Indiz im weiteren Material dafür finden lässt, dass Fred Landgraf zu dem Zeitpunkt in irgendeiner Art auf pflegerische Unterstützung angewiesen ist und andererseits die Beteiligung der Angehörigen als kollektiver Fallbezug zum Grundkonzept einer Rehabilitation für Menschen mit Demenz gehört, wie auch die weitere Beschreibung zeigt. Nachfolgend dimensionalisiert Fred Landgraf seine Erfahrungen der Rehabilitation in vier Bereichen:

- (1) Zunächst beschreibt er spezielle Angebote für Angehörige in der Rehabilitation, in denen sie über „mögliche Sachen aufgeklärt“ (Z. 411) würden, konkret bezogen auf rechtliche und bürokratische Angelegenheiten (z. B. „Pflegegrad beantragen“, Z. 412-413). In dieser ersten Dimension geht es um die an die Angehörigen adressierte Vermittlung von Fachwissen in Antizipation dessen, was auf die Familie aufgrund der Demenz eines Familienmitglieds zukommt.
- (2) Die zweite von Herrn Landgraf aufgemachte Dimension thematisiert den Umgang von Angehörigen als signifikante Andere mit möglichen Wutanfällen von Menschen mit Demenz als Symptom der Krankheit. Er rekonstruiert hier eine konkrete Frage („wie gehe ich mit Wutanfälle[n] um“, Z. 415), die eigentlich einen thematischen Baustein in der Rehabilitation darstellt. Im Rahmen einer Hintergrundkonstruktion wird die Frage zum Umgang mit Wutanfällen plausibilisiert und Fred Landgraf bezieht sich auf einen vorher dargelegten Sachverhalt („Suchen“ und das Durchleben der „Gefühlspalette“, Subsegment 18.1/1.1): Er würde wütend und ärgerlich werden, wenn er etwas sucht und die Dinge nicht an ihrem gewohnten Platz lägen. Es könne zu einer Steigerung der Wutanfälle kommen, die Herr Landgraf dann nicht mehr als „nur harmlos“ (Z. 416), sondern als „böartig“ (Z.417) bewertet. Fred Landgraf distanziert seine eigene Person jedoch von dieser als negativ beschriebenen Emotionalität, da er „ein friedlich, friedliebender Mensch“ (Z. 418) sei. Er fügt noch hinzu, dass es andere „Patienten“ (Z. 418) gebe, die so reagieren würden – er erweitert die böartigen Wutanfälle als eintretende Reaktionen noch damit, dass es bei anderen auch zu „verbalen Attacken“ (Z. 418-419) kommen könne. Auch hier ist eine hochgradige

Distanzierung Herrn Landgrafs erkennbar, denn er distanziert sich von dieser moralischen Kategorie. Es kann konstatiert werden, dass in dieser Dimension der Rehabilitationserfahrung prospektives interaktionsgeschichtliches Lernen und Identitätslernen evoziert werden, weil sowohl die Menschen mit Demenz als Patient*innen als auch ihre Angehörigen als signifikante Andere erlernen, sich auf die Verhaltensänderungen (hier Wutanfälle) durch die Krankheit einzustellen. Anschließend resümiert er knapp (Vorkoda), dass „sowas“ (Z. 419) in der Rehabilitation beigebracht werde (mit „sowas“ nimmt er konkret Bezug auf den Umgang mit ebendiesen Wutanfällen). Anschließend greift er weitere Therapieangebote aus der Rehabilitation auf.¹³

- (3) Die dritte Dimension umfasst die Alltagsebene, bei der es um das Neulernen in Bezug auf eine aktive Gestaltung des Alltags („Zeit sinnvoll gestalten“, Z. 420) geht, beispielsweise durch Musik, Spiele und Bewegung. Fred Landgraf nimmt an dieser Stelle eine Beobachterperspektive ein und bewertet in einem metakommunikativen Kommentar die anderen Patient*innen in der Rehabilitation als „recht fit“ (Z. 423). Damit distanziert er seine Person auf sprachlicher Ebene erneut von dem Kollektiv der Patient*innen.
- (4) Von besonderer Wichtigkeit seien zudem Gespräche, wobei nicht eindeutig klar wird, ob Herr Landgraf den Gesprächen selbst eine so besondere Wichtigkeit zuschreibt oder ob er diese Bewertung aus der Rehabilitation übernimmt und es demnach im Rahmen des Interviews reproduziert. In den Gesprächstherapien („Gesprächs äh äh therapie“, Z. 426: diesen Terminus übernimmt er sehr wahrscheinlich als fremde Kategorie) gehe es um den eigenen individuellen Umgang mit der Demenz und weiteren Strategien für Angehörige im Umgang mit Menschen mit Demenz.

Herr Landgraf begründet im Rahmen einer Konklusion, dass seine Ehefrau und er aufgrund des in der Rehabilitation Gelernten die zum Zeitpunkt des Interviews besuchte ambulante Tagespflege in Anspruch nehmen würden. Zur Detaillierung dessen rezitiert er einen wörtlichen Ratsschlag vermutlich vom Personal in der Rehabilitationseinrichtung, wobei auch von einem Bericht zweiter Ordnung gesprochen werden könnte: Ihnen wäre empfohlen worden, eine Tagespflege zu besuchen, damit die Angehörigen entlastet werden („um sich selbst Luft zu verschaffen“, Z. 430-431, und um „in Ruhe äh äh (..) Besorgungen machen oder was für sich tun oder oder“, Z. 432-433). Als weitere Begründung für den Rückgriff auf eine Tagespflege gibt er im Rahmen der Rekonstruktion wörtlicher Rede an, dass die Angehörigen sich sonst kontinuierlich um den*die Partner*in mit Demenz kümmern müssten, „weil man den meistens nicht mehr

¹³ Die weiteren dargelegten Therapieangebote entsprechen den Vorgaben an eine Rehabilitation für Menschen mit Demenz.

alleine lassen“ (Z. 434) könne. Dabei bezieht sich das Pronomen (Singular, Akkusativ) „den“ auf die zuvor angesprochenen „Partner“ (Z. 431). Auf der einen Seite bezieht Fred Landgraf sich hierbei auf alle Menschen mit Demenz (eingeschlossen der anderen Patient*innen), auf der anderen Seite aber auch auf seine eigene Situation, denn er benötigt ebenfalls von einem signifikanten Anderen (seine Ehefrau) geleistete Unterstützung im Alltag. Interessant ist an dieser Stelle, dass Herr Landgraf anstatt aus einer persönlichen Sicht auf einer allgemeinen Ebene ausschließlich die Empfehlung aus der Rehabilitation rezitiert, um seinen Besuch bei der Tagespflege zu begründen. Es kann vermutet werden, dass der Besuch in der Tagespflege jedoch nicht ausschließlich der Entlastung der Angehörigen dient, sondern insbesondere auch den Menschen mit Demenz, eingeschlossen Fred Landgraf, die Möglichkeit bietet, weiter am sozialen Leben teilzuhaben.¹⁴ Implizit wird dies an dieser Stelle auch deutlich, denn Herr Landgraf wechselt in einer prozessualen Lerndimension von einem institutionellen Ablauf- und Erwartungsmuster (Rehabilitation) zum nächsten (Tagespflege). In seinem Erleben hängen die Rehabilitation und die Tagespflege eng miteinander zusammen, wodurch die Wichtigkeit der Institutionen deutlich wird: Diese geben ihm Halt und sein Lernprozess als verwaltetes Lernen ist in hohem Maße durch diese beiden Institutionen bestimmt.

Er hält resümierend im Rahmen einer eindeutigen Koda fest: „Joa das war, das war so Stadt_6*“ (Z. 434-435) und es folgt eine viersekündige Pause, bevor Fred Landgraf die Thematik argumentativ weiterführt.

Insgesamt geht es in dem Subsegment um die theoretische Verarbeitung des institutionellen Ablauf- und Erwartungsmusters der Rehabilitation. Fred Landgraf und seine Ehefrau, die in die Rehabilitation aktiv einbezogen wird, eignen sich Wissen über die Alzheimerdemenz an und ihnen werden konkrete Handlungsstrategien und Aktivitäten vermittelt. Das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Rehabilitation kann demnach als zentraler Bearbeitungsmechanismus der Verlaufskurve aufgrund der Fremdbestimmung durch die Alzheimerdemenz identifiziert werden.

Interessant ist, dass Herr Landgraf diese kollektiven Lernerfahrungen auf zwei verschiedene Arten begreift: einerseits als Teil des Kollektivs aller Patient*innen mit Demenz und deren signifikanten Anderen und andererseits im familiären bzw. partnerschaftlichen Kollektiv (Fred Landgraf und seine Ehefrau). Dadurch ist die Demenz als Krankheit nicht nur ein individueller,

¹⁴ Die Freizeit- und Beschäftigungsprogramme in der Tagespflege reichen wie in der Rehabilitation von Gymnastik, Gedächtnistraining, gemeinsames Zeitunglesen über Kochen, Spielen, Singen bis hin zu Spaziergängen und Ausflügen.

sondern ein kollektiver Fall – auch wenn sie in den medizinischen Kategorien gesund – krank nur ein Individuum betrifft: Signifikante Andere sind von der Demenz eines*er Einzelnen ebenfalls betroffen, da sie sich auch mit ihr auseinandersetzen und im familiären und partnerschaftlichen Umgang Handlungsstrategien und Umgangsformen entwickeln müssen. Dadurch bilden sie in gewisser Weise eine Schicksalsgemeinschaft. In diesem Kontext kann von drei verschiedenen Formen von Schicksalsgemeinschaften gesprochen werden, die alle mittelbar oder unmittelbar von dem existenziellen Ausnahmezustand der lebensbedrohlichen Demenz betroffen sind: (1) Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen als signifikante Andere, (2) das Kollektiv aller Menschen mit Demenz und (3) das Kollektiv aller Angehörigen von Menschen mit Demenz, die auch in der Rehabilitation als Gemeinschaft adressiert werden.

Subsegment 19.2/2.2: Gemeinschaftlich geteiltes Erleben von Angst vor vollständiger Handlungsunfähigkeit (Z. 437-456)

Nach einer viersekündigen Pause führt Fred Landgraf den Sachverhalt argumentativ weiter und schließt damit unmittelbar das vorherige Subsegment und die dort angesprochenen Lernerfahrungen in der Rehabilitation an, wodurch das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Rehabilitation als zentraler Bearbeitungsmechanismus der Verlaufskurve hier beendet wird. Herr Landgraf vollzieht eine Erweiterung der Lernerfahrungen und es deutet sich ein Lernprozess im Rahmen des Interviews an. Er bringt hier zum Ausdruck, dass besonders die „Gemeinschaft“ (Z. 437) und die Angst vor einer schweren und langwierigen Krankheit (sein „Lieblingsthema“, Z. 443) im Vordergrund stünden.

Die Sachverhaltsdarstellung ist argumentativ. Insgesamt sind die 22 ein- bis dreisekündige Pausen (exklusive der viersekündigen Pause zu Beginn des Subsegments) und die unvollständigen bzw. angefangenen Sätze besonders auffällig. Diese sind Indikatoren für Erinnerungs-, Planungs- und Reflexionsphasen, um den Erkenntnisprozess im Interview zu vollziehen. Zudem können diese Pausen und unvollständigen Sätze auch Hinweise darauf sein, dass hier ein problematischer Punkt als heikle und vermeintlich tabuisierte Thematik angesprochen wird: Die „Angst vor dem Siechtum“ (Z. 444).

Fred Landgraf hat im vorherigen Subsegment die (Lern)Erfahrungen in der Rehabilitation eindeutig mit einer Koda beendet. Durch die viersekündige Pause, in der Herr Landgraf sehr wahrscheinlich über die Thematik nachdenkt, wird ihm noch eine fünfte Dimension seiner Erfahrungen in der Rehabilitation bewusst, wodurch er einen wichtigen Erkenntnisprozess während

des Interviews preisgibt: Die Gemeinschaft hätte einen besonders hohen Stellenwert, die „man nicht unterschätzen“ (Z. 437-438) dürfe. Das Indefinitpronomen „man“ kann an dieser Stelle einerseits durch die Allgemeinheit (im Sinne von irgendjemand) ersetzt werden, bezieht sich andererseits aber auch ganz konkret auf seine eigene Person. Damit macht er deutlich, dass Gemeinschaft zunächst einmal für ihn selbst sehr wichtig ist. In einem metakommunikativen Kommentar begründet er dann die Wichtigkeit der Gemeinschaft in einem anderen Kontext: „richtige Patienten“ (Z. 438) seien ohne ihre Angehörigen „aufgeschmissen“ (Z. 441), weil bei ihnen die geistigen Abbauprozesse zu weit fortgeschritten seien. Fred Landgraf konstruiert erneut eine Differenz zwischen sich und den „richtigen Patienten“, mit denen er die Rehabilitation gemeinsam durchläuft. Er distanziert sich an dieser Stelle durch den sprachlichen Markierer „geistig äh (.) waren sie aufgeschmissen“ (Z. 440-441).¹⁵ Durch diesen metakommunikativen Kommentar wird deutlich, dass es sich bei der Gemeinschaft um die fünfte Dimension seiner Rehabilitationserfahrungen handelt, die auch für die anderen Therapieangebote von besonderer Wichtigkeit ist. Es kann konstatiert werden, dass Herr Landgraf sonst nicht explizit von Gemeinschaft spricht, sondern lediglich von „Gesprächs äh äh therapie“ (Z. 426) und „miteinander (...) reden“ (Z. 442). Er verwendet an dieser Stelle das erste Mal den Begriff der Gemeinschaft, der von Fred Landgraf vermutlich aus der Rehabilitation als fremde Kategorie übernommen wurde, möglicherweise als ein Ergebnis eines Interaktions- und Aushandlungsprozesses. Dadurch wird ein Erkenntnisprozess im Interview angedeutet.

Anschließend nimmt er erneut Bezug auf die vierte Dimension seiner Rehabilitationserfahrungen (Gespräche) und führt dieses Beispiel für ein Therapieangebot weiter. Es werde „immer wieder animiert“ (Z. 441-442), „miteinander zu reden“ (Z. 442). Durch das erneute Ansprechen des Therapieangebots und der damit implizierten Wichtigkeit von Gesprächen kommt Fred Landgraf auf einen weiteren zentralen Aspekt im Rahmen einer Beschreibung zu sprechen, den er mit dem sprachlichen Indikator „Oder“ (Z. 442) einleitet: Sein „Lieblingsthema“ (Z. 443) sei die Angst vor einer schweren und langwierigen Krankheit („Angst vor dem Siechtum“¹⁶, Z. 444). Der höhersymbolische Begriff „Lieblingsthema“ (Z. 443) ist dabei ein eigentlich positiv konnotierter Begriff, der von Herrn Landgraf in einer euphemistischen Weise verwendet wird und damit eine Form der Distanzierung darstellt. In einer eingelagerten Konstruktion beschreibt er dann detailliert diese „Angst vor dem Siechtum“ (Z. 444), also seinen inneren Zustand. Es

¹⁵ Hier lässt sich eine Dissonanz zu den weiteren Ausführungen im Interview finden, denn Fred Landgraf spricht zu einem späteren Zeitpunkt von auftretenden Alzheimerschüben, bei denen er auf die kontinuierliche Unterstützung seiner Ehefrau angewiesen sei (Segment 32/15).

¹⁶ Siechtum bedeutet „das Leiden an einer schweren, langwierigen Krankheit, Hinfälligkeit durch schwere, langwierige Krankheit oder Alter“ und leitet sich etymologisch von dem Adjektiv siech ab: „krank, hinfällig, schwer leidend (ohne Besserungsaussichten)“ (DWDS 2022).

ist besonders auffällig, dass auf formalsprachlicher Ebene keine Gefühlslagen erkennbar sind und Fred Landgraf von der Angst sachlich und verallgemeinernd spricht – als ob er Wissen aus der Rehabilitation reproduziert: Man würde wissen, dass „das“ (Z. 448) (das Siechtum) kommen werde, ausgelöst durch das Versagen der Organe oder „wenn da nichts mehr ist“ (Z. 445-446), sodass eine kontinuierliche Pflege und Unterstützung notwendig werde. Durch die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ verallgemeinert Herr Landgraf dieses Wissen um das Eintreten der Symptome. An dieser Stelle wird die Mehrdimensionalität seiner Angst deutlich: Einerseits hat er Angst davor, dass die Alzheimerdemenz sehr langwierig ist und die Symptome weiter fortschreiten, denn er merkt an, dass er zum Zeitpunkt des Interviews schon Abbauprozesse an den Organen hat (erste Dimension der Angst). Andererseits spielt hier auch die Angst vor dem Verlust der Selbstständigkeit und der damit einhergehenden Abhängigkeit von signifikanten Anderen eine große Rolle (zweite Dimension der Angst). In Bezug auf das vorherige Subsegment könnte auch noch eine dritte Dimension der Angst markiert werden: Die Sorge um seine Ehefrau, die durch die Pflege und Unterstützung belastet werde.

Er betont anschließend, dass er diese Angst auch zugeben könne. Es ist anzunehmen, dass das Thema für ihn stark verbunden ist mit den Rehabilitationserfahrungen und der dortigen Gemeinschaft. Die anderen Patient*innen und ihre Angehörigen hätten es ihm einerseits durch gemeinsame Gespräche, andererseits durch seine Beobachtung ermöglicht, die Ängste offen zu verbalisieren – und das nicht nur im Rahmen der gesprächsorientierten Therapieangebote, sondern auch während des Interviews.

Daraufhin nimmt er direkt wieder eine neutrale Perspektive ein und spricht auf die Allgemeinheit gerichtet davon, dass man wisse, wann („in welchem Zeitabschnitt“, Z. 447-448) – also in welchem Stadium der Alzheimerdemenz¹⁷ – das Siechtum kommen könne. Er fügt ergänzend hinzu, dass das vermeintliche Siechtum individuell unterschiedlich sein könne, bricht dann aber den Satz ab, wodurch die eingelagerte Konstruktion beendet wird.

Fred Landgraf kommt zum Beschreibungsschema in Form einer Vorkoda zurück (Z. 449), indem er resümiert, dass diese Thematik auch in der Rehabilitation besprochen werde. Um zu plausibilisieren, in welchem Rahmen das Thema der Angst besprochen wird (hier greift der Zugzwang der Detaillierung, weshalb Herr Landgraf die Vorkoda nicht annimmt), legt er dar, dass dieses „in ner Diskussionsrunde und so weiter“ (Z. 452) thematisiert worden sei – mit „und so weiter“ (Z. 452) sind vermutlich allgemein die gesprächsorientierten Therapieangebote

¹⁷ Laut der Stadieneinteilung der Alzheimerdemenz nehmen bei Menschen mit Alzheimer in dem theoretisch festgesetzten dritten Stadium (schwere Demenz) der hochgradige geistige Abbau und die körperlichen Symptome zu, sodass eine selbstständige Lebensführung nicht mehr möglich ist und Menschen mit Alzheimer kontinuierlich auf fremde Hilfe angewiesen sind (Adler 2011: 18).

gemeint. Er führt in Bezug auf die anderen Patient*innen in der Rehabilitation aus, dass einige das Thema der Angst „weit von sich“ (Z. 452) weisen würden und andere aber, genauso wie Fred Landgraf, zugeben würden, dass sie Angst vor dem Siechtum hätten.

Als Argument für seine Angst – und auch die Angst der anderen aus der Rehabilitation – fügt er hinzu, dass „alles andere [...] ne Einschneidung (.) der Lebensqualität“ (Z. 454-455) sei. Mit „alles andere“ (Z. 454) nimmt er konkreten Bezug auf die langwierige und schwerwiegende Krankheit (das Siechtum). Auch an dieser Stelle sind zwei Aspekte besonders interessant:

- (1) Den höhersymbolischen Begriff der Lebensqualität hat er sehr wahrscheinlich ebenfalls aus dem in der Rehabilitation Erlernten übernommen. Dafür spricht, dass er in diesem Subsegment noch von seinen (Lern)Erfahrungen im Rahmen der Therapieangebote der Rehabilitation spricht und, dass er erstmalig diesen Begriff als Differenzkategorie für seine Angst verwendet.
- (2) Der andere interessante Aspekt ist, dass er mit Bezug auf die Gemeinschaft nicht nur seine eigene Lebensqualität hierbei fokussiert, sondern auch die seiner Ehefrau, die sich bei Eintreten des Siechtums um ihn kümmern wird. Fred Landgraf betont diese Bewertung noch mit dem Ausspruch „ohne Frage, ohne Zweifel“ (Z. 455), womit er nochmal die besondere Wichtigkeit der Lebensqualität hervorheben möchte.

Abschließend resümiert er, dass die beschriebene Angst eine Sache sei, „die man nicht gerne hat“ (Z. 455-456). Auch wenn er diese Aussage durch die erneute Verwendung des Indefinitpronomens verallgemeinert, bezieht sich diese Aussage ganz konkret auch auf ihn selbst als Person. Zusätzlich schließt er die Gemeinschaft in allen drei genannten Dimensionen mit ein. Auf formaler Ebene wird die Gestalt der Sachverhaltsdarstellung an dieser Stelle nicht vollständig geschlossen, wodurch deutlich wird, dass sich Herr Landgraf im Interview noch im Erkenntnis- und Lernprozess befindet. Als Konklusion kann in diesem Subsegment Fred Landgrafs Erkenntnis festgehalten werden, dass eine langwierige und schwerwiegende Krankheit (in seinem Fall die Alzheimerdemenz) die Lebensqualität verringert.

Nach einer dreisekündigen Pause schließt Fred Landgraf seine Antwort auf die immanente Nachfrage damit, dass die angesprochenen Themen (dimensionalisiert in fünf Erfahrungsbereiche) in Stadt_6*, in der die Rehabilitation stattgefunden hat, behandelt wurden.

In diesem Subsegment geht es weiterhin um die theoretische Verarbeitung des Gelernten in der Rehabilitation als institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster. Es kann unter Vorwegnahme der weiteren Argumentation (Segment 21/4) festgehalten werden, dass er in diesem Reflexions-

und Erkenntnisprozess (das Siechtum schneidet die Lebensqualität ein) während des autobiographisch-narrativen Interviews ein Argument vorbereitet und aufbaut, um seine Freitodplanung als biographisches Handlungsschema zu relativieren.

Segment 20/3: Angst als Reflexionsanlass und Planung aktiver Sterbehilfe als biographisches Handlungsschema (Z. 457-495)

Das Segment 20/3 ist in zwei Teile aufgegliedert: Der erste Teil stellt eine von der Interviewerin gestellte immanente Nachfrage zum Umgang mit Ängsten dar, wobei konkret auf die „Angst vor dem Siechtum“ (Z. 444) abgezielt wird. Der zweite Teil beinhaltet Fred Landgrafs diesbezügliche Schilderungen, indem er den Reflexions- und Entscheidungsprozess darstellt, welche Vorsorgemaßnahmen er getroffen habe, wenn das Siechtum zu weit fortgeschritten sei. Neben einer Patientenverfügung, in der sein Wille festgehalten sei, möchte Herr Landgraf bei zu starken Beeinträchtigungen vermeintlich in der Schweiz seinen Freitod begehen.

Die Sachverhaltsdarstellung ist vornehmlich argumentativ (sprachlicher Indikator „also“), die mit einigen Belegerzählungen untermauert wird. Formalsprachlich auffällig sind die insgesamt 32 Sprechpausen zwischen einer bis sieben Sekunden, die Verwendung der Partikel „Ähm“ (Z. 461, Z. 464, Z. 467) und „Äh“ (Z. 458, Z. 464, Z. 471, Z. 474, Z. 477, Z. 478, Z. 485, Z. 486, Z. 491, Z. 493) sowie das Stottern von Herrn Landgraf. Diese können als Indikatoren für Erinnerungs-, Planungs- und Reflexionsphasen, um den Erkenntnisprozess im Interview zu vollziehen, angesehen werden. Sie geben aber auch Hinweise darauf, dass der Biographieträger das für sich heikle Thema der „Angst vor dem Siechtum“ (Z. 444) weiterführt und diese Angst im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews durchlebt. Zudem rekonstruiert Fred Landgraf in dem Segment sechs Mal wörtliche Rede und benutzt anstelle einer passivischen Konstruktion der Sachverhaltsdarstellung das Indefinitpronomen „man“ (Z. 461, Z. 467, Z. 468, Z. 474, Z. 477, Z. 483, Z. 487), um einerseits das partnerschaftliche Erleben von sich und seiner Ehefrau zu verdeutlichen und andererseits sich als Teil des Kollektivs aller Menschen mit einer Alzheimerdemenz zu präsentieren.

Nach der immanenten Nachfrage denkt Fred Landgraf erst einmal nach (viersekündige Pause), bevor er eine Antwort gibt. Der Umgang mit Ängsten sei sehr unterschiedlich und situationsbezogen, woraufhin er zur Konkretisierung ein Beispiel anführen möchte. Es folgt jedoch eine siebensekündige Pause, die auf den Planungsprozess des angekündigten Beispiels verweist. Er rekuriert auf Schlafprobleme und damit zusammenhängende Gedanken, die er während des

nicht schlafen Könnens habe: Er denke über mögliche potenziell eintretende Beeinträchtigungen aufgrund der fortschreitenden Alzheimerdemenz nach, die bei ihm Ängste auslösen. Es findet ein Entfremdungsmoment auf formalsprachlicher Ebene statt, denn Herr Landgraf verwendet das Indefinitpronomen „man“ (Z. 461), obwohl die aufgezeigte Situation ganz konkret auf ihn selbst bezogen ist. Vermutlich möchte er hiermit seine Ehefrau mit einbeziehen, die ebenfalls von seinen Schlafproblemen (zumindest indirekt) betroffen ist. Im folgenden Satz wechselt er dann wieder die Perspektive und rekonstruiert seine situationsbezogenen Gedanken als wörtliche Rede („ach Gott, was ist, wenn ich das und das nich mehr kann“, Z. 463). Auffällig ist hierbei, dass er sich in diesem Zuge räuspern muss, wodurch die empfundene Schwere der Thematik deutlich wird. Das Beispiel schließend hält der Biographieträger fest, dass solche Gedanken zum Auftreten der Ängste führen würden, die sich mit Bezug auf die immanente Nachfrage konkret auf das Siechtum beziehen. Demnach stellt der Markierer „dann“ kein Rahmenschaltelement dar, sondern zeigt auch ein Ursache-Wirkungs-Schema auf („Das sind so die die äh äh Gedanken und ähm dann komm dann kommen die Ängste“, Z. 463-464).

Diese Konklusion nimmt Fred Landgraf selbst nicht an und wiederholt nachfolgend erneut den vorherigen Ausspruch. Er verdichtet die Belegerzählung durch eine erneute Rekonstruktion seiner Gedanken, die er sich vermutlich selbst in der beschriebenen Situation stellt: „oh ich kann das dann nicht mehr. Jetzt kann ich es noch, aber was ist, wenn ich es nich mehr kann“ (Z. 466-467). Die Gedanken, die sich Herr Landgraf mache, würden in der Konsequenz dazu führen, dass „man so schlecht mit umgehen“ (Z. 468) könne; er inkludiert erneut seine Ehefrau: Er und seine Ehefrau scheinen mit solchen Ängsten nicht gut umgehen zu können. Nachfolgend ist der Erfahrungsbezug wieder konkret auf Fred Landgraf gerichtet, denn er müsse „es schaffen bevor dieses ganze Problem auftaucht“ (Z. 469). Er greift hier der nachfolgenden Erläuterungen vorweg, und ergänzt dann direkt, dass es sich um das Siechtum handelt. Zur Veranschaulichung des Siechtums als seine größte Angst werden zwei Beispiele angeführt („du kannst deine Hand nicht mehr bewegen, du kannst dir nicht mehr die Nase putzen.“ (Z. 470-471), um zu seiner Umgangsstrategie überzuleiten: Er müsse vorsorgen, falls dieses Siechtum wie beschrieben eintritt. Was Fred Landgraf mit Vorsorge meint, wird im nachfolgenden Satz ersichtlich: „das is die Schweiz“ (Z. 472). Nach einer fünfsekündigen Reflexionspause, die die Schwere der Thematik symbolisiert, expliziert er seine Intention durch die Nennung des Landes Schweiz. Er möchte dem vermeintlich bevorstehenden Prozess des Siechtums „ein Ende setzen“ (Z. 474) und er wiederholt, dass „man“ (Z. 474) in folgedessen in die Schweiz kommen müsse. Diese

Aussage lässt die Assoziation aufkommen, dass Herr Landgraf von aktiver Sterbehilfe spricht.¹⁸ Diese Vermutung verdichtet sich durch die weiteren Ausführungen, wenngleich der Biographieträger als auch die Interviewerin die direkte Nennung dessen vermeiden.

Nach einer weiteren zweisekündigen Planungsphase in Form einer Sprechpause stellt Fred Landgraf heraus, dass er „ganz offen“ (Z 475) damit umgehen würde. In Kontrast dazu steht jedoch, dass er nicht von Begriffen wie Freitod oder aktiver Sterbehilfe spricht. Er betont zweimal, dass er das Erleiden des Siechtums nicht erleben möchte („Ich will das nicht. Ich will nicht“, Z. 475) und wechselt anschließend von seinem individuellen zum gemeinschaftlichen Erfahrungsbezug, denn es ginge auch um seine Ehefrau als signifikante Andere und ebenfalls Erleidende der gegebenen Umstände. Er argumentiert, dass es für seine Ehefrau belastend sei, wenn sie Herrn Landgrafs Pflege übernehme. Gleichzeitig lehne er aber auch „fremde Pflegerinnen“ (Z. 478) ab. Er hält noch einmal seinen diesbezüglichen Standpunkt fest und betont, dass es seine Entscheidung sei, wie im Falle des eintretenden Siechtums und der damit zusammenhängenden angewiesenen Pflege umgegangen werden solle.

Im Rahmen einer argumentativen Passage mit Rekonstruktion wörtlicher Rede als Selbstgespräch – einerseits als Reflexionsprozess im Rahmen des Interviews, andererseits um seine verbalisierten Überlegungen für die Interviewerin nachvollziehbar zu machen – ventiliert der Biographieträger die tages- und situationsspezifisch eintretenden kognitiven Beeinträchtigungen, die auf seine Vorsorgeplanung einwirken („Das das hab ich jetzt in dieser Situation, denke ich das. Oh Gott, ich kann nicht mehr. Jetzt geht’s noch, aber was ist wenn. (.). Aber das kann vierundzwanzig Stunden später, wenn die Situation vorbei ist, ganz anders sein. (..)“, Z. 480-482). Worauf er sich hier genau bezieht, wird in Segment 32/15 deutlich, in dem Fred Landgraf von seinen Alzheimerschüben spricht. Er müsse dann „dreimal überlegen“ (Z. 482-483), ob er tatsächlich eine aktive Sterbehilfe in der Schweiz in Anspruch nehmen solle. Konträr zu seiner vorherigen verbalisierten Entscheidung, zeigt sich an dieser Stelle seine ambivalente

¹⁸ In der Schweiz ist aktive Sterbehilfe bzw. die ärztliche Freitodbegleitung nicht strafbar (fowid 2016). Laut der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMW) kann ein*e Arzt*Ärztin aufgrund eines persönlich verantworteten Entscheides Sterbehilfe leisten, wenn nach sorgfältiger Information und Abklärung ein selbstbestimmter Wunsch danach bestehen bleibt (SAMW 2019: 26). Dafür müssen die folgenden Bedingungen gleichzeitig erfüllt sein, wobei die Prüfung und Dokumentation seitens des*der begleitenden Arzt*Ärztin zentral ist und eine unabhängige Drittperson dies bestätigen muss: Der*Die Sterbewillige muss urteilsfähig sein (SAMW 2013: 84). „Falls eine psychische Krankheit, eine Demenz oder ein anderer Zustand vorliegt, der häufig mit fehlender Urteilsfähigkeit verbunden ist, wurde die Urteilsfähigkeit durch einen entsprechenden Facharzt evaluiert.“ (SAMW 2019: 26) Des Weiteren muss der Wunsch nach einem Freitod dauerhaft und ohne äußeren Druck (bspw. problematisches Abhängigkeitsverhältnis) entstanden sein, und die Krankheitssymptome und/oder Funktionsbeeinträchtigungen müssen die „Ursache unerträglichen Leidens“ (SAMW 2019: 26) darstellen. Auch müssen medizinisch indizierte therapeutische Optionen sowie andere Hilfs- und Unterstützungsangebote erfolglos geblieben sein oder von dem*der Sterbewilligen als unzumutbar abgelehnt werden. Darüber hinaus muss der*die Sterbewillige die Handlung des letzten Aktes, der zum Tod führt, selbst übernehmen (SAMW 2019: 27).

Einstellung („man is so hin und her gerissen“, Z. 483); auch, weil er erneut durch die Verwendung des Indefinitpronomens „man“ seine Ehefrau mit einschließt. Die Entscheidung obliegt nicht ihm allein, sondern wird im partnerschaftlichen Erleben getroffen. Durch das nachfolgende Stottern und einen Satzabbruch verdichtet sich die Lesart, dass er sich trotz vorheriger Verbalisierung noch nicht so entschieden hat den Freitod auszuführen. Zudem wird dadurch vorerst das Thema der Planung seines Freitodes beenden.

Auffällig ist, dass der Biographieträger den Umgang mit den beschriebenen Gedanken und mit seiner vermeintlich getroffenen Vorsorge sachlich, pragmatisch und lösungsorientiert darstellt. Es werden so gut wie keine Emotionen miterzählt und er kapselt sich auf formalsprachlicher Ebene von dem Sachverhalt ab. Diesen sprachlich-geistigen Reflexionsprozess im lebensgeschichtlichen Interview führt er nachfolgend weiter und präzisiert immer detaillierter seine Auseinandersetzung mit dem Siechtum aufgrund der Alzheimerdemenz und seiner geplanten Vorsorgestrategie.

Die vorher skizzierte Ambivalenz zeigt sich auch im nachfolgenden Beispiel der Patientenverfügung. Er erläutert zunächst, dass er und seine Ehefrau eine Patientenverfügung hätten und dass bei ihm beispielsweise darinstehe, dass er „keine Magensonde und so ne Sachen haben möchte“ (Z. 486). Interpretationsbedürftig ist, was Fred Landgraf mit „so ne Sachen“ meint: vermutlich sind lebenserhaltende und -verlängernde Maßnahmen gemeint, denn diese sind fester Bestandteil einer Patientenverfügung. Nachfolgend zeigt sich aber erneut die Gedankenspirale in Bezug auf seinen Willen, wie bei der Planung der aktiven Sterbehilfe. Er und seine Ehefrau (erneute Verwendung von „man“, Z. 487) würden sich in einem Abwägungsprozess befinden, ob die getroffenen Vorsorgemaßnahmen „eigentlich richtig“ (Z. 487-488) seien. Der Aushandlungsprozess wird verdichtet durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede („Aber das is das is ja alles ganz schrecklich für uns. Nein, mach es nicht. Also bleibt‘ s dabei.“, Z. 489). Es bleibt interpretationsoffen, ob es sich hierbei um ein Selbstgespräch bzw. Herrn Landgrafs Gedanken handelt oder um einen Dialog mit seiner Ehefrau. Jedoch kann die Entscheidung „also bleibt‘ s dabei“ (Z. 489) angezweifelt werden, denn im folgenden Segment 21/4 lässt sich das Indiz finden, dass seine Ehefrau und er sich zum Zeitpunkt des Interviews noch immer im Abwägungsprozess befinden – zumindest bezüglich seiner Freitodplanung.

Nach einer zweisekündigen Erinnerungs- und Planungsphase kommt Fred Landgraf zurück zur Patientenverfügung und führt aus, dass er nur bestimmte Maßnahmen („Flüssigkeits äh zufuhr“, Z. 493), aber keine lebensverlängernden Maßnahmen („Magensonde, äh künstliche

Ernährung“, Z. 491) haben möchte. Die Ergänzung „und sowas“ (Z. 493) könnte in diesem Zusammenhang auf eine mögliche Palliativversorgung¹⁹ hindeuten.

Der Biographieträger beendet seine Ausführungen und die Antwort auf die Frage nach dem Umgang mit Ängsten mit der Koda, dass das seine Antwort gewesen sei („so in der Art. (...) Ja.“, Z. 495).

Der sich im Interview vollziehende Lern- und Erkenntnisprozess geht bis zum Ende des Interviews weiter, wofür weiterhin die Interaktionssituation in der Quasi-Öffentlichkeit eine zentrale Rolle einnimmt. Fred Landgrafs Angst in Bezug auf das vermeintlich eintretende Siechtum steht im Vordergrund und bietet einen Reflexionsanlass. Im Rahmen dieser theoretischen Verarbeitung kann sein biographisches Handlungsschema der Freitodplanung aufgrund der Fremdbestimmung durch die Alzheimerdemenz identifiziert werden. Es zeigt sich jedoch seine ambivalente Auseinandersetzung mit den geplanten Vorsorgemaßnahmen, sodass er sich vermutlich noch während des Interviews in einem Entscheidungsprozess befindet. Nachfolgend (Segment 21/4) baut Herr Landgraf ein Argument auf, um die Planung seines Freitodes als biographisches Handlungsschema zu relativieren.

Segment 21/4: argumentative Relativierung der Freitodplanung in Interaktion mit seiner Ehefrau (Z. 496-512)

Das Segment 21/4 ist in zwei Teile untergliedert: Zunächst folgt an das vorher Geschilderte eine immanente Nachfrage zur möglichen Freitodplanung. Der zweite Teil umfasst Fred Landgrafs Antwort auf die Frage: Er und seine Ehefrau hätten sich über das Vorgehen einer aktiven Sterbehilfe informiert. Im Rahmen eines Beispiels stellt Herr Landgraf kurz die Situation eines Freundes dar, um zu seinen eigenen Überlegungen und dem Zeitpunkt der aktiven Entscheidung überzuleiten.

Die Sachverhaltsdarstellung ist vornehmlich argumentativ, induziert durch die immanente Nachfrage, die zu einer Begründung auffordert. Formalsprachlich auffällig sind die 10 Sprechpausen zwischen einer bis drei Sekunden sowie Herrn Landgrafs Stottern. Zudem verwendet der Biographieträger mehrfach den Partikel „äh“ (Z. 501, Z. 502, Z. 506, Z. 507, Z. 508, Z.

¹⁹ Palliativversorgung, Palliative Care genannt, wird von der WHO definiert als ein „Ansatz zur Verbesserung der Lebensqualität von Patienten und ihren Familien, die mit Problemen konfrontiert sind, welche mit einer lebensbedrohlichen Erkrankung einhergehen. Dies geschieht durch Vorbeugen und Lindern von Leiden durch frühzeitige Erkennung, sorgfältige Einschätzung und Behandlung von Schmerzen sowie anderen Problemen körperlicher, psychosozialer und spiritueller Art.“ (WHO 2002: 1) Teilbereiche des Grundkonzepts stellen die Palliativmedizin (ärztlicher Anteil), die Palliativpflege und die Hospizarbeit dar (Zieschang et al. 2012: 50).

512). Diese formalsprachlichen Auffälligkeiten geben weiterhin Hinweise darauf, dass der Biographieträger das für sich heikle Thema der „Angst vor dem Siechtum“ (Z. 444) sowie der Freitodplanung weiterführt und diese im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews durchlebt. Zudem nutzt Fred Landgraf anstelle einer passivischen Konstruktion der Sachverhaltsdarstellung mehrfach das Indefinitpronomen „man“ (Z. 502, Z. 504, Z. 507, Z. 509, Z. 510), um einerseits das partnerschaftliche Erleben und den Aushandlungsprozess von sich und seiner Ehefrau zu verdeutlichen, andererseits um sich im Kollektiv aller Menschen, die über einen Freitod nachdenken, zu begreifen. Das Segment schließt mit einer weiteren angefangenen Argumentation, die dann durch eine Koda sowie eine neunsekündige Sprechpause beendet wird („Aber äh (..) ja (9).“, Z. 512).

Die Interviewerin wartet zunächst ab, ob Herr Landgraf noch etwas zu der Thematik in Segment 20/3 ergänzen möchte, da er den vorherigen Satz abgebrochen hat („so in der Art. (...) Ja.“, Z. 495). Zudem wird abgewogen, ob eine Nachfrage dazu gestellt werden kann, da es sich um ein heikles und emotional belastendes Thema handelt. Da aber Fred Landgraf dieses Thema der Vorsorge und Freitodplanung von selbst angesprochen hat und sein pragmatisches Erzählen sowie sein Verhalten inkl. Mimik, Gestik und Stimmfarbe nicht andeuten lassen, dass dies ein sehr unangenehmes Thema ist, wird die immanente Frage in Bezug auf seine individuelle, aber auch auf die gemeinschaftliche Entscheidung der aktiven Sterbehilfe in der Schweiz gestellt. Damit bezieht die Interviewerin seine Ehefrau mit ein, die Fred Landgraf im gesamten lebensgeschichtlichen Interview als Ereignisträgerin markiert.

Der Biographieträger stellt direkt heraus, dass sein Freitod fest geplant sei („Das ist, das ist fest geplant“, Z. 499). Anschließend stottert Fred Landgraf bzw. führt er die Sätze über eine längere Passage nicht zu Ende (Z. 499-505), wodurch das Geschilderte interpretationsbedürftig wird: Seine Ehefrau wisse von seiner Vorsorgeplanung („meine Frau weiß das auch“, Z. 499, „sie weiß es“, Z. 502) und sie hätten sich über die ärztliche Freitodbegleitung in der Schweiz informiert, wenngleich die Vermutung aufkommt, dass sie damit nicht einverstanden ist („nur sie wird es nicht“, Z. 501); der Satz wird abgebrochen. Möglicherweise versteht sie aber auch seine Intension unter den gegebenen Umständen der Alzheimerdemenz und befürwortet daher seine Entscheidung, möchte jedoch diesen endgültigen Schritt nicht mit ihm planen und durchführen. Des Weiteren zeigt der Biographieträger nach einer dreisekündigen Pause als Planungs- und Reflexionsphase den Abwägungsprozess auf, den er gemeinschaftlich mit seiner Ehefrau durchleben würde: Auf der einen Seite werde seine Ehefrau „jemand“ (Z. 504) verlieren, wodurch sich Fred Landgrafs Sorge um seine signifikante Andere zeigt. Es zeigt sich formalsprachlich

eine Distanzierung von der eigenen Person. Auf der anderen Seite seien aber die alzheimerbezogenen Beeinträchtigungen „so schlimm“ (Z. 504), dass der Freitod einem weiter fortschreitenden Siechtum vorbeugen würde. Es folgt eine Hintergrundkonstruktion, die wahrscheinlich das Darlegen seines eigenen Entscheidungsprozesses untermauern und zur Plausibilisierung beitragen soll. Das Beispiel bezieht sich auf einen Bekannten, bei dem die Entscheidung zur Handlung anstehen würde, weil es sonst zu spät zu sein scheint („der muss sich jetzt entscheiden, sonst kann er nicht mehr in die Schweiz kommen, Z. 506-507). Sehr wahrscheinlich bezieht sich der Ausspruch auf die ärztliche Freitodbegleitung, denn aufgrund der rechtlichen Rahmenbedingungen der ärztlichen Freitodbegleitung in der Schweiz muss der Sterbewillige noch urteilsfähig sein (Segment 20/3). Der Aufbau seines Arguments für seinen Freitod durch die Hintergrundkonstruktion mündet nachfolgend in seiner vermeintlichen Entscheidungsfindung, obwohl sich hier ein Entfremdungsmoment („man“, Z. 507, Z. 509, Z. 510) identifizieren lässt. Es müsse dieser „gewisse Zeitpunkt“ (Z. 509) gefunden werden, in dem einerseits noch selbstbestimmt und selbstständig gehandelt werden könne („noch ne gewisse Selbstständigkeit hat, dass man auch die Hand heben kann“, Z. 509-510), andererseits aber die Beeinträchtigungen schon sehr weit fortgeschritten seien, um die Planung in die Tat umsetzen zu können. Dies hätte Fred Landgraf auch mit seiner Ehefrau besprochen, wengleich sich durch die Verwendung des Partikels „eigentlich“ (Z. 508) zeigt, dass eine endgültige gemeinschaftliche Entscheidung noch nicht getroffen ist. Er hält konkludierend fest, dass beim Eintreten der genannten Faktoren der Zeitpunkt gekommen sei, an dem er die aktive Sterbehilfe vermeintlich umsetzen möchte („dann is es, wird es Zeit“, Z. 512).

Herr Landgraf beendet die theoretische Verarbeitung des Abwägungsprozesses mit dem Beginn einer weiteren Argumentation, führt diese nach einer zweisekündigen Pause aber nicht weiter. Anschließend wird das Segment mit einer Koda geschlossen und es folgt eine neunsekündige Pause.

Das Segment gehört weiterhin zur Prozessstruktur der Krankheitsverlaufskurve. Herr Landgraf führt seinen Lern- und Erkenntnisprozess im Rahmen des Interviews weiter und relativiert argumentativ seine Freitodplanung als biographisches Handlungsschema. Es zeigt sich in diesem Segment, dass Herr Landgraf sich in einem Prozess des Abwägens befindet, ob er tatsächlich in die Schweiz gehen soll oder nicht. Zudem wird deutlich, dass er sich als selbstbestimmt wahrnimmt und sich dementsprechend präsentiert, jedoch auch den Abwägungs- und Entscheidungsprozess im partnerschaftlichen Erleben mit seiner Ehefrau vollzieht.

Segment 22/5: Theoretische Verarbeitung des Krankheitserlebens: Vergleich der Krebs- und Alzheimererkrankung (Z. 513-564)

Das Segment 22/5 ist in drei Subsegmente untergliedert und gehört weiterhin zur Prozessstruktur der Krankheitsverlaufskurve der Alzheimerdemenz. Zunächst kontrastiert Herr Landgraf mit dem Ausgangspunkt der theoretischen Verarbeitung seiner Freitodgedanken und diesbezüglichen Planung die beiden unterschiedlichen Erkrankungen: die heilbare und endliche Krebserkrankung und die nicht heilbare und lebensverkürzende Alzheimererkrankung. Er relativiert argumentativ seine Freitodgedanken während des Erleidens der Krebserkrankung und untermauert damit indirekt seine Freitodplanung als biographisches Handlungsschema, um die späteren Stadien der Alzheimererkrankung nicht erleben zu müssen. Dies mündet in einem reflexiv-emotionalen Bearbeitungsprozess der Alzheimererkrankung, wodurch sich seine Umgangsstrategien zeigen.

Subsegment 22.1/5.1: Theoretische Verarbeitung der Freitodgedanken aufgrund der Krebserkrankung: Wiedergabe der Argumentation seiner Ehefrau (Z. 513-528)

Die Interviewerin stellt eine weitere immanente Nachfrage zu der vermeintlichen Planung des Freitodes während der Krebserkrankung und den damit zusammenhängenden medizinischen Interventionen in Form von Chemotherapien. Herr Landgraf beginnt mit seiner Antwort und bricht dann ab, weil ein Mitarbeiter der Tagespflege das Interview für 14 Sekunden stört. Anschließend greift die Interviewerin die Thematik erneut auf und fokussiert explizit diese in Bezug auf den direkten Zusammenhang zwischen der Krebserkrankung und seinen „Suizidgedanken“ (Z. 516-517). Fred Landgraf legt argumentativ dar, dass die Situation in Bezug auf seine Freitodgedanken während seiner Krebserkrankung eine andere gewesen sei als bei der Alzheimererkrankung („Ja, und da war das anders.“, Z. 518). Die Interviewerin fordert den Biographieträger zur Begründung seiner Aussage auf, woraufhin er nach einer dreisekündigen Erinnerungs- und Reflexionspause hinzufügt, dass seine Ehefrau mit seiner vermeintlichen Freitodplanung nicht einverstanden gewesen sei und schließt diese kurze Aussage mit einem Lachen („(...) Da war meine Frau nicht mit einverstanden (*lachen*)“, Z. 520). Die Interviewerin vergewissert sich kurz, ob sie die Aussage richtig verstanden habe. Nachfolgend expliziert der Biographieträger die diesbezügliche Argumentation seiner Ehefrau durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede, die sich auf die gemeinsamen beiden Kinder, die hier erstmalig erwähnt werden, bezieht. Diese seien zu der Zeit seiner Krebserkrankung „noch relativ klein“ (Z. 524) gewesen. Zudem habe seine Ehefrau Hoffnung gehabt, dass er die Krebserkrankung bekämpfen könne („Du wirst das schaffen“, Z. 525), weshalb sie auch seine Freitodplanung nicht

unterstützen würde („Ich unterstütz das auch nicht“, Z. 522-523). Nach der Beendigung seiner rekonstruierten Erinnerung („So in in dieser Art (.) ist das gewesen“, Z. 252) reflektiert Fred Landgraf kurz – und stimmt damit indirekt der Argumentation seiner Ehefrau retrospektiv zu – , dass es während der Krebserkrankung „auch äh äh recht schwierig geworden“ (Z. 526) sei. Was er damit genau meint, bleibt interpretationsoffen. Abschließend beendet er seine Antwort nach einer viersekündigen Sprechpause durch das Rezeptionssignal „Ja“ (Z. 528).

Subsegment 22.2/5.2: Kontrastierung des Erlebens der Krebs- und der Alzheimererkrankung sowie reflexive Auseinandersetzung mit krankheitsbedingten Verlusterfahrungen (Z. 529-559)

Das Subsegment 22.2/5.2 ist in drei Teile untergliedert:

- (1) Herr Landgraf wird zunächst von der Interviewerin gebeten, den lebensgeschichtlichen Abschnitt seiner Krebserkrankung zu reflektieren.
- (2) Es folgt eine detaillierte Verarbeitung und retrospektive Bewertung seines krankheitsbezogenen Erlebens, was die Genesung des Krebses miteinschließt. Dieser lebensgeschichtliche Abschnitt sei für ihn eine schlimme, aber auch „irgendwo eine begrenzte Zeit. (..) Es war äh es war endlich.“ (Z. 533). Durch die Detaillierung verschiedener Nebenwirkungen der Chemotherapien und der damit zusammenhängenden Einschränkungen seiner eigenen Handlungsfähigkeit und Selbstständigkeit („daliegt in der Klinik oder [...] teilweise zu Hause [...], und man kann so gar nichts mehr machen, weil man einfach so elendig ist und ständig [...] Spuckbecher neben sich haben muss. Für alles äh Hilfe braucht auch“, Z. 535-538), leitet Fred Landgraf zu der Entstehung seiner Freitodgedanken über: Es habe sich aufgrund dessen eine Depression entwickelt, die als Begründung für seine Freitodgedanken fungiert („Und depressive Menschen neigen eher dazu zu sagen, äh ich ich will jetzt nicht mehr.“, Z. 541-542). Interessant ist, dass Herr Landgraf das Aufkommen von Gedanken des Aufgebens und der Verzweiflung verallgemeinert und somit andere Menschen mit einer Depression inkludiert. Daraufhin habe seine Ehefrau ihm Mut gemacht und habe ihm gut zugeredet („das hat meine Frau auch erkannt, die hat auch gesagt: Also das, das vergeht doch wieder“, Z. 543-544). Sie sei hoffnungsvoll gewesen und habe dafür plädiert, dass er ein Medikament einnehmen solle. Anzunehmen ist, dass die behandelnden Ärzt*innen dies empfohlen haben. Seine Ehefrau hat ihm vermutlich daraufhin die Handlungsmöglichkeit nahegelegt und ihn darin bestärkt weiterzumachen, woraufhin Herr Landgraf das Medikament auch eingenommen habe, wie der abschließende Ausspruch zeigt („Und das is das is gemacht worden.“, Z. 545).

(3) Nachfolgend kontrastiert Fred Landgraf sein damaliges mit dem gegenwärtigen Krankheitserleben, wenngleich es sich um unterschiedliche – heilbare und nicht-heilbare – Erkrankungen handelt. Ausgangspunkt ist die theoretische Verarbeitung seiner Freitodgedanken und diesbezüglichen Planung. Der Biographieträger wiederholt einerseits bereits im Interview Gesagtes (Subsegment 19.2/2.2), wodurch er die Wichtigkeit dessen betont, und fokussiert andererseits auf neue Informationen bezüglich seines Erlebens der Alzheimererkrankung: Herr Landgraf habe Angst vor dem Organversagen und zeigt auf, unter welchen Beeinträchtigungen er gegenwärtig leide und über welche Fähigkeit er noch verfüge („die Sprache“, Z. 557).

Die Sachverhaltsdarstellung ist argumentativ. Ausschließlich die dritte Sequenz wird der formalen Textsortenanalyse unterzogen, denn sie fokussiert sich auf seine alzheimerbezogenen Erfahrungen und sein diesbezügliches Erleben. Die Erzählzeit wechselt zunächst ins Präsens („Heute“, Z. 546), bevor Fred Landgraf eine kurze Dimensionalisierung seiner Verlusterfahrungen vornimmt. Zudem reproduziert er theoretisches Fachwissen zur Erklärung seiner eigenen Argumentation („Es kommt ja immer drauf an, wo im Kopf äh jetzt die Verkrustungen sind“, 552). Auffällig sind die 12 ein- bis dreisekündigen Sprechpausen sowie die Verwendung des Partikels „äh“ (Z. 546, Z. 548, Z. 552, Z. 554, Z. 555, Z. 556, Z. 557), die als Planungs- und Reflexionsphasen dienen, aber auch Hinweise darauf geben können, wie schwer es Fred Landgraf fällt, über das Thema des Krankheitserlebens (weiterhin die „Angst vor dem Siechtum“, Z. 444) zu sprechen. Die Antwort auf den immanent entwickelten Reflexionsimpuls wird mit einer dreisekündigen Pause, dem Rezeptionssignal „Ja“ und einer sechssekündigen Pause beendet („(...) Ja. (6)“, Z. 559).

Herr Landgraf vergleicht den lebensgeschichtlichen Abschnitt der Krebserkrankung mit seinem gegenwärtigen Krankheitserleben aufgrund der Alzheimererkrankung, wodurch er über die immanente Reflexionsaufforderung hinausgeht. Er argumentiert, dass die krankheitsbezogenen Situationen nicht miteinander vergleichbar seien, denn gegenwärtige wisse er, „was ich möchte“ (Z. 546). Damit gesteht er sich indirekt ein, dass er im Erleben der Depression als Begleitsymptomatik der Krebserkrankung seinen eigenen Willen nicht rational formulieren konnte. Er spielt damit indirekt darauf an, dass im Allgemeinen Menschen mit Depressionen – ihn eingeschlossen – in ihren Einschätzungen, Einstellungen und Handlungen durch die Depression gesteuert würden, wodurch es zu Verzerrungen und Fehleinschätzungen kommen könne. Ohne Bezug auf die vorab angesprochene Fähigkeit, seinen Willen zu formulieren, wiederholt Fred Landgraf anschließend seine „wirklich große Angst“ (Z. 548) bezüglich der

Alzheimererkrankung: Das „nicht mehr Können, wenn die Organe versagen“ (Z. 549), wie in Subsegment 19.2/2.2 bereits thematisiert. Er betont, dass das Organversagen bei ihm schon begonnen habe und fügt hinzu, dass der Verlauf seiner Alzheimererkrankung etwas atypisch verlaufen würde, weil sein geistiges Vermögen noch intakt sei („bin so relativ klar“, Z. 551). Diese Einschätzung versucht er mit angeeignetem Fachwissen über Demenzerkrankungen zu belegen, denn es komme „immer drauf an, wo im Kopf äh jetzt die Verkrustungen sind, ne“ (Z. 552). Dabei spricht er direkt die Interviewerin an, um von ihr eine Bestätigung zu erhalten; diese signalisiert kurz „Mhm“ (Z. 553). Seine Behauptung ist interpretationsbedürftig, denn vermutlich schreitet sein „Organversagen“ (Z. 550) durch die Krebserkrankung inklusive des langwierigen medizinischen Prozederes fort und nicht, wie von dem Biographieträger impliziert, aufgrund der Alzheimererkrankung. Mit Bezug auf die vorher geschilderten alzheimerbedingten Verlusterfahrungen (Segment 14.1, 17) zeigt sich erneut, dass er diese nicht als Alzheimersymptomatik für sich definiert, wenngleich diese laut Stadieneinteilung typisch sind. Es folgt eine dreisekündige Planungsphase der weiteren theoretischen Verarbeitung seiner Verlusterfahrungen, nach der der Biographieträger nachlassende Fähigkeiten kurz dimensionalisiert: Zu Beginn seiner Alzheimererkrankung habe er noch Fahrradfahren können, nachfolgend habe er noch über die Fähigkeit des Laufens verfügt („im Anfang konnte ich ja noch gut Radfahren, dann konnt ich gut laufen.“, Z. 554-555) – dies sei gegenwärtig auch noch möglich und er gehe mit seiner Ehefrau weiterhin spazieren, obwohl das auch nachlassen und „immer weniger, immer weniger“ (Z. 556) werden würde. Nach einer weiteren dreisekündigen Pause fokussiert dann Fred Landgraf eine Fähigkeitenperspektive und stellt heraus, dass „das Einzige was mir so [...] noch bleibt (.) ist unter anderem die Sprache“ (Z. 556-557). In dieser Aussage steckt ein Widerspruch, der erklärungsbedürftig ist: Fred Landgraf stellt die Sprache als einzige ihm bislang gebliebene Fähigkeit heraus, relativiert dies jedoch dadurch, dass es neben dem Genannten noch andere wichtige Fähigkeiten geben würde („unter anderem die Sprache“, Z. 557). Auf Grundlage der präsentierten Analyse kann diesbezüglich angenommen werden, dass gerade körper- und sprachbezogene Fähigkeiten für ihn einen besonderen Stellenwert in Bezug auf seine Handlungsfähigkeit einnehmen, auch um an seinem selbstbestimmten Leben festzuhalten. Der Biographieträger beendet vorerst seine Ausführungen durch das Rezeptionssignal „Ja“ (Z. 559) und einer sechssekündigen Pause, bevor er die theoretische Verarbeitung in einem reflexiv-emotionalen Bearbeitungsprozess weiterführt.

Subsegment 22.3/5.3: reflexiv-emotionaler Bearbeitungsprozess der Alzheimererkrankung und Angst vor Vererben der Krankheit (Z. 559-564)

Durch das Bewusstmachen der kognitiven Einschränkungen, die der Biographieträger zuvor skizziert hat, empfinde Herr Landgraf eine „tiefe Traurigkeit“ (Z. 560), die ihn zur Sinnfrage führen würde. Zudem habe er Angst davor, die Krankheit an seine Kinder zu vererben.

Das Argumentationsschema ist durchgängig erkennbar, denn Fred Landgraf reflektiert seine Gedanken bezüglich der Alzheimerdemenz. Es sind einige Sprechpausen von ein bis drei Sekunden identifizierbar. Zudem verwendet er das personenunabhängige Indefinitpronomen „man“ (Z. 564) zur Externalisierung seiner Angst. Das Subsegment schließt mit einer 14-sekündigen Pause als Reflexionsphase.

Nach der vorherigen sechssekündigen Reflexionsphase verbalisiert Fred Landgraf seine Emotionen: Es spiele sich „gefühlsmäßig [...] eigentlich ne ne Menge ab. Es ist [...] ne tiefe Traurigkeit dabei.“ (Z. 559-560). Diese empfundenen Gefühle führen ihn zur Sinnfrage, warum gerade er erkrankt sei („Warum gerade ich. (.) Gibt so viele, die nicht mehr wollen. Du willst noch und und außerdem dir passiert das jetzt. Warum gerade ich(?)“, Z. 560-562). Für die Analyse ist es diesbezüglich wichtig, noch einmal die krankheitsbezogenen Erfahrungen während des Krebses und den damit einhergehenden Chemotherapien in den Blick zu nehmen. Der Biographieträger kämpfte in seinem Leben viele Jahre mit einer schweren, lebensbedrohlichen Krankheit und fragt sich nun, warum er erneut an einer lebensverändernden und -verkürzenden Krankheit erkrankt. Zudem zeigt Herr Landgraf an dieser Stelle erstmalig seine empfundenen Emotionen im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews direkt auf, woraus sich ableiten lässt, dass dies eine Krise in ihm ausgelöst hat.

Neben der Sinnfrage, die sich konkret auf Fred Landgraf als Person bezieht, macht er sich zugleich Sorgen um seine Kinder: Er hoffe, dass die Alzheimererkrankung nicht an seine Kinder weitervererbt werde. Es wird erneut deutlich, dass er sich nicht nur um sich selbst sorgt, sondern auch um seine signifikant Anderen – hier erstmalig in Form seiner Kinder.

Insgesamt nimmt Herr Landgraf eine Zukunftsperspektive ein: Er kann einerseits nicht beeinflussen bzw. hat keine Kontrolle darüber, wie es mit ihm in Bezug auf die Alzheimerdemenz weitergeht, andererseits aber auch nicht darüber, ob seine Kinder die Veranlagung der Krankheit von ihm geerbt haben. Somit wird er in seiner Selbstbestimmung beschränkt und muss sich mit der fremdbestimmten Lage auseinandersetzen, was ihn mit „tiefer Traurigkeit“ (Z. 560) erfülle. Diesbezüglich versucht er im Interview seine Emotionen zu externalisieren, indem er

resümierend festhält, dass das so Aspekte seien, worüber „man“ (Z. 564) nachdenke würde. Damit schließt er implizit alle Menschen mit einer Alzheimererkrankung ein, spricht aber auch konkret von sich selbst. Abschließend folgt eine 14-sekündige Pause, die die Vermutung zulässt, dass Fred Landgraf über das vorher Gesagte nachdenkt und die damit verbundenen Emotionen durchlebt.

Segment 23/6: (berufs-)biographische Lernerfahrungen im Rahmen seiner Erfolgsgeschichte (Z. 565-605)

Das Segment 23/6 ist in drei Teile untergliedert:

- (1) Herr Landgraf wird von der Interviewerin gefragt, was er aus der schwierigen Lebensphase, in der er an Krebs erkrankt war, für das weitere Leben mitgenommen hat. Die immanente Nachfrage zielt darauf ab, mögliche Lern- und Reflexionsprozesse sichtbar zu machen.
- (2) Es folgt eine theoretische Verarbeitung und retrospektive Bewertung seiner krankheitsbezogenen Verlusterfahrungen in Bezug auf seinen berufsbiographischen Werdegang. Er habe daraus folgend eine berufliche Neuorientierung vorgenommen und vergleicht sich mit „Phoenix aus der Asche“ (Z. 583). Seine Umgangsstrategie bezieht Fred Landgraf nachfolgend auf seine Lebensphase der Rente, die er „ziemlich genau geplant“ (Z. 586) habe.
- (3) Resultierend aus den vorherigen reflexiven Schilderungen legt Fred Landgraf seine Lernerfahrungen im Rahmen einer Erfolgsgeschichte dar.

Die Sachverhaltsdarstellung ist argumentativ, evoziert durch die Nachfrage der Interviewerin. Im Rahmen von Belegerzählungen als Rekonstruktion wörtlicher Rede wechselt der Biographieträger vom Präteritum ins Präsens. Auffällig sind die 19 ein- bis dreisekündigen Sprechpausen sowie die häufige Verwendung des Partikels „äh“, die als Planungs- und Reflexionsphasen dienen. Die Antwort auf den immanent entwickelten Reflexionsimpuls wird von Fred Landgraf mit einem konkludierenden Kommentar beendet.

Zu Beginn antwortet Herr Landgraf ganz konkret auf die gestellte Frage, dass er „was ganz Positives“ (Z. 570) für sein weiteres Leben aus der Krankheitsphase mitgenommen habe. Um diese Antwort zu plausibilisieren, führt er anschließend noch einmal aus, dass er aufgrund der Krebserkrankung die Tischlereiwerkstatt hätte aufgeben müssen (Segment 8) und dadurch „ziemlich tief gefallen“ (Z. 572-573) sei. Mit dieser Bewertung der eigenen Situation bereitet er seine Argumentation zur Neuorientierungs- und Erfolgsgeschichte vor. Vorab schiebt er jedoch ein, und relativiert damit seine Aussage, dass er rechtzeitig die Tischlerei ohne

„finanzielles Desaster“ (Z. 574) aufgegeben habe. Durch die depressive Phase aufgrund der Krebserkrankung und den damit zusammenhängenden medizinischen Interventionen und der daraus resultierenden Rehabilitationsmaßnahme habe er den Erkenntnisprozess durchlaufen, dass er mit den vorherigen negativen und krisenhaften Ereignissen abschließen möchte („Und da war für mich klar, (.) dass das lass ich jetzt hinter mir. Die die Krebserkrankung, die Werkstatt, dat alles, das bleibt jetzt hinter mir.“, Z. 577-578). Er habe versucht, etwas Positives daraus zu ziehen, und reflektiert diesbezüglich, dass er ja nicht „umsonst äh unter anderem studiert“ (Z. 580-581) hätte. Somit habe er den Entschluss gefasst, „etwas Neues“ (Z. 581) zu machen. Es folgt der Höhepunkt seines Reflexionsprozesses im Rahmen des Interviews bezüglich seiner Neuorientierungs- und Erfolgsgeschichte: Fred Landgraf vergleicht sich und den Prozess der Neuorientierung mit einem Phoenix, der aus der Asche steigt („Wie Phoenix aus der Asche“, Z. 583). Diese Redensart²⁰ symbolisiert seine lebensgeschichtlichen Bearbeitungsstrategien: Er sei in unterschiedlichen Lebensphasen „aus einer Niederlage, einem völligen Zusammenbruch, einer scheinbaren Vernichtung zu einem neuen Leben“ (Köster 2012: 139) emporgestiegen. Es folgt eine weitere Ergänzung für eine Neuorientierung, die durch einen äußeren Umstand hervorgerufen wurde: den Eintritt in die nachberufliche Phase. Herr Landgraf habe diese neue Lebensphase „ziemlich genau geplant“ (Z. 586), wenngleich er dies direkt dadurch einschränkt, dass er seine Pläne nur zu Beginn der Rente durchgehalten habe („Hab ich ja auch im Anfang auch gut durchgehalten“ (Z. 587). Damit wird impliziert, dass er seine gemachten Pläne zu einem späteren Zeitpunkt nicht mehr weiterverfolgt hat bzw. aufgrund der Alzheimererkrankung nicht mehr konnte (Segment 17). Wahrscheinlich wird dem Biographieträger diese Einschränkung seiner selbst konstruierten Erfolgsgeschichte im Rahmen des Interviews bewusst, weshalb er die Ausführungen zur Rentenzeit durch eine Erklärung abbricht, indem er zugibt, dass er „nicht immer aus den (.) aus den Vorgängen gelernt“ (Z. 589) habe. Diese Einschränkung ist vermutlich auf seine gegenwärtige Situation unter den Bedingungen der Alzheimerdemenz bezogen, wie in dem nachfolgenden Segment 24/7 ersichtlich wird. Des Weiteren gesteht er sich ein, dass der Neuorientierungsprozess nicht leicht wäre, wie er vorab den Eindruck erweckt hatte, sondern dass dies ein „ganz langwieriger Prozess“ (Z. 591) sei. Dies stellt er nachfolgend erneut in Zusammenhang mit der Aufgabe seiner Tischlerei („Also so schön, wie das war äh mit der Werkstatt. Das geht nicht von jetzt auf gleich, dass man sacht, ich mach jetzt was Neues.“, Z. 589-591), wodurch er von der vorab angesprochenen nachberuflichen Phase

²⁰ Die Redensart entstammt einer orientalischen Sage nach dem Wundervogel Phoenix, der sich alle „500 (1000) Jahre durch Selbstverbrennung erneuerte“ (Köster 2012: 139), wodurch der Phoenix zum Symbol der Auferstehung wurde (vgl. Köster 2012: 139).

ablenkt. Anzunehmen ist, dass Fred Landgraf seine Erfolgsgeschichte weiterhin präsentieren möchte, weshalb er nicht weiter auf die Nichtumsetzung seiner Pläne für die nachberufliche Phase eingeht. Stattdessen legt Fred Landgraf seinen beruflichen Neuorientierungsprozess dar und knüpft an dem vorab Geschilderten an: Die Computerschulung in der Rehabilitationsmaßnahme nach der Heilung der Krebserkrankung (Segment 9). Er habe sich zuvor nicht vorstellen können, dass er in die Computerbranche einsteigen und dort Karriere machen würde. Damit unterstreicht der Biographieträger seinen Erfolgsprozess, den er durch seinen Ehrgeiz und Willen vermeintlich geschafft hat („bis zur Perfektion hab ich das hab ich zu Hause gesessen und gepaukt und gelernt und gemacht“, Z.600-601). Interessant ist, dass er seine Erfolgsgeschichte noch einmal anhand seiner Tischlerei und der Arbeit in der Computerbranche wiederholt und seinen selbst erarbeiteten Erfolg sowie beruflichen Status herausstellt. Wahrscheinlich möchte er aufzeigen, dass er seinen beruflichen Status trotz der medizinischen Odyssee der Krebserkrankung in einer anderen Branche zurückgewinnen konnte – und rekurriert damit erneut auf sich als Phoenix, der aus der Asche auferstand.

Seine berufliche Neuorientierungsgeschichte wird mit einem Resümee beendet, dass er „immer aus der Vergangenheit gelernt“ (Z. 604) und „das Bestmögliche aus der Vergangenheit gemacht“ (Z. 604-605) habe.

Segment 24/7: veränderter Umgang mit schwierigen Situationen (Z. 606-622)

Das Segment besteht aus einer immanenten Nachfrage der Interviewerin bezüglich eines veränderten Umgangs mit schwierigen Situationen und Fred Landgrafs Antwort darauf. Nach einer zweisekündigen Erinnerungs- und Reflexionsphase hält er knapp fest, dass sein Umgang mit schwierigen Situationen „langfristiger geworden“ (Z. 608) sei. Daraufhin beginnt Herr Landgraf mit der Begründung für den immer länger werdenden Prozess, schiebt dann aber eine Hintergrundkonstruktion in Form einer Redewendung ein: „im Leben, das dat läuft ja alles nich äh, de das Leben läuft ja nicht glatt“ (Z. 610-611).²¹ Mit Bezug auf Segment 19/2 ist es wahrscheinlich, dass Fred Landgraf in der Rehabilitationsmaßnahme diese Redewendung im Rahmen des Erlernens von Umgangsstrategien mitgenommen hat und im Interview als allgemeingültig herausstellt. Anschließend zeigt er anhand von vier aufeinanderfolgenden lebenszyklischen Beispielen auf, was für ihn „langfristiger“ (Z. 608) bedeutet:

²¹ Dieser Spruch bzw. Redewendung wird zum Symbolisieren von Umbrüchen und Übergangsphasen im Leben verwendet. Damit ist gemeint, dass die Biographie eines jeden Menschen nicht gradlinig verläuft und eine kontinuierliche Entwicklung förderlich dazu ist, mit Veränderungen im Leben umzugehen.

- (1) Als er selbstständig und Inhaber einer Tischlerei war, habe er nach einer Kostenkalkulation eine neue Maschine gekauft. Er benennt eine nicht weiter definierte Zeitspanne („einmal kurz“, Z. 613), wodurch er seine Entscheidungsfindung als schnell definiert. Dieses Beispiel in Bezug auf den Umgang mit schwierigen Situationen wird vermutlich von Fred Landgraf aus dem Grund angeführt, dass er auch kostspielige Entscheidungen (der Kauf einer Maschine) schnell getroffen habe. Zudem musste er wahrscheinlich diese Investition mit seiner Ehefrau als signifikante Andere absprechen, worauf die Verwendung des Personalpronomens „wir“ (Z. 614) und des Indefinitpronomens „man“ (Z. 611) verweisen (Segment 8.4).
- (2) Das zweite Beispiel bezieht sich auf seinen Umgang mit der Krebserkrankung und die damit einhergehenden Veränderungen. Der Biographieträger führt an, dass es „nicht um äh Äpfel kaufen oder so“ (Z. 617), sondern um „schwierig schwerwiegende äh Dinge“ (Z. 617-618) gegangen sei und aus dem Grund der Prozess „schon wesentlich länger“ (Z. 616) gewesen wäre. Fred Landgraf verbleibt auf einer oberflächlichen Ebene, weshalb interpretationsbedürftig bleibt, worauf er sich genau bezieht: Geht es um den Umgang mit dem und den zu treffenden Entscheidungen im Krankheitsprozess (Chemotherapie, Einnahme bestimmter Medikamente)? Oder rekurriert er hier in Bezug auf das vorherige Beispiel auf die Schließung der Tischlerei und Beendigung seiner Selbstständigkeit? (Segment 8, Subsegment 22.2/5.2)
- (3) Darauffolgend benennt Fred Landgraf seinen Renteneintritt „und so weiter, das hat noch länger gedauert“ (Z. 619). Vermutlich geht es hierbei um den Entscheidungs- und Akzeptanzprozess seiner Erwerbsminderungsrente (Segment 13).
- (4) Das letzte Beispiel bezieht sich ganz offensichtlich auf den Umgang mit der Alzheimererkrankung: „Und jetzt in meiner Situation, bis ich mal alles so akzeptiert habe, ach das, da sind eigentlich Jahre vergangen“ (Z. 619-620). Damit verdeutlicht er, dass sein gegenwärtiger Akzeptanzprozess eine lange Zeit dauern würde, wie er durch die Nennung einer Zeitspanne („Jahre“, Z. 620) unterstreicht. Fraglich ist, ob er tatsächlich „alles so akzeptiert“ (Z. 620) hat. Wie die vorherige Analyse zeigt, befindet er sich gegenwärtig noch immer im Prozess des Arrangements und der Akzeptanz mit der lebensverkürzenden progredienten Krankheit, wie sich auch in der vermeintlichen Planung seines Freitods zeigt (Segment 20/3).

Fred Landgraf verweist indirekt darauf und auch durch die Analyse kann festgehalten werden, dass diese Beispiele nur schwer miteinander vergleichbar sind. Es handelt sich um unterschiedliche lebensgeschichtliche Situationen mit divergenten Auswirkungen: die Schließung seiner

Tischlereiwerkstatt und die damit verbundene berufliche Neuorientierung sowie der Renteneintritt stellen lebensverändernde Ereignisse dar, im Gegensatz zu dem Kauf einer Maschine im beruflichen Kontext – der eher im Vergleich mit „Äpfel kaufen“ (Z. 617) gesehen werden kann. Die Alzheimererkrankung ist zwar auch ein lebensverändernder Faktor, jedoch auf einer anderen Ebene als die berufsbezogenen Veränderungen. Alzheimer stellt eine Krankheit dar, die nicht heilbar ist und zum Tod führt. Damit muss der Biographieträger akzeptieren, dass sein Leben endlich ist.

Segment 25/8: Bilanzierung des Lebens (Z. 622-652)

Das Segment 25/8 beginnt mit einer immanenten Nachfrage, die jedoch auch als exmanente Nachfrage vorbereitet war, zur Einschätzung seines Lebens. Es folgt Fred Landgrafs Antwort: Er reflektiert sein Leben in einer überblicksartigen Einteilung der Lebensphasen. Die Sachverhaltsdarstellung ist erzählend und argumentativ.

Der Biographieträger habe schöne Zeiten erlebt und rekurriert kurz auf seine Kindheit und Jugend als „angenehme“ Zeit (Z. 624). Daraufhin vergleicht er seine eigene Kindheit und Jugend mit der Kindheits- und Jugendphase seiner eigenen Kinder und zeigt auf, dass ein gesellschaftlicher und die Erziehungsstile betreffender Wandel stattgefunden habe („es ist es war alles ne andere ander andere Zeit, wie es heute ist. Äh es war viel, viel strenger alles, man war viel mehr in Strukturen eingebunden.“, Z. 624-626). Diesen Wandel habe er bewusst als Vater wahrgenommen, wofür er ein Beispiel (Discobesuch seiner Kinder) zur Veranschaulichung anführt. Er habe sich mit anderen Eltern ausgetauscht und beraten, um eine Orientierung zu erhalten. Das Durchleben seiner Vaterrolle in Abgrenzung zu seiner eigenen Erziehung beschreibt Fred Landgraf als Lernprozess („Bei uns, zur damaligen Zeit, war das alles nich. Also es is alles n Lernprozess.“, Z. 631-632). Erstaunlich ist, dass Herr Landgraf erneut den Lernbegriff anführt und damit die an ihn gestellte Aufgabe aus der anfänglichen Erzählaufforderung erfüllt. Es ist interpretationsbedürftig, ob sich der angesprochene Lernprozess ausschließlich auf seine Vaterrolle bezieht, eingeschlossen der Vergleich bzw. die Beratung mit anderen Eltern, oder ob er noch auf etwas Anderes verweisen möchte. Die nachfolgende Bilanzierung lässt vermuten, dass Fred Landgraf sein gesamtes Leben als einen Lernprozess definiert.

Nach diesem Beispiel stellt Herr Landgraf heraus, dass sein „Leben [...] nicht gradlinig verlaufen“ sei und es „Aufschübe nach oben und unten“ (Z. 632-633) gegeben habe. Nach einer dreisekündigen Reflexionsphase hält er wiederholend fest, dass es „schöne Sachen gegeben“ (Z. 635) habe. Zur diesbezüglichen Erläuterung reflektiert er seine berufsbiographische Phase der

Selbstständigkeit mit dem Tischlereibetrieb und wie diese durch das Erleiden an der Krebserkrankung zu Ende ging (Segment 7-8): Er habe da „wirklich für gelebt“ (Z. 637) und habe zuverlässige und gute Mitarbeiter*innen gehabt, die jedoch den Tischlereibetrieb nicht übernehmen wollten, als er aufgrund der Krebserkrankung nicht mehr konnte („Ähm (.) konnte man sich auch drauf verlassen, aber als es dann um sowas ging, war war das war vorbei dann, ne.“, Z. 643-644). Zudem stellt er noch einmal heraus, dass seine Ehefrau die Leitung nicht übernehmen konnte, da sie nicht als Führungskraft akzeptiert wurde (Z. 644-645).

Daraufhin wiederholt Herr Landgraf bilanzierend, dass es in seiner „Vita [...] ein Auf und Ab“ (Z. 647) gegeben habe und lacht anschließend wehmütig. Fred Landgraf stellt zudem „das Interessante an der ganzen Geschichte“ (Z. 648) heraus und kontrastiert damit seinen Lebensverlauf mit der gegenwärtigen Situation, denn „Im Moment geht's gradlinig“ (Z. 649). Somit schwenke sein Leben zum Zeitpunkt des Interviews nicht „nach unten oder oben“ (Z. 649), weil er um seinen zukünftigen Lebensverlauf wisse („Man weiß, was auf einen zukommt“, Z. 650). Damit stellt Fred Landgraf einen konkreten Bezug zur Alzheimererkrankung her, auch wenn er es nicht konkret benennt: Er weiß theoretisch, weil er es in der Rehabilitationsmaßnahme gelernt hat (Segment 19), wie sich der Verlauf der Krankheit gestalten wird. Interessanterweise stellt er dies hier nur sachlich dar und externalisiert diesen Ausspruch (Indefinitpronomen „man“), denn auf seine diesbezügliche „Angst vor dem Siechtum“ (Segment 19.2/2.2) und die damit einhergehende vermeintliche Freitodplanung (Segment 20/3) geht er hier nicht ein. Er resümiert „So geht das“ (Z. 650) und fügt noch hinzu, dass er regelmäßig die Tagespflege, in der das Interview stattfindet, besuchen würde. Vermutlich geben ihm die regelmäßigen Besuche in der Tagespflege eine gewisse Sicherheit, um mit seiner Angst umzugehen. Als Koda fügt er hinzu, dass das so die momentane Situation sei („So ist das“, Z. 651), wodurch indirekt auf ein partielles Arrangement mit der Alzheimerdemenz und der damit verbundenen Fremdbestimmung sowie der Endlichkeit seines Lebens verwiesen wird.

Segment 26/9: krankheitsbezogene Umgangsstrategien als biographisches Handlungsschema (Z. 653-738)

Mit dem Segment 26/9, das sich in drei Subsegmente untergliedert, beginnt der exmanente Nachfrageteil. Fred Landgraf wird nach präventiven Strategien gefragt, die er im Umgang mit seiner fortschreitenden Alzheimerdemenz umsetzt. Anschließend dimensionalisiert er verschiedene Methoden, die ihn handlungsfähig bleiben lassen:

- (1) Er nutze institutionelle nonformale Arrangements, wie die Ergotherapie und die Tagespflege (Subsegment 26.1/9.1).

- (2) Zudem nutze er bestimmte Gedächtnistrainings und -spiele, die er teilweise gemeinschaftlich mit seiner Ehefrau anwende (Subsegment 26.1/9.1).
- (3) Des Weiteren seien lebenspraktische Routinen und Strategien wichtig, wie das Ordnungssystem und das Farbsystem, die er ebenfalls gemeinschaftlich mit seiner Ehefrau entwickelt habe (Subsegment 26.2/9.2-26.3/9.3).

Das Segment gehört weiterhin zur Bearbeitung der Krankheitsverlaufskurve der Alzheimerdemenz.

Subsegment 26.1/9.1: nonformale und informelle Lernkontexte als (präventive) Umgangsstrategien mit der Alzheimerdemenz (Z. 653-681)

Fred Landgraf wird von der Interviewerin gefragt, wie er sich fit im Kopf halte. Damit fokussiert sie den fortschreitenden Alzheimerverlauf, bei dem die Gedächtnisleistung nachlässt. Der Biographieträger antwortet kurz, dass es eine „ganze Menge“ (Z. 654) geben würde, was er mache und veranschaulicht diese Aussage nachfolgend mit mehreren Beispielen: Einerseits nutze er regelmäßig institutionelle Arrangements und Behandlungsmöglichkeiten, wie Ergotherapie und die Tagespflege, andererseits habe er gemeinsam mit seiner Ehefrau Methoden aus der Rehabilitationsmaßnahme (Segment 19/2) übernommen, die sie gemeinsam oder er alleine zu Hause durchführen würden (Gedächtnisspiele und mathematische Aufgaben). Dazu nutze Fred Landgraf auch den Computer, wodurch er weitere Fähigkeiten immer wieder schult: Es geht nicht nur um Wissensaneignung, sondern auch um handlungsbezogenes Umsetzen von Wissen (Umgang mit dem Computer und dem Internet). Dabei stellt er heraus, dass das regelmäßige Ausführen der genannten Tätigkeiten wichtig sei, um sich Dinge merken zu können („Macht man es aber regelmäßig, jeden Tag, n paar Minuten, es muss nicht äh äh stundenlang sein, sach ich so, man merkt sich das. Man behält das.“, Z. 678-679). In dieser resümierenden Darstellung verwendet Herr Landgraf durchgängig das Indefinitpronomen „man“, womit er einerseits sich selbst meint, andererseits aber auch alle anderen Menschen mit Alzheimer. In dieser Weise spricht er indirekt auch eine Handlungsempfehlung für anderen Menschen mit Alzheimer aus.

Die Antwort auf die exmanente Nachfrage wird mit einer Koda beendet.

Subsegment 26.2/9.2: Ordnungssystem als Umgangsstrategie (Z. 682-689)

In Bezug auf die vorher geschilderten Beispiele fragt die Interviewerin nach weiteren alltagsweltlichen Strategien. Fred Landgraf erläutert, dass es viele Umgangsstrategien gäbe, die er dann durch seine „wichtigste Strategie“ (Z. 684) expliziert: das Ordnung halten. Es müsse „alles

an seinem Platz“ (Z. 685, Z. 687) sein, damit er es wiederfände. Hiermit rekurriert er auf die vorherigen Schilderungen (Segment 14.1, 17, 18.1/1.1), wengleich dies widersprüchlich ist: Zunächst betont der Biographieträger, dass Suchen nicht das Schlimmste sei, an dieser Stelle des lebensgeschichtlichen Interviews stellt er jedoch das Ordnung halten als wichtigste Strategie der Prävention für das Suchen heraus.

Herr Landgraf verwendet bei der argumentativen Sachverhaltsdarstellung konsequent das Indefinitpronomen „man“, wodurch er erneut das Kollektiv aller Menschen mit Alzheimer und deren Angehörige einbezieht, um dies als eine allgemeingültige Umgangsstrategie zu deklarieren.

Subsegment 26.3/9.3: Etablierung eines Farbsystems als biographisches Handlungsschema zur Aufrechterhaltung der Handlungsfähigkeit (Z. 690-738)

Der Biographieträger legt in Subsegment 26.3/9.3 eine zweite lebensweltliche Umgangsstrategie – neben dem Ordnungssystem – dar: das Farbsystem. Er habe Merkstrategien für seine alltägliche Handlungsfähigkeit im Haushalt entwickelt, die auf Farben basieren („dass man sich an Hand von von Farben äh Arbeitsabläufe oder Dinge merkt, wenn, wenn man irgendetwas braucht.“, Z. 697-698). Dabei würden bei ihm zu Hause an unterschiedlichen Gegenständen „diese berühmt berüchtigten Zettel [...] rumhängen“ (Z. 692-693)²², wobei die Farbe Grün für ihn bedeutend sei („Aha (.) grün betrifft mich jetzt persönlich selber“, Z. 694). Diese Farbstrategie expliziert Fred Landgraf anhand unterschiedlicher Beispiele:

- (1) Im Badezimmer seien seine Zahnbürste, seine Zahncreme und sein Handtuch mit einem grünen Aufkleber markiert, damit er die Utensilien für sich zuordnen könne. Er hält zudem fest, dass die Utensilien seiner Ehefrau blau markiert seien, wodurch er diese unterscheiden könne.
- (2) Zudem sei im Badezimmer der Wasserhahn markiert, um die Temperaturen zuordnen zu können („wo ist warm, wo ist kalt“, Z. 700). Die beiden Begriffe scheint er unterscheiden zu können, wengleich der warme Wasserzulauf zusätzlich grün markiert sei; vermutlich nutzt Herr Landgraf primär warmes Wasser.
- (3) Der Herd in der Küche sei dagegen rot markiert, damit Fred Landgraf diesen nicht benutzt. Durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede verdichtet der Biographieträger dieses

²² In Ratgeberliteratur ist häufig die Empfehlung zu finden, Zettel mit Memos an wichtigen Stellen in der häuslichen Umgebung zu platzieren, die mit wichtigen Handlungen und Aufgaben verknüpft sind. Ein bekanntes Beispiel ist: „Schlüssel? Licht aus? Herd aus?“. So werden Menschen mit Alzheimer, bevor sie das häusliche Umfeld verlassen, an wichtige Dinge erinnert.

aufgestellte Verbot und vergegenwärtigt es sich im Rahmen des Interviews: „Das ist nix für Papa, der darf da nicht dran“ (Z. 737). Damit rekonstruiert er wörtliche Rede, möglicherweise die seiner Töchter, die ihn auf das Verbot hinweisen.

Der Biographieträger macht eine interpretationsbedürftige Aussage: „das kann man nicht nachvollziehen“ (Z. 728). Auf der einen Seite könnte Herr Landgraf damit deutlich machen, dass er ohne die Farbmarkierungen sonst nicht nachvollziehen könne, welche Utensilien (hier das Handtuch) für ihn sind. Auf der anderen Seite lässt diese Äußerung aber auch den Schluss zu, dass die Farbstrategie von außen betrachtet Lücken aufweist: So weiß er zwar durch die farblichen Markierungen, welche Dinge bzw. Utensilien ihm gehören, aber die korrekte Verwendung dessen ist dennoch unsicher und nicht eindeutig. In der vorherigen Erzählung schilderte er, dass er sich oft mit Rasierschaum die Zähne geputzt habe und seine Ehefrau ihm aus dem Grund die Utensilien bereitlegen müsse (Subsegment 18.1/1.1). Offen bleibt die Frage, ob das gegenwärtig auch noch so ist, gerade auch, weil das Farbsystem die Verwechslungen in der Anwendung nicht vermeiden kann.

Fred Landgraf betont, dass es „strategisch ganz wichtig“ (Z. 698-699) sei, solche Markierungen im häuslichen Umfeld vorzunehmen, damit er handlungsfähig bleibt. Zudem werde „man“ diesbezüglich erfinderisch, wodurch er einerseits erneut seine Ehefrau mit einbezieht, die bei der Markierung offenbar geholfen hat bzw. diese für Herrn Landgraf umgesetzt hat. Die Farbstrategie ermögliche ihm demnach eine gewisse Selbstständigkeit im häuslichen Umfeld, weil seine Ehefrau sonst immer bei ihm sein müsste. Andererseits wird dadurch deutlich, dass es sich nicht nur um eine individuelle Farbstrategie handelt, sondern dass Herr Landgraf diese erneut auf das Kollektiv aller Menschen mit einer Alzheimerdemenz überträgt.

Die Erläuterung des Farbsystems als biographisches Handlungsschema wird mit einer Koda beendet. Er schließt den Sachverhalt des Farbsystems („so ungefähr. (.) Das ist die Farbengeschichte“, Z. 738) und ergänzt den Sachverhalt der Verbote („Oder was was so (.) so Tabu ist“, Z. 738), wengleich letztes sich auch an Farben orientiert. Es folgt eine siebensekündige Erinnerungs- und Reflexionspause und das Rezeptionssignal „Ja“ (Z. 738).

Segment 27/10: Erlernen eines Verständnisses von Glück (Z. 739-769)

Herr Landgraf wird von der Interviewerin nach dem Empfinden von Glück gefragt; dies stellt eine exmanente Nachfrage dar. Zunächst erfolgt von Fred Landgraf eine kommunikative Selbstversicherung, die zwei Funktionen einnehmen kann: Einerseits könnte er sich damit rückversichern, ob er die Frage richtig verstanden hat, andererseits könnte die Wiederholung die Funktion einnehmen, um über die Frage nachzudenken. Er interpretiert das Glückliche mit

Zufriedensein und oszilliert zwischen zwei Dimensionen: Herr Landgraf betont zunächst, dass er von Personen absehen möchte, woraufhin er jedoch direkt sein Glück an das Vorhandensein von signifikanten Anderen koppelt. Seine Antwort wird durch einen Mitarbeiter der Tagespflege gestört, der den Raum betritt. Daraufhin führt er weiter aus, dass er einerseits seine Familie und Freunde, andererseits aber auch Entspannung und Ruhe brauche. Mit Bezug auf Segment 32/15 kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass Herr Landgraf mit Ruhe und Entspannung vermutlich die Vermeidung von stressigen Situationen meint, die Auslöser für einen Alzheimerschub der Alzheimererkrankung sein können. So scheint Ruhe – nicht nur äußere, sondern auch innere – besonders wichtig zu sein, damit der Biographieträger „normal“ weiterleben kann, trotz der Alzheimerdemenz. Damit zeigt er auf, dass signifikante Andere für ihn wichtig, aber für das Glücklichein unter den gegebenen Umständen der Alzheimerdemenz insbesondere die Entspannung und Ruhe entscheidend seien. Er fügt einen weiteren Faktor zum Glücklichein hinzu, der sich auf ein gewisses Einkommen bezieht („Natürlich gehört da n gewisses Einkommen dazu, dass man glücklich is.“, Z. 752-753); dies sei wichtig, um aktiv sein zu können. Er relativiert diese Aussage jedoch auch dadurch, dass Geld „zwar nicht [...] nicht glücklich [mache], aber es beruhigt“ (Z. 753-754). Anschließend kommt Fred Landgraf auf den Beginn seiner Ausführung zurück und wiederholt noch einmal die erste Dimension seines Verständnisses von Glück: Insbesondere Ruhe und Entspannung seien wichtig. Die Aussage erweiternd stellt er ergänzend die zweite Dimension heraus, denn er brauche darüber hinaus auch Menschen zum Glücklichein.

Des Weiteren macht er eine Differenzierung von seiner vorherigen zu seiner gegenwärtigen Lebenssituation auf: Er sei früher nicht bereit dazu gewesen, sich selbst die Ruhe anzutun – im Gegensatz zur Gegenwart. Diese Bewertung der veränderten Lebenssituation zeigt, dass Herr Landgraf früher wahrscheinlich andere Dinge priorisierte: Er hat sein Leben lang (mit Ausnahme während der Krebserkrankung und damit einhergehenden Chemotherapien) viel gearbeitet und war auf seine berufsbiographische Entwicklung fokussiert („ich hab da wirklich für gelebt“, Z. 637). Des Weiteren kann geschlussfolgert werden, dass er sich dies aufgrund seiner beruflichen Selbstständigkeit nicht leisten konnte. Zudem habe er immer viel Gesellschaft gehabt, denn seine Familie sei früher nachbarschaftlich vernetzt gewesen („da kamen Nachbarn“, Z. 764). Es scheint naheliegend, dass der Biographieträger seine Prioritäten im Leben einerseits aufgrund des fortschreitenden Alters, inklusive dem Renteneintritt, und andererseits in besonderem Maße aufgrund der Alzheimererkrankung verändert hat, sodass er sich nun Zeit für sich selbst nehmen und die Ruhe genießen kann. Auch sein Resümee „Ich hab alles. Ich hab eigentlich alles“ (Z. 765-766) nach einer fünfsekündigen Reflexionsphase zeigt, dass Fred Landgraf

sich mit der Lebenssituation vermeintlich arrangiert hat – zumindest präsentiert er sich so – und folglich eine positive Lebensbilanz zieht. Um zu veranschaulichen, wie er die Zeit mit seiner Familie genieße und wie ihn das glücklich mache, erzählt er ergänzend von Reisen, die sie gemacht haben und in der Gegenwart zusammen unternehmen möchten. Er schlussfolgert, dass es demnach ein „Gesamtpaket“ (Z. 768) sei, was ihn glücklich mache. Die Antwortsequenz schließt mit einer dreisekündigen Pause und einer Koda.

Segment 28/11: Kurzbeschreibung der Kernfamilie (Z. 770-790)

Es folgt von der Interviewerin eine immanente Frage in Bezug auf das Geschilderte in Segment 27/10: Fred Landgraf wird gebeten von seiner Familie zu erzählen.

Herr Landgraf habe zwei erwachsene Töchter, die in einer großen Stadt in einem anderen Bundesland leben würden. Fred Landgraf beschreibt beide als beruflich sehr erfolgreich („Karriere, Karriere, Karriere“, Z. 778-779) und, dass ihnen ein gutes Einkommen sehr wichtig sei („wirklich auch ums Geld, also da gehts um das Einkommen“, Z. 780). Seine Äußerung diesbezüglich, dass die beiden das „selbst wissen [müssten], ist ihre Entscheidung“ (Z. 779), ist interpretationsbedürftig: Die Wiederholung des Wortes „Karriere“ in Kombination mit dem saloppen Kommentar lässt die Vermutung zu, dass der Biographieträger die Entscheidung seiner Töchter über deren Lebenswege nicht teilt. Jedoch hat er ebenfalls sehr viel Wert auf seinen eigenen beruflichen Werdegang und seine Karriere gelegt, wodurch es wahrscheinlich ist, dass er durch seine krankheitsbezogenen Erfahrungen und gegenwärtig im Erleiden der lebensbedrohlichen Erkrankung zu einem Umdenken gekommen ist. Vermutlich sind retrospektiv betrachtet andere Lebensbereiche wichtiger für Herrn Landgraf als eine berufliche Karriere. Oder aber er vertritt die Ansicht, dass Familiengründung trotz Karriere möglich und für ihn wichtig ist.

Anschließend thematisiert Fred Landgraf, dass er und seine Ehefrau die beiden Töchter öfter besuchen würden. Fred Landgraf beschreibt darauffolgend seine Ehefrau ausschließlich anhand ihres Alters („zwei Jahre jünger wie ich“, Z. 786) und ihres Renteneintritts. Er fügt noch hinzu, dass die beiden „ein gutes Auskommen“ (Z. 787) und verheiratet seien. Die Antwort schließt mit der Koda: „Das is Familie“ (Z. 790) und einer fünfsekündigen Sprechpause.

Insgesamt ist die Antwort bzgl. der Frage nach seiner Familie sehr kurz und faktenbasiert. Herr Landgraf stellt seine Familienmitglieder anhand weniger soziodemographischer Daten vor. Eine detaillierte Beschreibung bleibt gänzlich aus. Zudem ist auffällig, dass er einige Vorkoda benutzt. Hier ließe sich interpretieren, dass er nicht genau weiß, was er über seine Familie

erzählen soll. Möglicherweise kann er aber auch aufgrund des krankheitsbezogenen Abbaus des Gedächtnisses weitere Fakten und Informationen über seine Familie nicht erinnern.

Segment 29/12: Abschlussfrage zu schönem Erlebnis (Z. 791-804)

Das Segment ist in zwei Teile untergliedert: Nach dem Rezeptionssignal „Okay“ (Z. 791) wartet die Interviewerin zunächst weitere acht Sekunden ab, ob Herr Landgraf noch etwas über seine Familie erzählen möchte. Anschließend stellt sie gemäß der entwickelten exmanenten Nachfragen eine positive Abschlussfrage, die auf ein schönes Erlebnis in Fred Landgrafs Leben abzielt. Der zweite Teil des Segments umfasst Fred Landgrafs Antwort: Zunächst erfolgt eine kommunikative Selbstversicherung, woraufhin er – ohne eine Antwort abzuwarten – direkt mit einer Erzählpräambel den Sachverhalt aufgreift („Oh ich hab viele äh Erleb, schöne Erlebnisse“, Z. 793). Nach einer zweisekündigen Erinnerungspause beginnt er zwei Erlebnisse aufzuzeigen:

- (1) Das erste schöne Erlebnis sei die Geburt seiner älteren Tochter gewesen, auf die sich seine Ehefrau und er „wahnsinnig [...] gefreut“ (Z. 796) hätten. Er lacht hierbei zwei Mal, vermutlich weil die Erinnerung Freude auslöst. Zudem veranschaulicht Fred Landgraf seine Freude dadurch, dass er und seine Ehefrau bereits in der sechsten Schwangerschaftswoche Schwangerschaftskleidung gekauft hätten. Diese positiven Gefühle werden von ihm noch weiter gesteigert: „wir waren (.) total glücklich und stolz“ (Z. 798).
- (2) Das zweite schöne Erlebnis sei der Gewinn Preises gewesen, den er mit seinen geschreierten Möbeln gewonnen habe (Segment 7). Diesbezügliche Erläuterungen bleiben aus.

Es folgt eine Koda, wodurch Fred Landgraf seine Antwort beendet. Interessant ist hierbei, dass er konkludierend festhält, „Ich sach ja, ich hab schöne Erlebnisse im Leben. (..) Ja.“ (Z. 803-804), wenngleich er nur zwei Erlebnisse kurz skizziert hat.

Segment 30/13: Die Wichtigkeit von Kommunikation und Information (Z. 805-819)

Um den Abschluss des Interviews zu markieren, stellt die Interviewerin Fred Landgraf die obligatorische Frage, ob er thematisch noch etwas mitteilen möchte bzw. der Interviewerin noch etwas mit auf den Weg geben möchte. Herr Landgraf stellt heraus, wie wichtig es sei, über die Krankheit zu sprechen und frühzeitig alles im Sinne des Menschen mit Alzheimer zu organisieren. Für ihn gebe es nichts Schlimmeres als „sowas totzuschweigen“ (Z. 819).

Die Sachverhaltsdarstellung ist argumentativ. Formalsprachlich auffällig sind das Stottern sowie unvollständige Sätze in Kombination mit der Verwendung des Partikels „äh“ (Z. 808, Z. 809, Z. 814). Des Weiteren wird das Interview erneut durch einen Mitarbeiter gestört.

Nach der Abschlussfrage und einer sechssekündigen Sprechpause als Planungs- und Reflexionsphase antwortet Fred Landgraf und spricht dabei direkt die Interviewerin an („Ja, kann ich ihnen sagen“, Z. 807), um die an ihn gestellte Aufforderung zu erfüllen. Dies symbolisiert, dass der Biographieträger der Interviewerin als verhältnismäßig junger Frau und Wissenschaftlerin, die Zugang zu anderen Menschen mit einer Alzheimerdemenz hat, seine Erfahrungen und eine wichtige Botschaft weitergeben möchte. Zunächst stellt er heraus, dass das Wichtigste sei, über die Krankheit zu sprechen. Dabei nimmt er im Rahmen eines Kommentars eine Einschränkung vor: Dies betreffe ihn weniger, weil er über die Krankheit sprechen würde – auch im Rahmen des biographisch-narrativen Interviews. Diese bewertete Handlung stellt er eher als Ratschlag dar, welche die Interviewerin an nachfolgende Interviewpartner*innen weitergeben solle („sach ich ma Probanden, die (.) den sie zu tun haben.“, Z. 808-809). Er fügt nach einer zweisekündigen Reflexionspause bewertend hinzu, dass dies die Angst nähme, womit er wahrscheinlich meint, dass das Sprechen über die Krankheit auch eine Umgangsstrategie mit der Angst darstelle. Es sei seiner Ansicht nach nicht relevant, mit welchem/welcher Interaktionspartner*in gesprochen werde, denn die Hauptsache sei überhaupt über die Erkrankung zu sprechen. Damit spricht er nicht mehr konkret die Interviewerin in ihrer Rolle an, sondern gibt eine eher allgemeine Handlungsempfehlung im Sinne eines Mitgliedes aus dem Kollektiv aller Menschen mit Demenz. Zusätzlich plädiert Fred Landgraf dafür, dass Angehörige aufgeklärt werden müssten und alles „rechtzeitig, frühzeitig“ (Z. 816) geregelt werden solle. In Bezug auf die nachfolgende Detaillierungsexpansion kann festgehalten werden, dass er auf das Erbe und eine vorsorgebezogene Handlung fokussiert („was will ich, was will der Patient. [...] wenns ums Erben geht“, Z. 812-813). Hierbei bezieht er seine eigene Situation formalsprachlich mit ein und transferiert dies zusätzlich erneut auf eine kollektive Ebene. Er hält resümierend noch einmal fest, dass das miteinander reden das Wichtigste sei, denn es gebe „nichts schlimmeres, wenn versucht wird, sowas totzuschweigen“ (Z. 819).

Segment 31/14: Der Umgang seiner Kinder mit Alzheimerdiagnose (Z. 820-871)

Aus der vorherigen Abschlussequenz ergibt sich eine weitere immanente Nachfrage, die den Beginn des Segments markiert. Die Interviewerin bezieht sich auf Fred Landgrafs Appell, dass

Menschen mit einer Alzheimerdemenz über die Erkrankung sprechen sollten. Diesbezüglich fragt sie, wie Herr Landgrafs Kinder mit seiner Alzheimerdiagnose umgegangen seien.

Es folgt eine reflektierte Antwort, die neben den von seinen Töchtern initiierten Umgangsstrategien auch Fred Landgrafs Bewertung dessen beinhaltet. Zunächst hätten seine Töchter „im Internet“ (Z. 821) recherchiert, vermutlich um sich allgemein über die Alzheimerdemenz sowie über Handlungsstrategien und Förderungsmöglichkeiten von Angehörigen zu informieren, woraufhin sie eine die Alltagswelt beeinflussende Strategie vorgeschlagen hätten: Wenn die Erkrankung schon nicht geheilt werden könne, dann müsse er wenigstens durch eine entsprechende Ernährung die Alzheimerdemenz „beeinflussen, (.) verzögern“ (Z. 824). Ein diesbezügliches Beispiel veranschaulicht diese Strategie („Kokosöl nehmen und kein kein Rapsöl mehr“, Z. 830-831), die Fred Landgraf als nicht negativ bewertet. Er schiebt diesbezüglich ein, dass er seit Jahrzehnten Vegetarier sei. Auch der finanzielle Aspekt wird angesprochen: Er und seine Ehefrau könnten sich eine gesunde Ernährungsweise leisten. Herr Landgraf markiert durch eine Vorkoda („Ja, so sind se damit umgegangen“, Z. 839) das Ende seiner Antwort. Jedoch nimmt er diese selbst nicht an und fügt eine weitere Dimension des Umgangs seiner Kinder hinzu: Sie hätten ihn des Weiteren gefragt, wie sie mit ihm als Person, die an einer Alzheimerdemenz erkrankt ist, umgehen sollen („Sollen wir dich schonen (.) oder sollen wir mit dir so wie eigentlich versuchen, das wie immer ist“, Z. 840-841). Der Biographieträger habe darauf geantwortet, dass er sich einen „ganz normal[en]“ (Z. 842) Umgang wünsche und er artikulieren würde, wenn ihm etwas zu viel sei. Daraufhin hätten seine Töchter ihm vorgeschlagen, dass sie als Familie zusammen Reisen unternehmen könnten und Herr Landgraf überlegen solle, welches Reiseziel er anstrebe. Diesbezüglich habe er Bedenken geäußert und reflektiert dies im Rahmen des Interviews: „große Reisen“ (Z. 850) seien für ihn zu viel und zu hektisch, weshalb er „kleine Reisen“ (Z. 851) präferieren würde.

Es folgt eine reflexive Passage, in der Fred Landgraf wahrscheinlich dem Zugzwang der Detaillierung unterliegt. Er argumentiert, dass seine Töchter ihn nur gelegentlich für kurze Zeit sehen würden, weshalb sie ein verzerrtes Bild über seinen Gesundheitszustand hätten. Auf die Besuche könne Herr Landgraf sich vorbereiten, die deshalb „nicht de[n] Alltach“ (Z. 856) widerspiegeln würden. Seine gesundheitliche Verfassung sei vergleichsweise „ganz anders“ (Z. 860), wenn er unter einem Schub leide, den seine Töchter noch nicht miterlebt hätten. Was genau ein Schub ist und wie dieser aussieht, wird im nachfolgenden Segment 32/15 deutlich.

Nachfolgend kommt Fred Landgraf auf die veränderte Ernährungsweise zurück, um die Erzählgestalt zu schließen: seine Ehefrau setze die gesunde Ernährungsweise für Fred Landgraf um. Bei dieser Ausführung wird das Interview erneut durch eine Mitarbeiterin der ambulanten

Tagespflegeeinrichtung gestört; der Biographieträger führt seine Schilderung fort. Nach einer zweisekündigen Pause beendet Herr Landgraf seine Antwort mit dem Rezeptionssignal als Koda „Ja“ (Z. 871), woraufhin eine achtsekündige Pause eintritt.

Segment 32/15: Alzheimerschübe als Teil der Krankheitsverlaufskurve (Z. 872-961)

Das Segment ist in drei Teile untergliedert, in denen Fred Landgraf die Krankheitsverlaufskurve emotional bearbeitet und eine Erläuterung der Alzheimerschübe vornimmt. Das gesamte Segment gehört zur Krankheitsverlaufskurve.

Zunächst expliziert der Biographieträger detailliert anhand von Beispielen den Verlauf eines Alzheimerschubes (Segment 32.1/15.1), bevor er anschließend seinen diesbezüglichen Umgang reflektiert (Segment 32.2/15.2). In Segment 32.3/15.3 legt er in einem argumentativ-reflexiven Prozess seine theoretische Verarbeitung dar, die sich auf die Auslöser für einen Alzheimerschub fokussiert.

Subsegment 32.1/15.1: Das Erleben von Alzheimerschüben (Z. 872-923)

Mit Bezug auf die vorherigen Schilderungen fragt die Interviewerin Fred Landgraf, ob er einen Alzheimerschub beschreiben könne (immanente Nachfrage). Nachfolgend zeigt Herr Landgraf anhand von Beispielen die Auswirkungen eines Alzheimerschubes auf: (1) Schlafprobleme aufgrund eines veränderten Tag-Nacht-Rhythmus, (2) innere Unruhe, (3) das Aufsuchen des Badezimmers sowie (4) die Ausführung alltäglicher Dinge, wie Essen und Trinken. Diese Schübe würden ihn stark beeinträchtigen, sodass dann „auch meine Farben nichts mehr“ (894-895) nützen würden. Diese subjektiv empfundene Hilflosigkeit steigert der Biographieträger abschließend wie folgt: „wenn da so ein Schub ist, dann is das nichts. Is nichts, nichts nichts (9).“ (Z. 922-923). Die Dauer solcher Alzheimerschübe taxiert er auf einige Wochen, darauffolgend würden die starken Beeinträchtigungen und Symptome langsam wieder zurückgehen, sodass „die normale äh Ruhe wieder“ (Z. 913) einkehre.

Die Sachverhaltsdarstellung ist vornehmlich argumentativ, gestützt durch einige Belegerzählungen mit der Rekonstruktion wörtlicher Rede. Formalsprachlich auffällig sind die insgesamt 34 Sprechpausen zwischen einer bis drei Sekunden und zum Ende die neunsekündige Sprechpause (Z. 923). Zudem stottert Fred Landgraf sehr häufig und verwendet die Partikel „Ähm“ (Z. 892, Z. 895) und „Äh“ (Z. 877, Z. 881, Z. 886, Z. 887, Z. 889, Z. 891, Z. 892, Z. 895, Z. 896, Z. 899, Z. 901, Z. 902, Z.903, Z. 905, Z. 907, Z. 913, Z. 914, Z. 915, Z. 916, Z. 917). Diese können einerseits Indikatoren für Erinnerungs-, Planungs- und Reflexionsphasen sein,

andererseits aber auch Hinweise darauf geben, dass der Biographieträger ein heikles bzw. mit negativen Emotionen verbundenes Thema verbalisiert.

Fred Landgraf beginnt seine Antwort auf die Frage damit, dass sein Tag-Nacht-Rhythmus gestört sei und er aus dem Grund Schlafmittel einnehme; dies dient als Überleitung zu der Beschreibung von den Alzheimerschüben. Durch einen Schub könne Herr Landgraf nachts nicht mehr schlafen, wodurch er auf ein noch stärkeres Schlafmittel zurückgreife. In der Konsequenz müsse er tagsüber ein weiteres Medikament einnehmen, „um Antrieb zu haben“ (Z. 890), was jedoch ein Zittern verursachen würde. Er nimmt demnach körperliche Begleitsymptome aufgrund der Medikamenteneinnahme in Kauf, wenn er dafür einen als normal konstruierten Tag-Nacht-Rhythmus habe, also nachts einigermaßen schlafen könne und tagsüber Antrieb habe. Vermutlich ist dieser gemäß dem gesellschaftlichen und sozialen Leben ausgerichtete Tag-Nacht-Rhythmus für den Biographieträger ein Zeichen von Lebensqualität: Es scheint für ihn aushaltbar, medikamentöse Begleitsymptome zu haben, wenn er dafür am gesellschaftlichen Leben teilhaben kann, wie beispielsweise die regelmäßigen Besuche in der ambulanten Tagespflege. So scheint sein Fokus auf dem von ihm als normal bewerteten Leben zu liegen.

Nachfolgend gibt der Biographieträger an, dass er zu Beginn des Jahres (2018) einen „langfristigen Schub“ (Z. 892) erlitten habe, wobei nicht geklärt werden kann, welchen Zeitraum dieser umfasste. Fred Landgraf habe infolgedessen eine starke Symptomatik gehabt, sodass „das alles nicht mehr so funktioniert“ (Z. 893-894): er sei sehr verwirrt, unruhig, „ständig unterwegs“ (Z. 898) in Sinne einer Hinlauftendenz²³, uneinsichtig sowie desorientiert gewesen und seine Farbstrategie hätte er nicht mehr umsetzen können. Die Medikamente, die er normalerweise einnehme, hätten in Schubphasen keine Wirkung. Wenn der Schub nachlasse, beispielsweise nach einer zeitlichen Dauer von drei Wochen, würden die Symptome langsam wieder zurückgehen und die innere Unruhe würde nachlassen. Dadurch werde dann wieder „alles normal. (..) Also so normal wie (...)“ (Z. 918-919). Ergänzend fügt Herr Landgraf aber noch hinzu, dass ein Schub auch „ausarten“ (Z. 914) könne. Dies expliziert er durch ein Beispiel: Infolge eines Schubes könnte er den Vorgang des Essens nicht mehr eigenständig durchführen, sodass er Unterstützung seiner Ehefrau bedürfe. Er wisse dann den Unterschied zwischen den unterschiedlichen Besteckarten nicht mehr und wisse vermutlich auch nicht mehr, wie der Vorgang des Nahrung Aufnehmens auszuführen sei (das Besteck in die Hand nehmen, mit diesem das Essen

²³ Hinlauftendenzen sind in einem weiter fortgeschrittenen Stadium (mittleres Stadium) der Alzheimerdemenz ein häufig auftretendes Symptom. Damit ist gemeint, dass die Menschen mit Alzheimer getrieben sind von dem Drang, irgendwo hin laufen zu müssen – zumeist mit einem Ziel, welches sie z.T. nur schwer kommunizieren können.

aufnehmen und die Hand mit dem Essen zum Mund führen). Ergänzend hält er fest, dass seine Frau gelernt habe, mit solchen Situationen umzugehen; wahrscheinlich hat sie dies im Rahmen der Rehabilitationsmaßnahme gelernt (Segment 19/2). Aber auch für ihn sei dies „akzeptabel“ (Z. 918), denn nach dem Ende eines Schubes sei „alles normal“ (Z. 918). Diese Bewertung relativiert er nach einer zweisekündigen Reflexionspause, jedoch wird dieser Satz abgebrochen: „Also so normal wie“ (Z. 919). Es bleibt interpretationsoffen, was er genau damit meint. Wahrscheinlich definiert er jedoch seine aktuelle Lebenssituation als normal, wohingegen die Lebensphasen, in denen ein Alzheimerschub eintritt, nicht normal sind.

Mit direktem Bezug auf das vorher Berichtete fragt die Interviewerin Fred Landgraf nach einer dreisekündigen Sprechpause, ob er nach so einem Alzheimerschub seine geschilderten Umgangsstrategien wieder nutzen könne. Seine diesbezügliche Antwort ist formalsprachlich interessant, denn Herr Landgraf rekonstruiert wörtliche Rede, um seinen Erkenntnisprozess in einer Situation, in der ein Alzheimerschub nachlässt, zu veranschaulichen („Ha, (.) kenn ich doch, das weiß ich doch noch, das war ja diese Farbe und dann hier, ja, das ist jetzt meins.“, Z. 921-922). Damit zeigt er auf, dass nach einem Schub beispielsweise seine Erinnerung an das Farbsystem wiederkäme, wodurch er seine Strategien wieder nutzen könne. Dieser Erkenntnisprozess scheint für ihn sehr wichtig zu sein, um die vorher angesprochene Normalität zurückzuerlangen. In Kontrast dazu bezieht er sich noch einmal abschließend einen Schub, der ihm jegliche Handlungsfähigkeit nehmen würde. Sein diesbezüglicher Ausdruck drückt die subjektiv empfundene Dramaturgie sowie Verzweiflung und Traurigkeit aus und bestärkt dadurch die Lesart in Bezug auf Normalität: „Aber wenn wenn da so ein Schub ist, dann is das nichts. Is nichts, nichts nichts. (9)“ (Z. 922-923). Dies symbolisiert auch die nachfolgende neunsekündige Sprechpause als Reflexionsphase.

Subsegment 32.2/15.2: alzheimerschubbezogene Bearbeitungsversuche als biographisches Handlungsschema sind nicht umsetzbar (Z. 924-939)

Herr Landgraf wird von der Interviewerin mit Bezug auf Subsegment 32.1/15.1 gefragt, wie er mit schwierigen Situationen wie den Alzheimerschüben, aber auch anderen schwierigen Situationen, umgehen würde. Es folgt eine konkrete, impulsiv erscheinende Antwort von Herrn Landgraf, die seine implizierten Gefühle der vorherigen Schilderungen steigert: „Kann ich nicht mit umgehen“ (Z. 925). Während eines Schubs könne der Biographieträger nicht aktiv mit der Situation umgehen, denn „der Denkprozess“ (Z. 927) und der „der Verstand“ (Z. 934) würden aussetzen, sodass „nicht viel [...] mit nachdenken oder mit umgehen“ (Z. 934-935) sei. Er

veranschaulicht dies noch einmal anhand eines bereits geschilderten Beispiels in Bezug auf seine innere Unruhe.

Trotz der beschriebenen Symptomatik könne Fred Landgraf jedoch auch während eines Schubs darüber nachdenken, dass er auf ein baldiges Ende des Schubes hoffe. Um diesen Ausspruch zu plausibilisieren, betont er, dass die „Denkungsweise“ (Z. 938) noch da sei, aber „die Ausführung“ (Z. 939) nicht mehr funktioniere. Diese Aussage ist sehr schwer zu verstehen und kann dahingehend interpretiert werden, dass Fred Landgraf vermutlich „Ausführung“ im Sinne von Handeln meint: Er merkt zwar, dass etwas nicht stimmt, kann aber nicht entsprechend handeln.

Subsegment 32.3/15.3: Stress als Auslöser für Alzheimerschübe (Z. 940-961)

Die Interviewerin fordert den Biographieträger zur Reflexion auf, ob er aus diesen schwierigen Situationen etwas für sich mitnehmen würde. Fred Landgraf argumentiert, dass seine Ehefrau und er nach dem Abklingen eines Alzheimerschubes analysieren würden, was der Auslöser gewesen sein könnte. Sie wüssten mittlerweile, dass Stressfaktoren Auslöser für einen Schub sein können. Im Anschluss an einen Alzheimerschub würden sie versuchen, zu rekonstruieren, was ein Stressfaktor gewesen sein könnte. Dazu führt Fred Landgraf ein Beispiel an: In einer Situation sei ein Schub durch den Besuch von mehreren Personen ausgelöst worden. Er detailliert dieses Beispiel dahingehend, dass an Weihnachten mehrere Stressfaktoren zusammengekommen wären. Er könne sich dann zwar selbst gut zureden (im Sinne einer Umgangsstrategie), dass er „ganz ruhig bleiben und alles ist gut und tut dir keiner was“ (Z. 956-957), jedoch sei dies trotzdem stressig.

Mit Bezug auf die vorherigen Ausführungen zeigt sich seine als normal konstruierte Lebenswelt: Besuch von Personen – egal, ob es die eigenen Kinder oder Freunde sind – stellen immer eine Abweichung vom Alltag dar. Fred Landgraf ist es vermutlich gewohnt, mit seiner Ehefrau allein zu Hause zu sein und den Alltag zu durchleben. Viele Personen, verschiedene Gesprächsthemen sowie das Folgen der Konversation zwischen vielen Menschen könne demnach anstrengend sein und bei ihm inneren Stress auslösen. Darauffolgend hätten er und seine Ehefrau als Ergebnis des angesprochenen Analyseprozesses die Strategie entwickelt, in Zukunft solche Stressfaktoren zu vermeiden.

Fred Landgraf beendet die Antwort mit einer Koda und einer achtsekündigen Reflexionsphase, die nach einem Rezeptionssignal der Interviewerin und einer Bestätigung Herrn Landgrafs um weitere 16 Sekunden fortgeführt wird.

Segment 33/16: Abschlussfrage zu Wünschen für die Zukunft (Z. 962-979)

Als positiv angelegte exmanente Abschlussfrage wird Herr Landgraf nach seinen Wünschen für die Zukunft gefragt. Nach einer fünfsekündigen Pause als Planungs- und Reflexionsphase benennt der Biographieträger als ganz konkreten Wunsch, dass er und seine Ehefrau weiterhin in Ruhe leben können. Nach zwei weiteren längeren Sprechpausen fügt er hinzu, dass kein „Unglück geschieht“ (Z. 965). Dies führt er nachfolgend in zweierlei Weise aus:

- (1) Sein verbalisierter Wunsch, der eine Befürchtung impliziert, bezieht sich auf den Gesundheitszustand seiner Ehefrau und dass es seinen Töchtern gut geht und ihnen nichts passiert.
- (2) Für sich selbst wünscht er sich, dass sich seine Situation nicht „dramatisch verschlechtert“ (Z. 971) und er noch viele Jahre mit der Familie und Freunden zusammen verbringen und die geplanten Reisen machen könne. Einschränkend fügt er hinzu, dass er mit den Alzheimerschüben leben müsse, er aber hoffe, dass diese nur temporär auftreten. Fred Landgraf hat sich vermeintlich damit arrangiert, dass er an dem Auftreten der Alzheimerschübe nichts ändern kann („da muss ich halt mit leben“, Z. 972), auch wenn es Strategien gebe, um einen Schub zu vermeiden bzw. hinauszuzögern (Segment 32.3/15.3).

Abschließend hält er noch einmal resümierend seinen Wunsch fest, „dass das so alles so (.) bleibt wie es im Moment ist“ (Z. 978-979) und ergänzt „keine Verschlechterungen“ (Z. 979). Dies spiegelt einerseits die Sorge um seine Familie, andererseits die Wünsche für sich selbst als Person wider. Es folgt eine neunsekündige Pause und eine Koda.

Segment 34/17: Abschlussdialog (Z. 980-1012)

Die Interviewerin wünscht Herrn Landgraf abschließend schöne Reisen. Es wird an dieser Stelle bewusst noch einmal auf etwas Schönes fokussiert, um damit zu versuchen, den Biographieträger in einer stabilen emotionalen Lage aus dem Interview zu entlassen. Die Wünsche, die er geschildert hat, könnten sonst bei ihm auch eine gewisse Traurigkeit auslösen, da er sich noch einmal mit seiner Alzheimerdemenz und seinem gesundheitlichen Zustand auseinandergesetzt hat.

Es folgt ein kurzer Abschlussdialog, indem die Interviewerin und Fred Landgraf von seinen zukünftigen Reiseplänen sprechen. Dabei nimmt der Biographieträger Bezug auf eine Aussage seines Neurologen, der ihm empfohlen habe, seine Pläne ohne Verzögerungen umzusetzen, da eine Zeit kommen werde, in der Fred Landgraf das nicht mehr können („Solange es geht. Also der Neurologe hat mir gesagt, machen sie alles, alles was woran sie Spaß und Freude haben, machen sie's jetzt. [...] Die Zeit kommt, wo sie's nicht mehr können.“, Z. 991-994). Er

reflektiert nachfolgend, dass er die Einschränkung seiner Handlungsfähigkeit bereits zum gegenwärtigen Zeitpunkt erleben würde, wenn er einen Schub erleide. Zudem würde er diese Einschränkungen auch bei den anderen Tagesgästen in der ambulanten Einrichtung beobachten. Er beginnt mit einer diesbezüglichen Bewertung, die er aber nicht zu Ende führt („Das ist schon manchmal ganz schön, wenn man das so sieht.“, Z. 998). Wahrscheinlich meint er hiermit etwas Negatives im Sinne von erschreckend, traurig mit anzusehen, beängstigend o. Ä., weshalb er nach einer dreisekündigen Sprechpause mit einer Relativierung („Naja“, Z. 998) und einer weiteren achtsekündigen Reflexionsphase die Antwort beendet. Dies scheint belastend für ihn zu sein.

Die Interviewerin stellt daraufhin erneut die abschließende Frage, ob der Biographieträger noch etwas hinzufügen möchte. Dies verneint er und hält fest, dass er „schon genug gesagt“ (Z. 1004) habe. Die Interviewerin bedankt sich für das Interview und wünscht Fred Landgraf alles Gute für die Zukunft. Herr Landgraf bedankt sich ebenfalls.

Nachfolgend wird die Tonbandaufnahme beendet.

2 Formale Textsortenanalyse und strukturelle Beschreibung: Jelena Zach (Bw4)

Informationen und Postskriptum zum Interview

Interviewnummer:	4
Pseudonym:	Jelena Zach
Datum der Aufnahme:	16.07.2018
Ort der Aufnahme:	Altenpflegeeinrichtung, Wohnzimmer auf dem Wohnbereich
Dauer der Aufnahme:	1:12:33
Informationen zur Biographieträgerin:	82 Jahre alt; im damaligen Jugoslawien geboren; zwei Kinder; Ehemann lebt auch in der Altenpflegeeinrichtung auf einem anderen Wohnbereich.

Besonderheiten im Interview:

- „Ich bin nicht mehr die Alte“, „Hier passe ich mich an“
- Bw4 hält wenig Blickkontakt während des Interviews
- durch die Interviewfragen wurden bei Bw4 viele biographische Elemente reaktiviert: Die Interviewpartnerin hatte Vieles vergessen, das im Laufe des Interviews wieder erinnert werden konnte. Bw4 war häufig in einer „Ereignis-Spirale“ gefangen, sodass sie einzelne Ereignisse und Erlebnisse mehrfach wiederholte. Sie hat dadurch die anderen vorher erzählten Themenbereiche ausgespart bzw. nicht mehr weitergeführt.
- Es gab zwei Unterbrechungen während des Interviews: Ein Bewohner des Wohnbereichs wollte auf dem Balkon rauchen, auf dem wir zunächst mit dem Interview begonnen haben. Bw4 und ich sind daraufhin in das angrenzende Gemeinschaftswohnzimmer umgezogen und haben dabei die Aufnahme kurzzeitig unterbrochen. Nachfolgend war es immer mal wieder sehr laut. Einmal wegen des Personals, das sich laut auf dem Flur unterhielt, und ein zweites Mal wegen des Bewohners, der auf dem Balkon geraucht hat, denn er öffnete und schloss die Balkon- und Flurtür und durchquerte das Gemeinschaftswohnzimmer.

Nach Abschalten des Aufnahmegeräts:

- Spaziergang durch den Garten, Interviewthemen waren kein Thema mehr. Wir unterhielten uns über den Garten und die Gartenarbeit. Anschließend zeigte Bw4 mir ihr

Bewohnerinnenzimmer und an der Wand hängende Bilder. Sie zeigte ein Foto von ihrer Familie (Bw4 mit ihrem Ehemann, Sohn und Enkelsohn). Sie verwechselte mehrfach ihre Angehörigen.

- Sie sagte nochmal in Erinnerung an ihr Leben: „Ich wurde in der Familie immer nur herumgeschoben.“ und „Das Freie habe ich immer geliebt.“

Erzählstimulus (Z. 1-10)

Zunächst erfolgt die erneute Danksagung an die Biographieträgerin Jelena Zach, dass sie sich für das Interview bereiterklärt, sowie die komprimierte Abhandlung der Modalitäten. Die Forscherin sichert Frau Zach wiederholt zu, dass es die Möglichkeit gibt, das Interview zu unterbrechen und Fragen zu stellen. Die Biographieträgerin ratifiziert die formalen Informationen eindeutig („Okay“, Z. 7).

Anschließend erläutert die Interviewerin in Anlehnung an das Vorgespräch als Kennenlernphase noch einmal ihr Interesse („Ich hab ihnen gerade gesagt, dass mich ihre Lebensgeschichte interessiert“, Z. 8) und weist Frau Zach darauf hin, dass sie selbst die Inhalte ihrer Erzählung setzen kann: „da können sie mir wirklich alles erzählen, was für sie wichtig ist. Mir ist besonders wichtig, was ihnen wichtig ist, ja, oder was sie mir erzählen möchten“ (Z. 8-10). Durch den expliziten Nachschub als Alternative zu der vorherigen Information, dass Jelena Zach entscheiden könne, was sie erzählen möchte, wird ihr ein gewisser Spielraum für ihre lebensgeschichtliche Erzählung eingeräumt. Das Verhalten der Forscherin ist insgesamt kooperativ und auf Jelena Zach zugeschnitten. Die Biographieträgerin ratifiziert die Informationen zum Forschungsinteresse dadurch, dass sie direkt mit ihrer Erzählung beginnt. Demnach fehlt die eigentliche Erzählaufforderung und weitere Informationen zum Ablauf des Interviews (beispielsweise der nicht definierte zeitliche Rahmen und der Verweis auf einen Nachfrageteil).

Segment 1: Einstieg in die biographische Erzählung, lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster (Z. 11-12)

Die Biographieträgerin Jelena Zach steigt in die biographische Erzählung ein. Sie sei „ganz früh“ (Z. 11) nach Stadt_A*¹ gezogen und lebte mit ihrem Mann zusammen („Da war mein Mann noch immer noch bei mir“, Z. 11-12). In dieser zeitlich unbestimmten Lebensphase sei

¹ pseudonymisiert

ihr Mann noch nicht an Demenz erkrankt², im Gegensatz zur gegenwärtigen Situation („noch nicht tadelig. Jetzt ist er so ein bisschen zerstreut.“, Z. 12).

Frau Zach beginnt ihre Lebensgeschichte mit der Ratifizierung und einem Partikel („Ja, also“, Z. 11), um den Erzählergestus einzuführen. Dabei wird ein unbestimmter zeitlicher Raum („ganz früh“, Z. 11) eröffnet. Die Sachverhaltsdarstellung mit einer Detaillierung ihres Mannes wird fortgeführt, die in einem argumentativen Kommentar zu seinem kognitiven Veränderungsprozess mündet („Und war noch nicht tadelig. Jetzt ist er so ein bisschen zerstreut“, Z. 12). Dabei wechselt die Biographieträgerin die Zeitform („war“, Z. 12, „jetzt“, Z. 12). Ergänzt wird dies durch Selbstbestätigungen als kommunikative Signale, die an die Forscherin adressiert sind („ja“, Z. 12, „nich“, Z. 12).

Das Segment beginnt mit dem Rahmenschaltelement („Ja“, Z. 11) und Jelena Zach erklärt sich damit bereit, von ihrem Leben zu erzählen. Dabei beginnt Sie jedoch nicht bei der Kindheit, sondern an dem Zeitpunkt, als sie nach Stadt_A* gekommen ist („nach Stadt_A* bin ja nach ganz früh schon gekommen.“, Z. 11). Dieser Erzählergestus markiert einen scheinbar zentralen Lebensabschnitt für Frau Zach: Der Partikel „also“ (Z. 11) als Verstärkung einer einleitenden Aussage führt die Ortsangabe als Ereignisträger („Stadt_A*“, Z. 11) ein, die eine erste Kategorie („Raum“) symbolisiert. Diese wird von Jelena Zach direkt durch die zweite relationale Kategorie „Zeit“ ergänzt („ganz früh“, Z. 11), wenngleich dieser Zeitbezug unbestimmt bleibt. Es folgt die Einführung einer weiteren Kategorie (Personen): Ihr Mann als Ereignisträger und signifikanter Anderer sei zu diesem unbestimmten Zeitraum noch nicht „tadelig“ (Z. 12) gewesen. Dadurch wird deutlich, dass die relationale Kategorie eine zeitliche Qualität in Bezug zu einem anderen Zeitpunkt markiert, wie der nachfolgende Sprung in die Gegenwartsperspektive verdeutlicht, denn „jetzt“ (Z. 12) sei ihr Mann „bisschen zerstreut“ (Z. 12). Damit grenzt sich Jelena Zach von ihrem Mann ab, indem sie als eine an Demenz erkrankte Frau über den kognitiven Veränderungsprozess und Krankenstand ihres Mannes berichtet.

Jelena Zach befindet sich im lebenszyklischen Ablauf- und Erwartungsmuster, gemeinsam mit ihrem Mann. Sie setzt sich einerseits mit ihrem lebensgeschichtlichen Veränderungsprozess durch den Umzug in einen anderen Wohnort, andererseits mit den kognitiven Veränderungsprozessen ihres Mannes in einer diffus gehaltenen zeitlichen Dimension auseinander.

² Frau Zachs Mann ist laut Aussage der Gatekeeper*innen der Altenpflegeeinrichtung auch an Demenz erkrankt.

Segment 2: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster der Familie und Gartenanlage als zentraler Lebensabschnitt (Z. 12-16)

Jelena Zach habe mit ihrem Mann in Stadtteil_A1* einen Schrebergarten in einer Gartenanlage gehabt, bis sie aufgrund des Gesundheitszustands ihres Mannes den Garten nicht mehr halten konnte. Darüber hinaus berichtet die Biographieträgerin über ihre beiden Kinder und deren gegenwärtige Wohnorte.

Im zweiten Segment ist das Kommunikationsschema der Erzählung dominant (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 12, Z. 14, Z. 16). In einem lakonischen Einschub als Hintergrundkonstruktion werden ihre beiden Kinder eingeführt, in dem die Biographieträgerin immer wieder in den Zeitformen springt. Formalsprachlich auffällig ist eine unbestimmte Zeitangabe („lange gewohnt“, Z. 16). Insgesamt sind vier einsekündige Sprechpausen identifizierbar, die als Erinnerungspausen dienen.

Die Biographieträgerin kommt nach der Schilderung über ihren Mann wieder zurück zu ihrer Lebensgeschichte, in dem sie eine Schrebergartenanlage anführt. Dabei spezifiziert sie die Ortsangabe durch die Nennung des Stadtteils in Stadt_A* („Stadtteil_A1*“, Z. 13). Zudem grenzt sich Frau Zach an dieser Stelle nicht von ihrem Mann ab, sondern präsentiert sich als soziale Einheit („wir“, Z. 13), denn sie und ihr Mann hätten den Schrebergarten gehabt. Es folgt ein Einschub, in dem ihre beiden Kinder eingeführt werden. Die Tochter, die Jelena Zach als das jüngere Kind anzeigt, sei „hier“ (Z. 15) geblieben und der Sohn sei nach Österreich gezogen (Z. 14-15). Bei dem unbestimmten Ortsbezug „hier“ (Z. 15) handelt es sich vermutlich um Stadt_A*, da sich die Altenpflegeeinrichtung, in der Frau Zach lebt, auch in dieser Stadt befindet. Zudem ist eine Verbindung zum ersten Segment erkennbar, in dem die Biographieträgerin davon spricht, dass sie „nach Stadt_A* [...] ganz früh schon gekommen“ (Z. 11) sei. Daraufhin nimmt sie erneut Bezug auf die Schrebergartenanlage, in der „wir lange gewohnt“ (Z. 15-16) hätten. Dabei ist noch nicht eindeutig zu erkennen, ob ihre Kinder ebenfalls dort gewohnt haben; dies wird im weiteren Verlauf der Analyse geklärt.

Die Biographieträgerin schließt nachfolgend das Thema der Schrebergartenanlage zunächst gedanklich ab, indem sie das Ende dieses zeitlich unbestimmten Lebensabschnitts markiert. Dabei zeigt Frau Zach einen Veränderungsprozess der Beziehung zu ihrem Mann und zu dem Garten an und gesteht sich im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews ihre eingeschränkte Handlungsfähigkeit bzw. eine gewisse Überforderung ein („bis ich das dann auch nicht mehr so konnte“, Z. 16). Dies spezifiziert Frau Zach dadurch, dass sie der Doppelbelastung nicht mehr

nachkommen konnte. Eine Lesart ist, wie sich auch in den späteren Segmenten zeigen wird (Segment 3), dass sie ihren Mann nicht mehr pflegen konnte, nachdem er an Demenz erkrankt war – auch, weil sie bei sich selbst Veränderungsprozesse aufgrund des zunehmenden Alters wahrnimmt. Dies zeigt eine Limitation ihrer angezeigten Handlungsfähigkeit auf. Zudem verlässt sie die vorherige Perspektive als soziale Einheit und setzt sich ins Verhältnis zu ihrem Mann („Bis ich das dann auch nicht mehr so konnte, [...] mit meinem Mann“, Z. 16).

Das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster der Familie und Schrebergartenanlage als zentraler Lebensabschnitt ist im zweiten Segment dominant. Für die Biographieträgerin scheint die Interaktionsgeschichte mit ihrem Mann und den Kindern von zentraler Bedeutung zu sein, wozu auch die symbolische Ortsbezogenheit mit Blick auf die Schrebergartenanlage als Ereignisträger gehört. Sie setzt sich mit ihrem angedeuteten Rollenverlust auseinander und gesteht sich ihre begrenzte Handlungsfähigkeit ein. Ortsbezüge und Personenbezüge werden weiterhin nachvollziehbar präsentiert, dahingegen ist die Kategorie ‚Zeit‘ eher diffus.

Segment 3: Aufsichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch mehrdimensionale Verlustfahrungen (Z. 17-65)

Das dritte Segment ist in drei Subsegmente untergliedert, in denen repetitive Erzählungen auffällig sind: Jelena Zach und ihr Mann seien in die Altenpflegeeinrichtung eingezogen, in der auch das Interview stattfindet. Ihr Mann als signifikanter Anderer sei auf einem oberen Wohnbereich eingezogen. Anschließend skizziert sie den gesundheitlichen Veränderungsprozess ihres Mannes, mit dem ein Abbauprozess seiner kognitiven Funktionsleistung einhergeht (Subsegment 3.1, 3.2 und 3.3), und welche Konsequenzen sich für sie daraus ergeben hätten: Sie habe ihren Mann und den Schrebergarten nicht allein pflegen können (Subsegment 3.1, 3.2 und 3.3). In der Konsequenz hätten sie sich nachfolgend in das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Altenpflegeeinrichtung begeben. Die Biographieträgerin beschreibt erneut den Stadtteil_A1*, in dem sich ihr früherer Schrebergarten befindet (Subsegment 3.2 und 3.3), und stellt heraus, dass sie gegenwärtig (zum Zeitpunkt des Interviews) dort noch gelegentlich spazieren und zum Arzt gehen würde (Subsegment 3.2 und 3.3). Darüber hinaus knüpft sie an die vorherige Erzählung über ihre beiden Kinder sowie deren eigenständiges Leben an und skizziert ihr Verhältnis zu ihnen (Subsegment 3.2).

Dominant ist das Ablauf- und Erwartungsmuster des Lebenszyklus‘ und des Alters, im Zuge dessen sich Verlaufskurvenpotenzial durch den Abbau ihrer eigenen kognitiven Kapazitäten

und die ihres Mannes aufschichtet. Damit zusammen hängt das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster des Einzugs in die Altenpflegeeinrichtung. Im Prozessgeschehen sind soziale und räumliche Verlusterfahrungen dominant, denn aufgrund des Abbaus ihrer kognitiven Funktionsleistung zieht Jelena Zach in die Altenpflegeeinrichtung, wodurch sie ihren Schrebergarten und ihren Sohn nicht mehr so oft besuchen kann, wie sie sich es eigentlich wünscht. Zudem ist der kognitive Abbauprozess ihres Mannes bereits weit fortgeschritten, sodass der Verlust ihrer wichtigsten Bezugsperson bevorsteht und ihre empfundene Einsamkeit und die Sehnsucht nach vergangenen Zeiten stärker wird.

Subsegment 3.1: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster des Einzugs in die Altenpflegeeinrichtung sowie Beschreibung ihres Mannes als Ereignisträger und signifikanter Anderer (Z. 17-22)

Die Biographieträgerin und ihr Mann seien in eine Altenpflegeeinrichtung gezogen, ihr Mann aber auf einem anderen Wohnbereich als sie („weiter oben“, Z. 17). Jelena Zach skizziert nachfolgend den Beruf ihres Mannes („in der Polizeiwache“, Z. 18) und dass er früher ein „vitaler junger Mann“ (Z. 20) gewesen sei, bevor kognitive Abbauprozesse eingesetzt hätten. Frau Zach habe den Schrebergarten vorerst allein weitergeführt, nachdem sie ihren Mann nicht mehr pflegen konnte.

Im Subsegment 3.1 sind alle drei Schemata der Sachverhaltsdarstellung dominant. Zu Beginn steht ein Erzählgerüstsatz, anschließend folgt eine Hintergrundkonstruktion zur Beschreibung ihres Mannes und eine eingelagerte Bewertung. Insgesamt sind acht ein- bis zweisekündige Sprechpausen identifizierbar. Formalsprachlich auffällig sind assoziative Stilelemente („vital“, Z. 20, „nach rückwärts“, Z. 20, „zerstreut“, Z. 21) in einer lakonischen Darstellungsweise, die unbestimmten Zeigewörter „das“ (Z. 21) und „weiter oben“ (Z. 17) sowie die kommunikativen Signale, die sich direkt an die Forscherin richten („ja“, Z. 17, Z. 18, „nich“, Z. 20, Z. 22). Zudem versucht Frau Zach durch eine laut formulierte Frage, die sie an sich selbst stellt, zu rekapitulieren, in welchem Jahr bzw. welcher Lebensphase ihr Mann bei der Polizei beruflich tätig war („wann war er denn da(?)“, Z. 18).

Jelena Zach präsentiert sich zunächst in der sozialen Einheit mit ihrem Mann („wir“, Z. 17): Sie seien in die Altenpflegeeinrichtung gezogen, in der auch das lebensgeschichtliche Interview stattfindet. Anschließend setzt sie sich ins Verhältnis zu ihrem Mann, der „erst weiter oben“ (Z.

17) eingezogen sei. Damit meint sie wahrscheinlich, dass er auf einer anderen Etage als sie lebt.³

Des Weiteren berichtet sie über den früheren Beruf ihres Mannes („in der Polizeiwache“, Z. 18) und, dass er ein „vitaler junger Mann“ (Z. 20) gewesen sei. Die Zeitangaben bleiben hierbei diffus, denn Frau Zach kann sich scheinbar nicht mehr daran erinnern, in welchem Zeitraum ihr Mann bei der Polizei gearbeitet habe. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sei ihr Mann aber nicht mehr „vital“ und „jung“, sondern in einem unbestimmten zeitlichen Verlauf sei er „schneller so wie so nach rückwärts“ (Z. 20) gegangen. Was sie mit diesem Ausspruch meint, konkretisiert Jelena Zach nachfolgend: er sei „bisschen zerstreut“ (Z. 21). In diesem reflexiven und transitiven Prozess setzt die Biographieträgerin sich erneut mit der Krankengeschichte ihres Mannes auseinander. Interessant ist hierbei, dass Frau Zach die Veränderungsprozesse ihres Mannes auf lakonische Weise abstrakt hält. Eine Lesart ist, dass sie als eine an Demenz erkrankte Frau nicht weiß (möglicherweise durch eine aphasische Störung), wie sie den angezeigten Zerfallsprozess ihres Mannes konkreter benennen soll.

Die Schilderung bzgl. ihres Mannes ermöglicht es Frau Zach sich anschließend erneut ins Verhältnis zu ihm zu setzen, denn sie erklärt wiederholend (Segment 2), dass sie ihren Mann nicht mehr weiter pflegen hätte können. Dies impliziert, dass ihr Mann zunächst allein in die Altenpflegeeinrichtung eingezogen ist und Jelena Zach erst zu einem späteren Zeitpunkt. Die Biographieträgerin stellt zudem noch einmal heraus, dass sie den Schrebergarten behalten habe, wodurch die Lesart bestätigt werden kann. Dabei zeigt sie erneut eine Limitation ihrer angezeigten Handlungsfähigkeit auf, denn sie konnte der vermeintlichen Doppelbelastung nicht mehr nachkommen.

Dominant ist das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster des Einzugs in die Altenpflegeeinrichtung. Die Interaktionsgeschichte mit ihrem Mann als signifikanter Anderer und Ereignisträger sowie der Schrebergartenanlage als Ereignisträger scheinen von zentraler Bedeutung zu sein. Sie setzt sich erneut mit ihrer eingeschränkten Handlungsfähigkeit auseinander und zeigt hierbei ihren Rollenverlust auf: Sie kann ihre Rolle als Macherin, die sich um ihren Mann sowie die Familie und den Schrebergarten als ihr Eigentum, nicht mehr ausführen und muss sich eingestehen, dass sie die Doppelbelastung nicht weiter tragen kann. Die Kategorie ‚Zeit‘ ist noch immer diffus.

³ Laut der Gatekeeper*innen lebt Jelena Zachs Mann gegenwärtig noch immer auf einen anderen Wohnbereich als sie.

Subsegment 3.2: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster und Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch den Verlust des Schrebergartens und des zunehmenden Alters (Z. 22-48)

Dieses Subsegment stellt teilweise eine Wiederholung des Geschilderten dar: Die Eheleute seien in eine Altenpflegeeinrichtung gezogen und ihr Mann habe kognitiv stark abgebaut („aber er ist sehr zerstreut“, Z. 25). Darüber hinaus betont Jelena Zach erneut die Wichtigkeit ihres ehemaligen Schrebergartens, der ihr „Zuhause [...], ein schönes (.) Unterkunft“ (Z. 26-27) gewesen sei, den sie aufgrund des Abbauprozesses ihres Mannes allein nicht mehr halten konnte. Darüber hinaus berichtet Frau Zach weiter über ihre beiden Kinder: Ihr Sohn sei mit seiner Ehefrau weggezogen und ihre Tochter lebe weiterhin in ihrer Nähe.

Es können alle drei Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung identifiziert werden: Zunächst leitet Jelena Zach durch den sprachlichen Markierer „und dann“ (Z. 22) in das Prozessgeschehen ein, das durch eine Hintergrundbeschreibung des aktuellen Gesundheitszustandes ihres Mannes einerseits und andererseits ihrem gegenwärtigen Bezug zu dem Stadtteil, in dem die Schrebergartenanlage liegt, ergänzt wird. Es folgt eine argumentative Begründung dafür, dass die Eheleute den Schrebergarten aufgeben mussten. Anschließend beschreibt Jelena Zach ihre gegenwärtigen Besuche in der Schrebergartenanlage, bevor sie in eine detaillierte Hintergrundkonstruktion zur Beschreibung ihrer Kinder einleitet und eine Bewertung der aktuellen Situation vornimmt. Formalsprachlich auffällig sind ein Lachen, die Lakonie der szenischen Beschreibungen und der Bewertungen. Dabei verwendet die Biographieträgerin assoziative Stilelemente in Form von Metaphern („leidlicher“, Z. 25, „zerstreut“, Z. 25, Z. 35, „jetzt häng ich hier rum“, Z. 32) sowie lokaldeiktische Ausdrücke („da“, Z. 26, Z. 30, Z. 36, „hier“, Z. 22, Z. 32, Z. 37, „dahin“, Z. 37). Es lassen sich 36 ein- bis dreisekündige Erinnerungsphasen als Sprechpausen identifizieren, sowie die kommunikativen Signale der Selbstbestätigung, mit denen die Biographieträgerin erneut direkt die Forscherin adressiert („nich“, Z. 23, Z. 29, Z. 43, Z. 47, „ja“, Z. 40). Ferner ist interessant, dass Jelena Zach in ihren Darstellungen immer wieder in den Zeiten springt: Sie verbindet Vergangenes mit Gegenwärtigem. Darüber hinaus befindet sie sich bereits in diesem Subsegment in der Vorkodaphase („dann is da weiter nicht viel zu zu sagen“, Z. 29-30).

Jelena Zach wiederholt den Wortlaut aus Subsegment 3.1 als Ergebnissicherung, indem sie sich erneut als soziale Einheit mit ihrem Mann („wir“, Z. 22) präsentiert. Es folgt die Präzisierung, die direkt an die Interviewerin gerichtet ist, dass „er ja auch mit drin“ (Z. 22-23) sei. Damit

rekurriert sie erneut darauf, dass die Eheleute in der Altenpflegeeinrichtung leben. Nachfolgend charakterisiert Jelena Zach ihren Mann: „er ist eigentlich n leidlicher, (..) aber er ist sehr zerstreut“ (Z. 25). Interessant ist hierbei die verbalisierte Steigerung des geistigen Verfalls ihres Mannes, denn zuvor hat sie diesen als ein „bisschen tüdelig“ und „zerstreut“ beschrieben (Segment 1 und Subsegment 3.1). In einer ersten Lesart könnte es sein, dass die metaphorischen Ausdrücke wie „tüdelig“ oder „zerstreut“ für die Biographieträgerin Normalisierungsstrategien sind, um die kognitiven Defizite ihres Mannes besser verarbeiten zu können. Des Weiteren ließe sich deuten, dass Frau Zach sich durch die Beschreibungen ihres Mannes von ihm und seinen kognitiven Defiziten distanzieren möchte, weil sie noch nicht „so tüdelig“ sei. Auch die Betonung darauf, dass sie ihren Mann nicht mehr pflegen konnte (Subsegment 3.1), lässt auf ihre Abgrenzung in Bezug auf den Gesundheitszustand schließen. Eine weitere Lesart ist, dass sie als demenzkranke Frau eine aphasische Störung hat und aus dem Grund die assoziativen Stilelemente anstatt des medizinischen Oberbegriffs (Demenz) verwendet. In jedem Fall wird deutlich, dass Jelena Zachs Beziehung zu ihrem Mann durch hochgradige Ambivalenzen gekennzeichnet ist, denn er sei eigentlich „n leidlicher“ (Z. 25) im Sinne von annehmbar, aber doch „sehr zerstreut“ (Z. 25).

Nach einer einsekündigen Pause kommt Jelena Zach abrupt zur Haupterzählung zurück, indem sie erneut von der Schrebergartenanlage spricht: Sie gehe gegenwärtig noch gerne nach Stadtteil_A1*, weil dort die Gartenanlage sei, in der sie ihr „Zuhause hatte, ein schönes (.) Unterkunft, alles“ (Z. 26-27). Diese scheint für sie eine positive und schöne Erinnerung zu sein, an der sie im Rahmen des Interviews festhält. Es ist jedoch auffällig, dass sie nur von sich spricht („mein Zuhause“, Z. 26) und ihren Mann sowie die Kinder nicht mit einbezieht. Es wird dadurch die starke emotionale Gewichtung deutlich, die der Schrebergarten für Jelena Zach scheinbar einnimmt: Es war ihr Schrebergarten, weil nur sie sich vornehmlich darum gekümmert und diesen gepflegt hat. Daraus ergibt sich, dass sie in der Familie auch die meiste Zeit in dem Schrebergarten verbrachte, weil ihre Kinder erst zur Schule gegangen sind und später aufgrund von Emanzipationsprozessen, die mit dem Erwachsenwerden zusammenhängen, nicht mehr ihre freie Zeit in dem Schrebergarten verbracht haben. Auch ihr Mann sei weniger im Schrebergarten gewesen, weil er sich lieber mit anderen Personen in der Gartenanlage unterhielt, wie sie im Interview präsentiert (Segment 5 und Segment 15/10). Vermutlich verbindet sie zusätzlich in Bezug auf die Beziehung mit ihrem Mann eher etwas Belastendes und Trauriges, da er mittlerweile erkrankt ist und Frau Zach sich nicht mehr um ihn kümmern konnte. Die Lesart wird bestärkt durch den nachgeschobenen argumentativen Kommentar, dass Jelena Zach den Schrebergarten „nur mit meinem Mann [...] nicht mehr halten“ (Z. 29) hätte können.

Die Biographieträgerin befindet sich nachfolgend in der Vorkodaphase und beendet vorerst die Haupterzählung mit „Ja, (..) dann is da weiter nicht viel zu zu sagen“ (Z. 29-30) und stellt in einem argumentativen eigentheoretischen Kommentar heraus, dass sie „jetzt“ (Z. 30) in der Altenpflegeeinrichtung lebt. Das Ende der Stegreiferzählung nimmt sie jedoch nicht an, denn nach einer kurzen Erinnerungsphase folgt eine lakonische Beschreibung des Schrebergartens: Viele Bekannte und Freunde von Frau Zach, die ebenfalls in der Schrebergartenanlage eingebunden gewesen seien, würden gegenwärtig keinen Schrebergarten mehr besitzen („Viele sind nicht mehr da, die mit mir da (.) zusammen gewesen sind.“, Z. 30-31). Sehr wahrscheinlich ist, dass die anderen Gartenbesitzer*innen in dem Alter von Frau Zach und ihrem Mann sind, so dass diese sich auch aufgrund des zunehmenden Alters nicht mehr um ihren Schrebergarten kümmern können. Dass die Biographieträgerin auch gegenwärtig noch in die Schrebergartenanlage gehe, wird an dieser Stelle bezweifelt, denn laut Pflegepersonal der Altenpflegeeinrichtung kann Frau Zach das Haus nicht mehr allein verlassen, weil sie sturzgefährdet ist.⁴ Sie schließt diese Erinnerung als „ne schöne Zeit“ (Z. 31) ab, wodurch noch einmal deutlich wird, wie wichtig und zentral dieser Lebensabschnitt für die Biographieträgerin gewesen sein muss. Durch einen Ausspruch der Resignation („Naja“, Z. 32) und einer erneuten Vorkoda „und jetzt häng ich hier rum“ (Z. 32) wird die Haupterzählung zunächst abgeschlossen. Dieser Ausspruch zeigt einen reflexiven Moment, in dem Jelena Zach in einer jugendsprachlichen Weise eine Veränderung herausstellt: Ihr Selbstbild hängt an den Attributen des fleißig und aktiv Seins, denen sie mit zunehmendem Alter nicht mehr gerecht werden kann. Dennoch versucht sie durch das Vergegenwärtigen der Erinnerungen, die mit diesen Attributen zusammenhängen, ihre Identitätsformation aufrechtzuerhalten.

In einer weiteren Hintergrundkonstruktion benennt Jelena Zach erneut ihre Kinder. Sie knüpft dabei an die Hintergrundkonstruktion aus Segment 2 an, wiederholt dabei die Kernaussagen und ergänzt diese um wenige weitere Informationen: Ihre Tochter wohne in Stadt_A* („hier“, Z. 32) und habe in dieser Stadt auch eine nicht weiter beschriebene berufliche Anstellung. Dagegen sei Jelena Zachs Sohn „auswärts gezogen“ (Z. 33), wobei ihr nicht mehr einfällt, wohin er genau gezogen ist. Die Biographieträgerin erlebt im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews ihre eigenen Erinnerungsprobleme und adressiert diese direkt an die Forscherin: Ihr Nicht-Erinnern-Können sei darin begründet, dass sie selbst „so zerstreut“ (Z. 35) sei. Den metaphorischen Ausdruck des zerstreut seins bezieht Frau Zach das erste Mal in Bezug auf sich

⁴ Bei Menschen mit einer Alzheimerdemenz treten gehäuft Gangstörungen auf, wodurch ein erhöhtes Sturzrisiko besteht. „Dies trägt unter anderem dazu bei, dass die Inzidenz von Stürzen und Frakturen bei Patienten mit Demenz 2- bis 3-fach erhöht ist“ (Jamour et al. 2012: 41).

selbst. Zuvor hat sie damit ihren Mann charakterisiert und sich dadurch von ihm distanziert. Jelena Zach konfrontiert sich selbst mit ihrer eigenen Vergesslichkeit, zeigt aber sofort auch ihren Umgang damit auf: Sie reflektiert, dass sie sich wichtige Informationen aufschreibe („aber ich hab alles aufgeschrieben“, Z. 35-36); dabei lacht sie. Das Lachen könnte an dieser Stelle einen Versuch symbolisieren, die Auswirkungen der eigenen Erinnerungsschwierigkeiten zu überspielen und vor der Interviewerin durch das Ausweisen der Handlungsfähigkeit zu relativieren. Der nachfolgende Ausspruch „Na jedenfalls“ (Z. 36) lässt zudem darauf schließen, dass Frau Zach von dem ihr scheinbar unangenehmen Thema ablenken möchte und fügt weitere Detaillierungen zu ihren Kindern ein. Interessant ist, dass sie dabei die Ehe des Sohnes beschreibt und bewertet, was sie bei der Tochter nicht macht. In einer weiteren Hintergrundbeschreibung skizziert sie, dass ihr Sohn verheiratet sei und fügt lakonisch ihre Einschätzung dazu ab: Er würde eine „ganz gute Ehe, ja, (.) mit der Frau“ (Z. 36-37) führen. Auffällig ist, dass die Biographieträgerin ihre Schwiegertochter nur mit „der Frau“ (Z. 37) betitelt. Frau Zach ergänzt, dass sie sie auch kennengelernt habe und dass ihr Sohn mit seiner Ehefrau dann „dahin“ (Z. 37) gezogen sei. Die eingeführte Kategorie ‚Raum‘ bleibt an dieser Stelle zunächst unbestimmt. Dennoch lässt dieser Ausspruch vermuten, dass ihr Sohn seine Ehefrau in Stadt_A* kennengelernt habe und die beiden dann gemeinsam weggezogen seien. Zunächst zeigt Jelena Zach noch einmal performativ auf, dass sie den Wohnort ihres Sohnes nicht mehr genau wisse („Wo das ist, kann ich Ihnen gar nicht mehr sagen“, Z. 38) und markiert erste räumliche Anhaltspunkte: Er und seine Frau seien „außerhalb von Stadt_A*. [...] Äh, (..) südlich noch.“ (Z. 38-40) gezogen. Durch diese geographische Annäherung und eine zweisekündige Erinnerungsphase fällt ihr dann der Ortsbezug ein („Nach Stadt_E (Österreich)* so, ja.“, Z. 40). Dieser Erinnerungsprozess mit einem abschließenden kommunikativen Signal der Selbstbestätigung wird von der Biographieträgerin performativ aufgezeigt.

Interpretationsoffen bleibt, in welchem Verhältnis Jelena Zach zu ihrer Schwiegertochter steht, auch weil sie sie nur mit „der Frau“ (Z. 37) betitelt. Frau Zach habe ihren Sohn und seine Ehefrau zwar in einem früheren nicht weiter bestimmten Zeitraum öfter besucht, könne dies zum gegenwärtigen Zeitpunkt aber nicht mehr so oft, wie sie in einem eigentheoretischen Kommentar festhält („Aber da kann ich jetzt auch nicht mehr so oft hinfahren“, Z. 42). Sie fügt daraufhin eine weitere lakonische Bewertung zu der Ehe ihres Sohnes ein: Die beiden würden sich sehr gut vertragen und ihre Schwiegertochter sei „auch ne ganz Liebe“ (Z. 45). Warum sie dies anmerkt, kann an dieser Stelle noch nicht nachvollzogen werden, es finden sich aber Indizien in den nachfolgenden Segmenten.

Jelena Zach hält mehrfach implizit fest, dass sie durch die Heirat und den Wegzug ihres Sohnes nicht mehr gebraucht werde. Sie musste dadurch ihre Mutterrolle aufgeben, was mit dem Emanzipationsprozess der Kinder vom Elternhaus beim Erwachsenwerden zusammenhängt. Für sie ist es vermutlich sehr wichtig, dass ihr Sohn eine fürsorgliche Ehefrau hat, wie sie zuvor als Mutter zu ihrem Sohn gewesen ist. Dies kommuniziert sie nicht direkt, sondern diese Lesart lässt sich durch die Charakterisierungen ihrer Schwiegertochter rekonstruieren („seine Frau war nicht so für Gartenarbeit und so, (...) war so ne Zierliche. (...) Zuhören geboren“, Z. 147-148; „zartes Etwas“, Z. 254).

Nach einer Pause von drei Sekunden zeigt die Biographieträgerin erneut durch die Interjektion „Naja“ (Z. 45) ihre Resignation auf. In der weiteren argumentativen Passage setzt sich Frau Zach mit Veränderungsprozessen vermutlich in Bezug auf ihren Sohn auseinander: Sie könne nicht einschätzen, wie „er sich so weiterentwickelt hat“ (Z. 45). Nachfolgend fehlt die Konsistenz der Schilderung und es kann nicht ganz nachvollzogen werden, ob sie weiterhin von ihrem Sohn spricht. Zudem ist es sehr wahrscheinlich, dass Jelena Zach mit den Zeitbezügen durcheinanderkommt: „Er is eigentlich immer noch, (...) so wenn Versammlungen sind, so von diesem Verein und so. Da ist er dabei und so.“ (Z. 46-47). Es kann nicht geklärt werden, (1) welche Person sie konkret meint, (2) um welchen genauen Kontext es sich handelt und (3) um welche Zeit es sich handelt. Zunächst ist anzunehmen, dass Jelena Zach weiterhin von ihrem Sohn spricht, jedoch wird durch den nachfolgenden Kommentar die Lesart wahrscheinlicher, dass sie von ihrem Mann spricht: Sie resümiert, er sei „aber nicht mehr so der Alte wie er war, nich. (...) Ja, ich ja auch nicht mehr.“ (Z. 47). Die Biographieträgerin setzt sich ins Verhältnis zu der unbestimmten Person, was sie zuvor ausschließlich bei ihrem Mann getan hat. Vermutlich ist dies ein erneuter Hinweis auf die Demenzerkrankung ihres Mannes und dass sie nun gemeinsam in der Altenpflegeeinrichtung leben. Durch den letzten Satz konfrontiert sich Jelena Zach in diesem argumentativen eigentheoretischen Kommentar mit ihrem eigenen altersbedingten Veränderungsprozess, geht aber zunächst nicht weiter darauf ein.

Nach einer erneuten zweisekündigen Sprechpause als Erinnerungsphase fügt die Biographieträgerin wiederholend hinzu, dass ihre Tochter „noch hier“ (Z. 48) leben würde. In lakonischer Weise stellt sie das Verhältnis zu ihr dar. Frau Zachs Tochter würde sie „auch nicht so für voll“ (Z. 48) nehmen. Dass ihre Tochter sie nicht mehr „für voll“ (Z. 48) nehme, lässt auf die Demenzerkrankung schließen; was die Biographieträgerin jedoch konkret damit meint, wird ausgespart. Jelena Zach relativiert damit aber ihren kognitiven Veränderungsprozess, denn mit dem Ausspruch wird impliziert, dass ihre Tochter sie ungerechtfertigterweise nicht mehr ernst nehmen würde. Vermutlich ist sich Jelena Zach über die eigene Demenzdiagnose und dem damit

einhergehenden kognitiven Verfall entweder nicht bewusst oder verdrängt diese. Möglich ist aber auch, dass ihr das Ausmaß der eigenen Erkrankung nicht bewusst ist, weshalb sie nicht verstehen kann, warum ihre Tochter sich so verhalte. Was Frau Zach mit „auch“ (Z. 48) meint, kann nicht abschließend geklärt werden. Möglicherweise nimmt sie hier indirekt Bezug auf ihren Sohn und ihre Schwiegertochter, möglich ist aber auch ein Verweis auf das Personal in der Altenpflegeeinrichtung, in der sie lebt.

In Subsegment 3.2 wird Verlaufskurvenpotenzial durch zunehmende Verlusterfahrungen aufgeschichtet, wie durch den Verlust des Schrebergartens, den vermeintlichen Verlust ihres Sohnes sowie durch die Veränderungsprozesse aufgrund des zunehmenden Alters und der demenziellen Erkrankung ihres Mannes und von Jelena Zach selbst. Durch das repetitive Erzählen kann herausgearbeitet werden, dass Jelena Zach bestimmte Haltepunkte in ihrer Biographie hat, die es ihr ermöglichen, ihr Sozialgefüge und ihre Erinnerungen an die Vergangenheit bei sich zu behalten. Die Nennung von Personen, wie ihrem Mann und ihren Kindern, sowie Ortsbezüge (Schrebergarten, Altenpflegeeinrichtung und Stadt_A*) dienen als Anker für die biographische Erzählung. Dadurch deutet sich aber auch eine Paradoxie und die ganze Tragik des Falles an, denn die Biographieträgerin lebt gedanklich und emotional gewissermaßen in ihrer Erinnerung, aber das Gedächtnis als Medium, das ihr diese Erinnerungen schenkt, wird immer schwächer. Sie erfährt Verlusterfahrungen durch die lebensgeschichtlichen Veränderungsprozesse und ist mit dem eigenen Verfallsprozess aufgrund der Demenzerkrankung konfrontiert. Die heutige Zeit steht in einem starken Kontrast zu der Vergangenheit, die eine schöne Zeit gewesen sei. Sie versucht mit diesen mehrdimensionalen Veränderungen umzugehen, indem sie einerseits versucht, an den Erinnerungen festzuhalten, andererseits mit ihren Erinnerungsschwierigkeiten umzugehen, indem sie sich wichtige Informationen aufschreibt. Damit verbunden sind Prozesse des Umlernens und des kompensatorischen Lernens.

Es ist insgesamt bezeichnend, dass Jelena Zach ihre Kinder ausschließlich in einer Hintergrundkonstruktion darstellt. Sie sind vermutlich schlicht nicht mehr so präsent, auch weil das Verhältnis von Jelena Zach und ihrer Tochter eher angespannt zu sein scheint, weil sie an ihrer Entscheidungs- und Handlungsfähigkeiten zweifelt.

Subsegment 3.3: Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch soziale und räumliche Verlusterfahrungen (Z. 48-64)

Jelena Zach befindet sich in einer Erzählschleife: Zum gegenwärtigen Zeitpunkt lebe sie „hier im Heim“ (Z. 48-49) und gehe gelegentlich in Stadtteil_A1* zum Arzt oder in der

Schrebergartenanlage spazieren. Ihre Tochter lebe auch dort (Z. 57). Eine neue Information ist, dass sie manchmal bei Spaziergängen alte Bekannte aus der Schrebergartenanlage treffe. Zudem stellt die Biographieträgerin wiederholend heraus, dass sie den Schrebergarten nicht allein halten konnte, nach dem Beginn des Abbaus der kognitiven Leistungsfähigkeit ihres Mannes. Des Weiteren geht Jelena Zach erneut auf ihre eigenen Veränderungsprozesse ein: Sie gesteht sich ein, dass sie auch „älter und (...) tüdeliger“ werde, aber dennoch „genieße“ (Z. 51). Dabei setzt sie ihre eigenen Abbauprozesse ins Verhältnis zu denen ihres Mannes („Er is (...) bisschen tüdeliger als ich, würde ich sagen.“, Z. 56).

Jelena Zachs repetitives Erzählen ist auch in Subsegment 3.3 dominant, ebenso wie die drei Kommunikationsschemata. Sie beschreibt zunächst eine lebenszyklische Routine, bevor sie in einer szenischen Beschreibung, die eine direkte Ansprache der Interviewerin impliziert, den Stadtteil_A1* mit der Schrebergartenanlage räumlich skizziert. Es folgt eine Erzählung zum Prozessgeschehen, in der sie auch durch den Wechsel der Zeitformen ihren biographischen Veränderungsprozess durch das zunehmende Alter präsentiert. Eine diesbezügliche lakonische Bewertung und eine eingelagerte Konstruktion, um den Bezug zu ihrer Tochter herzustellen, folgen. Formalsprachlich auffällig sind unbestimmte Zeitangaben („ab und zu“, Z. 50, „lange Zeit“, Z. 54, „früher“, Z. 59), assoziative Stilelemente („tüdeliger“, Z. 51, Z. 55, Z. 56, „nachgestellt“, Z. 58, „bisschen blind durch die Gegend“, Z. 63) sowie die Verwendung von Ausdrücken der Temporal- und Lokaldeixis („hier“ Z. 50, Z. 55, Z. 57, „oben“, Z. 52, Z. 53, „unten“, Z. 53, „jetzt“, Z. 65). Es lassen sich 25 ein- bis dreisekündige Erinnerungsphasen als Sprechpausen identifizieren, sowie die kommunikativen Signale der Selbstbestätigung, mit denen die Biographieträgerin erneut direkt die Forscherin adressiert („nich“, Z. 51, Z. 52, Z. 60, „ja“, Z. 64). Jelena Zach befindet sich zudem weiterhin in der Vorkodaphase („Ja, sonst kann ich da nicht viel zu sagen“, Z. 49, „Naja, das ist so von meinem Leben“, Z. 64).

Mit Bezug auf das vorherige Subsegment kann die Lesart bestätigt werden, dass Jelena Zach von ihrem Mann spricht. Sie stellt wiederholend in Bezug auf ihr gegenwärtiges Leben heraus, dass sie „jetzt [...] hier im Heim“ (Z. 48-49) lebe und „meinen Mann ja auch hier“ (Z. 49) habe. Interessant ist hierbei, dass sie sich erneut in Anbindung zu ihrem Mann darstellt und nicht in der Wir-Gemeinschaft von dem Leben in der Altenpflegeeinrichtung spricht. Dies lässt sich damit begründen, dass ihr Mann räumlich von ihr getrennt ist, weil er auf einem anderen Wohnbereich lebt. Für sie scheint es wichtig zu sein, dass sie wenigstens noch ihren Mann bei sich hat, wenn sie ihren Sohn vermeintlich schon aufgrund der räumlichen Distanz und seinem

eigenständigen Leben verloren hat. Es zeigt sich dadurch erneut, dass sie versucht, ihr Sozialgefüge bei sich zu behalten. Jelena Zach leitet durch eine Vorkoda das Ende der Erzählung ein („Ja, sonst kann ich da nicht viel zu sagen“, Z. 49). Nach einer kurzen Erinnerungsphase nimmt sie die Vorkoda nicht an und ergänzt weitere Informationen. Sie schiebt kurz mit Bezug auf ihr gegenwärtiges Leben ein, dass sie gelegentlich zu ihrem Arzt in Stadtteil_A1* gehe, den sie schon „immer gehabt“ (Z. 50) habe. Auch wenn der Zeitbezug diffus gehalten ist, zeigt sich durch den Ortsbezug, dass dieser der Biographieträgerin ebenfalls Kontinuität gibt. Anschließend setzt sich Jelena Zach im Kontrast dazu in einem lakonischen eigentheoretischen Kommentar mit ihren eigenen Veränderungen und dem kognitiven Abbauprozess auseinander und gesteht sich in diesem reflexiven Moment erstmalig ein: „Aber man wird älter und (.) tüdeliger, (.) aber ich genieße“ (Z. 50-51). Sie führt nicht aus, was genau sie genießt.

Nach dem argumentativen Einschub zeigt sich, dass die vorher angesprochene Ortsangabe einen Haltepunkt für ihre Biographie und damit als Anker für die Erzählung darstellt, denn sie detailliert ihre Beschreibung zum Stadtteil_A1*, der für Frau Zach einen zentralen Stellenwert einnimmt. Jelena Zach beschreibt diesen als „sehr schön, ein schöner Ort“ (Z. 51) und erinnert sich daran, dass dieser vermutlich ländlich gelegen ist, denn man könne Wildschweine sehen. Dabei adressiert sie direkt die Forscherin und beschreibt ihr die räumliche Lagerung des Stadtteils_A1*. Auch sei dort die Schrebergartenlage, in der sie lange Zeit mit ihrem Mann ein schönes Haus gehabt habe. Sie grenzt sich dabei erneut von der Wir-Gemeinschaft ab („hab ich ein schönes Häuschen gehabt“, Z. 53-54) und merkt ausschließlich an, dass ihr Mann dabei gewesen sei („mit meinem Mann zusammen“, Z. 54). Dies begründet sich möglicherweise durch eine Bilanzierung, die das Segment abschließt, denn ihr Mann habe wenig im Schrebergarten mitgeholfen und ihm sei dieser nicht so wichtig gewesen wie der Biographieträgerin. Zudem hat er ihn – im Gegensatz zu ihr – weder gewollt noch gebraucht.

Durch die Nennung ihres Mannes kommt Jelena Zach erneut in eine Erzählschleife, indem sie herausstellt, dass die kognitiven Abbauprozesse bei ihm immer stärker geworden seien und er aus dem Grund nicht mehr zu Hause wohnen konnte („er wurde dann immer tüdeliger und da musste dann schon (..) getrennt von mir sein.“, Z. 54-55). Frau Zach erfährt hier eine erneute Verlusterfahrung, wenngleich diese nur temporär ist, denn ihr Mann lebe zum gegenwärtigen Zeitpunkt mit ihr zusammen in der Altenpflegeeinrichtung (wenn auch auf einem anderen Wohnbereich). Die Schilderung veranlasst die Biographieträgerin sich erneut ins Verhältnis zu ihrem Mann zu setzen, denn sie vergleicht ihre eigenen altersbedingten Abbauprozesse mit denen ihres Mannes („Er is (..) bisschen tüdeliger als ich, würde ich sagen.“, Z. 56).

Nach diesem kurzen reflexiven Moment kommt Jelena Zach erneut auf die Kategorie ‚Raum‘ zusprechen, wobei die Nennung des Ortes ihr als Anker der Erzählung dient: Stadtteil_A1*. Sie wiederholt, dass ihre Tochter dort wohnen würde und dass Frau Zach auf vermeintlichen Spaziergängen alte Bekannte treffen würde. Die Interaktion mit den alten Bekannten scheint für Jelen Zach eine hohe Bedeutung einzunehmen, denn diese vergegenwärtigen ihr die lebenszyklischen Veränderungsprozesse. Durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede zeigt sie diese auf: Ihr werde „nachgestellt“ (Z. 58) und sie müsse an etwas (Undefiniertes) denken. Dieser Anspruch bleibt interpretationsoffen. Dadurch kommt sie zu ihren Erinnerungen an den Schrebergarten zurück, der in Stadtteil_A1* ist. Frau Zach resümiert, dass sie „früher [...] noch oft durch den Garten gegangen“ (Z. 59-60) sei, weil dieser für sie „was Schönes“ (Z. 60) sei. Hier zeigt sich wiederholt die Wichtigkeit ihres Lebens in der Vergangenheit, wodurch sich ein starker Kontrast zur Gegenwart andeutet. Dies zeigt auch die nachfolgende Argumentation: Erstmalig zeigt Jelena Zach auf, dass nicht die Doppelbelastung zur Aufgabe des Schrebergartens geführt habe, sondern, dass sie diesen ohne ihren Mann nicht weiterführen wollte („alleine den Garten halten, wollte ich auch nicht“, Z. 62). Dabei zeigt sich ihr lebenszyklisches Dilemma, denn ihrem Mann sei der Schrebergarten nicht so wichtig gewesen wie ihr. Er sei „auch so ein bisschen blind durch die Gegend“ (Z. 62-63) gelaufen, was impliziert, dass er nicht viel bei der Gartenarbeit mitgeholfen habe.

Nach einer zweisekündigen Sprechpause als Reflexionsphase zeigt sie ihre gegenwärtige Resignation auf, die sich auf das zuvor Berichtete bezieht („Naja, das ist so von meinem Leben“, Z. 64). Der Schrebergarten sei ihr besonders wichtig gewesen, aber sie könne aufgrund der altersbezogenen physischen und kognitiven Abbauprozesse die Pflege nicht mehr leisten, sondern befindet sich in der Altenpflegeeinrichtung ohne explizite Aufgaben.

Im Subsegment 3.3 ist die Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial in zweierlei Hinsicht dominant:

- (a) räumliche und soziale Verlusterfahrungen führen zur Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial. Aufgrund der kognitiven Verfallsprozesses ihres Mannes erfährt Jelena Zach eine räumliche Trennung von ihrem Mann, der in die Altenpflegeeinrichtung zog. An diese familiäre Verlusterfahrung ist auch eine räumliche Verlusterfahrung gekoppelt, denn sie konnte den Schrebergarten als ihr geliebtes Zuhause nicht allein halten und musste diesen infolgedessen aufgeben. Dadurch, dass sie dann auch in die Altenpflegeeinrichtung zog, ist sie partiell – in einem anderen Setting – wieder mit ihrem Mann zusammen. Der empfundene Verlust verschärft sich dadurch jedoch weiter, denn Jelena Zach nimmt die kognitiven

Abbauprozesse ihres Mannes immer mehr wahr. Zudem hat Jelena Zach ein starkes Verlustempfinden in Bezug auf ihren Sohn, der weggezogen ist und seine eigene Familie hat. Sie kann durch ihre eigenen altersbedingten Abbauprozesse ihren Sohn nicht mehr selbstständig besuchen. Dadurch erfährt Frau Zach einen Rollenverlust, der im weiteren Verlauf der Analyse näher bestimmt werden muss. Diese räumlichen und sozialen Bezüge dienen der Biographieträgerin im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews als Anker der Erzählung. Sie erinnert sich immer wieder daran zurück, wie ihr Leben vor dem Einzug in die Altenpflegeeinrichtung war und verknüpft dieses mit ihrem gegenwärtigen Leben, in dem sie durch die Haltepunkte (Orts- und Personenbezüge) versucht, ihre biographischen Erinnerungen bei sich zu behalten. Insbesondere scheinen die Erinnerungen an die Schrebergartenanlage sehr schöne Erinnerungen für sie zu sein, an denen sie durch das zirkuläre Erzählen versucht festzuhalten.

- (b) Jelena Zach setzt sich mit eigenen Abbauprozessen ihrer kognitiven Kapazitäten auseinander, wodurch sich möglicherweise Verlaufskurvenpotenzial aufschichtet. Ihre lakonischen Kommentare diesbezüglich zeigen auf, dass sie ihre eigenen Veränderungsprozesse nicht als so bedeutend empfindet bzw. diese keine große Relevanz aufweisen. Jelena Zach relativiert in diesem Subsegment ihren gesundheitlichen Zustand, in dem sie sich einerseits ins Verhältnis setzt zu ihrem Mann, andererseits herausstellt, dass sie trotz ‚Tüdeligkeit‘ ihr gegenwärtiges Leben genießen würde. Dies hängt möglicherweise mit den angesprochenen Haltepunkten ihrer Biographie zusammen, denn die Biographieträgerin lebt gewissermaßen in ihrer Erinnerung, die sich bislang auf den Ort des Schrebergartens konzentriert, womit auch ihre Familie zusammenhängt. Auch durch die Konfrontation mit dem eigenen Verfallsprozess aufgrund der Demenzerkrankung, womit der Abbau kognitiver Kapazitäten des Gedächtnisses als Medium zusammenhängt, bildet ihr gegenwärtiges Leben einen starken Kontrast zu ihrer Vergangenheit.

Interessant ist, dass sich Jelena Zach nicht nur in Bezug auf kognitive Abbauprozesse mit ihrem Mann ins Verhältnis setzt („Er is (..) bisschen tüdeliger als ich“, Z. 56), sondern auch bezüglich der empfundenen Wichtigkeit des Schrebergartens („N Garten wollte er nicht, nich, hat er auch nicht gebraucht. Aber ich hab den Garten schon gebraucht, ja.“, Z. 63-64).

Segment 4: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Ausbildung, Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch zunehmende Einsamkeit (Z. 64-92)

Frau Zach skizziert, dass sie in Stadt_B (Ostsee)* ihre Ausbildung als Schlosserin gemacht habe und danach erst nach Stadt_A* gezogen sei. Anschließend wiederholt die

Biographieträgerin das Gesagte zu der Schrebergartenanlage und zu dem Stadtteil_A1*, zu ihrem Mann sowie zu ihren Kindern.

Durch die repetitive Darstellungsweise sind auch in Segment 4 alle drei Schemata der Sachverhaltsdarstellung identifizierbar. Formalsprachlich auffällig sind die Verwendung bestimmter Zeigewörter („da“, Z. 66, Z., 67, Z. 69, Z. 70, Z. 88, „hier“, Z. 76, Z. 80, Z. 85, Z. 90, „außerhalb“, Z. 81) sowie das performative Aufzeigen der eigenen Vergesslichkeit und diesbezügliche lakonische Bewertungen des angezeigten Veränderungsprozesses ihrer eigenen Person und ihrer Familie. Zum Ende des Segments ist die Rekonstruktion wörtlicher Rede ein Indiz für eine dichte Erzählung („ah, Jelena Zach*, biste auch mal wieder hier“, Z. 90). Es lassen sich 45 ein- bis dreisekündige Erinnerungsphasen als Sprechpausen identifizieren, sowie die kommunikativen Signale der Selbstbestätigung, mit denen die Biographieträgerin erneut direkt die Forscherin adressiert („ja“, Z. 66, Z. 70, Z. 71, Z. 84, „nich“, Z. 74, Z. 77, Z. 80, Z. 90). Ferner befindet sich Jelena Zach weiterhin in der Vorkodaphase, indem sie zweimal sagt, dass sie nicht mehr zu sich erzählen könne („Joa, das war so alles, was ich ihnen von mir erzählen konnte. (5)“, Z. 80, „Ja, das wars so von mir. (5)“, Z. 91). Es folgt jeweils eine fünfsekündige Sprechpause und die Biographieträgerin nimmt nachfolgend ihre Erzählung wieder auf.

Die Biographieträgerin markiert durch den jugendsprachlichen Gebrauch „jetzt hänge ich hier so“ (Z. 65) einen Kontrast: Im Gegensatz zu ihrem früheren Leben, dass durch die Pflege des Schrebergartens und ihres Mannes gekennzeichnet war, deutet sie an, dass sie gegenwärtig – auch durch das Setting der Altenpflegeeinrichtung – nicht mehr aktiv sein und Aufgaben übernehmen kann.

Nach einer dreisekündigen Erinnerungsphase erfolgt ein neuer unkonkreter Ortsbezug im Rahmen einer Beschreibung. Jelena Zach fahre einmal im Jahr in den Osten. Wie sich herausstellen wird, verweist Frau Zach an dieser Stelle vermutlich schon auf Stadt_B (Ostsee)*, die zur ehemaligen DDR gehörte. Hier habe sie eine berufliche Ausbildung gemacht, bevor sie nach Stadt_A* gezogen sei. Damit markiert sie im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews den Beginn ihrer Zuwanderungs- und Migrationsgeschichte. Der Bezug zum „Osten“ (Z. 65) scheint für Frau Zach eine große Rolle zu spielen, dies wird durch die weitere Analyse deutlich. In diesem Segment betont sie diesbezüglich zunächst, dass es sie gegenwärtig noch immer dorthin ziehe („Und da ziehts mich immer noch hin.“, Z. 67) und dass die Stadt ein „wunderschönes Fleckchen“ (Z. 70) sei. Durch die positive Bewertung scheint Stadt_B (Ostsee)* neben dem Schrebergarten in Stadtteil_A1* einen weiteren zentralen Ortsbezug darzustellen. Durch diese

Erinnerung gelingt es Jelena Zach ihre Ausbildung zu spezifizieren: Sie habe eine Ausbildung als Schlosserin gemacht („als Schlosserlehrling“, Z. 71, Z. 73). Zudem charakterisiert sie sich selbst, denn sie „war ne Fleißige“ (Z. 71), wobei auffällig ist, dass sie in der Vergangenheitsform spricht. Dadurch reflektiert Frau Zach, dass sie gegenwärtig durch die altersbedingten Abbauprozesse und das Leben in der Altenpflegeeinrichtung ihren selbst zugeschriebenen Attributen nicht mehr gerecht werden kann. Untermauert wird dies durch einen nachfolgenden Ausspruch, indem Frau Zach resümierend festhält, dass sie sich anpassen würde.

In Bezug auf ihr Leben in der damaligen DDR verbalisiert die Biographieträgerin ergebnisichernd ihre Erinnerungssuche. Sie nimmt im lebensgeschichtlichen Interview ihre eigenen kognitiv-demenziellen Defizite wahr, relativiert diese aber mit der lang zurückliegenden Zeit – im Sinne, dass es normal sei, sich schlechter an lang zurückliegende Erfahrungen zu erinnern („Ach, das ist alles schon so lange her.“, Z. 73). Durch die Nennung des Ortsbezugs und dem performativen Aufzeigen der Erinnerungsschwierigkeiten kommt sie zu dem ortbezogenen Haltepunkt in ihrer Biographie zurück. Die Biographieträgerin geht nachfolgend repetitiv erneut auf ihren Schrebergarten in Stadt_A* ein, der eine bedeutende biographische Relevanz aufzuweisen scheint. Bei der zirkulären Darstellung gibt es im Vergleich zu den vorherigen Ausführungen nur wenige Veränderungen: Interessant ist der erneute direkte Vergleich mit ihrem Mann und damit einhergehend die Abgrenzung von seinen kognitiven Abbauprozessen („der ist schon (.) tüdeliger als ich“, Z. 76-77). Dabei eröffnet Jelena Zach ein neues Detail: „Der kriegt das so gar nicht mit“ (Z. 77). Vermutlich sind bei ihrem Mann die Abbauprozesse der kognitiven Kapazitäten aufgrund der Demenzerkrankung weiter fortgeschritten als bei ihr, sodass sein Wesen bereits getrübt ist. Darüber hinaus bilanziert sie in einem reflexiven Moment des Interviews, dass dies eine abgeschlossene Lebensphase sei und sie sich gegenwärtig anpassen würde. Damit zeigt die Biographieträgerin wiederholend lebensgeschichtliche Veränderungsprozesse an („Aber das war alles einmal. (..) Und hier (.) passe ich mich ebend auch an“, Z. 79), die mit ihren Verlusterfahrungen zu tun haben. Um diesen empfunden Verlust zu relativieren, betont sie abschließend, dass ihr Mann auch in der Altenpflegeeinrichtung lebt.

Es folgt eine erneute Vorkoda („Joa, das war so alles, was ich ihnen von mir erzählen konnte“, Z. 80). Auch diese nimmt Frau Zach selbst nicht an, denn sie kommt nach der fünfsekündigen Sprechpause als Erinnerungs- und Reflexionsphase zur Sachverhaltsdarstellung zurück und fügt wiederholend weitere Details zu ihren Kindern hinzu. Auch hierbei ist die zirkuläre Darstellung ähnlich zu den vorherigen Ausführungen.

Die Biographieträgerin verbalisiert ihre Erinnerungsschwierigkeiten mit der Nennung der Stadt, in die ihr Sohn gezogen sei. Es lässt sich schlussfolgern, dass Frau Zach aufgrund ihrer

demenziellen Abbauprozesse nur noch Ortsbezüge erinnert, die für sie biographisch relevant sind. Dies zeigt auch die durch Frau Zach vorgenommene räumliche Einordnung ihrer Tochter, denn hier weiß sie ganz genau, dass sie „hiergeblieben [ist], (.) in Stadtteil_A1*“ (Z. 84-85). Die verbalisierte Erinnerungsschwäche bezüglich des Wohnorts ihres Sohnes versucht Jelena Zach dahingegen durch das Aufzeigen ihres Umgangs damit abzuschwächen („Das ist äh, ach, kann ich gar nicht sagen. Ich hab mir das alles aufgeschrieben“, Z. 81-82). Damit fokussiert sie auf nicht von der Krankheit betroffene Bereiche und ihre verfügbare Handlungskompetenz. Eine weitere Umgangsstrategie lässt sich aus der folgenden lakonischen Argumentation ableiten: Ihre Tochter nehme „mich ma auch nicht mehr so ganz wahr, (..) aber ich lebe hier ganz gut“ (Z. 85-86), womit sie sich auf ein Leben in Stadt_A*, eingeschlossen der Altenpflegeeinrichtung, bezieht. Sie scheint sich darüber bewusst zu sein, dass ihre Tochter in bestimmter Weise mit ihr umgehe – vermutlich im Vergleich zu früher anders und als von Frau Zach gewünscht und sie „auch nicht mehr so ganz wahrnehme (Z. 85). Es kann mit Blick auf die vorherigen Ausführungen geschlossen werden („Der kriegt das so gar nicht mit.“, Z. 77), dass sie damit auf ihren Mann verweist, der sie auch nicht mehr wahrnimmt. Trotzdem lebe sie „hier“ (Z. 85) ganz gut, wodurch sich zeigt, dass der Raumbezug besonders wichtig für Jelena Zach ist, ihr Halt und Sicherheit gibt, wenngleich sich das Verhältnis zu Bezugspersonen verändert. Im Gegensatz zu dem Verhältnis zu ihrem Mann und ihrer Tochter (sie nehmen sie nicht mehr so ganz wahr) treffe Jelena Zach bei Spaziergängen in Stadtteil_A1* alte Bekannte. Durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede zeigt Frau Zach auf, dass sie doch noch von ihrem Umfeld wahrgenommen werde („ah, Jelena Zach*, biste auch mal wieder hier, nich. So werd ich begrüßt. (.) Und, aber ganz vergessen haben se mich nich.“, Z. 90-91). Dies scheint von großer Wichtigkeit zu sein.

Sie markiert ihre Erinnerungen an die Schrebergartenanlage als „vergangene Zeit“ (Z. 88), wodurch die lebensgeschichtlichen Veränderungsprozesse erneut bilanzierend angezeigt werden. Dennoch hält sie an diesen Erinnerungen fest. Das Segment schließt mit einer Koda („Ja, das wars so von mir (5)“, Z. 91), die sie auch nicht annimmt. Nach einer fünfsekündigen Sprechpause als Erinnerungs- und Reflexionsphase kommt sie – mit Blick auf das nachfolgende Segment 5 – zur Sachverhaltsdarstellung zurück und fügt wiederholend weitere Details hinzu.

Durch den Anker der Erzählung in Form eines Ortsbezugs gelingt es Frau Zach sich an ihre Berufsausbildung zurückzuerinnern. Sie präsentiert ein tendenziell fremdbestimmtes formales Lernsetting im institutionellen Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsausbildung als Schlosserin, indem sie durch verwaltetes Lernen eine Ausbildung absolviert.

Die näher zurückliegende Vergangenheit scheint ihr jedoch im Rahmen des Interviews präsenter, weshalb sie erneut die lebenszyklisch bedingten Veränderungsprozesse ihrer Familie und des Alters rekapituliert. Dominant ist die Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch zunehmende Einsamkeit. Durch die unterschiedlichen familiären und sozialen Verlusterfahrungen und das damit verbundene eintretende Gefühl, nicht mehr wichtig für andere zu sein und nicht mehr so viel Aufmerksamkeit wie früher zu erhalten, entwickelt sich ihre Einsamkeit. Sie versucht sich damit zu arrangieren, indem sie durch sie der Kategorie ‚Raum‘, konkret Stadt_A*, eine besondere Wichtigkeit zuschreibt und sich daran festhält, dass sie „hier ganz gut“ (Z. 85) lebe. Durch kompensatorisches und handlungsorientiertes Lernen versucht sie darüber hinaus mit den eigenen Erinnerungsschwierigkeiten umzugehen: Sie eignet sich die kompensatorische und handlungsorientierte Strategie an, sich wichtige Informationen, die für sie keine biographische Relevanz besitzen, aufzuschreiben.

Segment 5: Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch den Abbau kognitiver Kapazitäten und der zunehmenden Einsamkeit (Z. 93-112)

Das Segment ist fast gänzlich durch zirkuläre-repetitive Erzählungen der vorherigen Darstellungen gekennzeichnet. Jelena Zach eröffnet darüber hinaus ihre gegenwärtige Gefühlswelt („manchmal könnt ich ja so weinen.“, Z. 108, „Das ist nicht so schön“, Z. 111) und relativiert ihr Leben in der Altenpflegeeinrichtung („ich leb ja hier nicht schlecht“, Z. 110) trotz des Verlusts des Schrebergartens. Abschließend wird die Stegreiferzählung mit einer eindeutigen Koda und der direkten Nachfrage an die Forscherin beendet, was sie mit dem erhobenen Material machen werde („Jetzt hab ich ihnen aber viel von mir erzählt. (..) Und was verwenden sie dann damit(?)“, Z. 111-112).

Weiterhin sind alle drei Kommunikationsschemata dominant und das Prozessgeschehen wird nicht fortgeführt. Jelena Zach befindet sich in einer sogenannten Erinnerungsschleife, die sich in unterschiedlichen Detaillierungen, argumentativen und beschreibenden Hintergrundkonstruktionen sowie in argumentativen eigentheoretischen Kommentaren zeigen. Dabei springt sie immer wieder in den Zeitformen von vergangenen Erlebnissen zu ihrer gegenwärtigen Situation und ihren Empfindungen. Sie führt die Kategorie „altes Mädchen“ (Z. 110) ein und zeigt damit ihren eigenen biographischen Veränderungsprozess auf. Formalsprachlich auffällig ist ein Lachen, sowie die bereits in den vorherigen Segmenten identifizierten Ausdrücke, Zeigewörter und sprachlichen Selbstbestätigungen. Es lassen sich 26 ein- bis dreisekündige Erinnerungsphasen als Sprechpausen identifizieren. Die Vorkodaphase endet mit einer weiteren Koda,

die durch eine direkte Ansprache an die Interviewerin untermauert wird: Frau Zach zeigt ihr Interesse an der Verwendung des erhobenen empirischen Materials („Jetzt hab ich ihnen aber viel von mir erzählt. (..) Und was verwenden sie dann damit(?)“, Z. 111-112).

Das letzte Segment der Stegreiferzählung ist durch Ambivalenzen gekennzeichnet: Jelena Zach setzt sich erneut mehrfach ins Verhältnis zu dem Gesundheitszustand ihres Mannes und stellt heraus, dass die kognitiven Abbauprozesse bei ihm weiter fortgeschritten seien als bei ihr („der is schon (...) tüdeliger als ich“, Z. 93). Dabei nimmt sie den zunehmenden Verlust ihres Mannes aufgrund seiner schwindenden kognitiven Kapazitäten wahr („bisschen sehr zerstreut“, Z. 107-108, „er mich manchmal gar nicht erkennt. (.) Das ist nicht so schön.“, Z. 111) und versucht durch unterschiedliche Strategien damit umzugehen: Zum einen nutzt Frau Zach Alltagsstrategien, indem sie mit ihrem Mann gemeinsam Zeit verbringt („wir setzen viel unten im (.) Hof hier“, Z. 96), zum anderen versucht sie emotionszentriert mit der Situation umzugehen („Manchmal könnt ich ja so weinen“, Z. 108, „ich leb ja hier nicht schlecht.“, Z. 110). In einem reflexiven Moment bilanziert die Biographieträgerin erneut, dass es sich in der Altenpflegeeinrichtung gut leben lasse („ich leb ja hier nicht schlecht“, Z. 110). Sie versucht sich mit der Wohnsituation zu arrangieren und sich dort anzupassen. Diese vermeintliche Zufriedenheit hat sich möglicherweise auch dadurch eingestellt, dass sie gemeinsam mit Ihrem Mann als signifikanter Anderer dort lebt, die Tochter ab und zu vorbei kommt und die Schrebergartenanlage in der Nähe der Altenpflegeeinrichtung gelegen ist. Der Ortsbezug scheint ihr Halt zu geben, dass sie nach dem subjektiv empfundenen Verlust ihres Sohnes noch ihren Mann bei sich hat, wenngleich sie die kognitiven Abbauprozesse des Mannes erlebt.

Damit hängt auch die Verlusterfahrung des Schrebergartens zusammen. Durch eine detaillierte szenische Beschreibung der Schrebergartenanlage wird noch einmal deutlich - wie die vorherige Analyse bereits gezeigt hat -, wie wichtig ihr diese gewesen sein muss. Auch die Bewertung als „schöne Heimat“ (Z. 97) bestärkt diese Lesart. Zudem habe Jelena Zach den Schrebergarten „sehr gepflegt und gehegt“ (Z. 103-104) und das im Gegensatz zu ihrem Mann. Frau Zach konnte hier ihren Attributen des fleißig und aktiv seins nachkommen und damit möglicherweise ihre damit verbundene Rolle erfüllen. Interessant sind hierbei zwei Aspekte:

- (1) Jelena Zach verbindet mit dem Schrebergarten, der sich in Stadtteil_A1* befindet, eine „schöne Heimat“ (Z. 97) und ein Zuhause. Die Altenpflegeeinrichtung, in der sie mit ihrem Mann gemeinsam lebt, ist ebenfalls in Stadt_A*, jedoch in einem anderen Stadtteil. Der Ortsbezug der Altenpflegeeinrichtung scheint aber im Gegensatz zur Schrebergartenanlage kein Haltepunkt ihrer Biographie zu sein und wird auch nicht mit der positiven Bewertung

des Stadtteils_A1* in Verbindung gebracht, sondern fällt immer in Verbindung mit dem Gesundheitszustand ihres Mannes zusammen.

- (2) Nicht nur in Bezug auf die alters- und demenzbedingten Abbauprozesse setzt sich Frau Zach mit ihrem Mann ins Verhältnis, sondern auch, wenn es um den Schrebergarten geht. Sie habe diesen geliebt und ihn „sehr gepflegt und gehegt“ (Z. 103-104), im Gegensatz zu ihrem Mann, der „nicht so der Gartenmensch“ (Z. 106) war und lieber herumlaufen und „kleine Reden“ (Z. 107) gehalten habe.

Diese Charakterisierung ihres Mannes scheint nur für das vergangene Leben zu gelten, denn heute sei Jelena Zachs Mann anders, weil er „bisschen sehr zerstreut“ (Z. 107-108) sei. Der Ausspruch veranlasst die Biographieträgerin noch einmal ihre Tochter zu benennen, die in der Nähe wohne. Es lässt sich vermuten, dass sie durch die subjektiv empfundenen Verlusterfahrungen durch den fortschreitenden Krankheitsprozess ihres Mannes versucht, an etwas festzuhalten, was ihr immer wichtig gewesen ist und ihr Halt gegeben hat. Frau Zach erlebt jedoch schmerzlich durch ihre Tochter ihren eigenen Verfallsprozess, denn „die (.) will mich dann noch umerziehen“ (Z. 109). Damit meint Jelena Zach vermutlich erneut, dass ihr Tochter anders mit ihr umgeht, als sie es sich wünscht. Jelena Zach versucht an ihrer Rolle als aktive und fürsorgliche Frau und Mutter festzuhalten und erlebt in der Beziehung zu ihrer Tochter eine Umkehr der Rollen. Demgegenüber befindet sich die Biographieträgerin wahrscheinlich nicht im Prozess des Arrangierens, denn sie lehnt das ‚Umerziehen‘ durch ihre Tochter ab („das wird nix mehr“, Z. 109). Dies zeigt auch ihre Selbstcharakterisierung durch den semantischen Gebrauch der Kategorie „altes Mädchen“ (Z. 110), um sich sehr wahrscheinlich vor dem Alterungsprozess zu schützen.

Zudem werden Jelena Zach der Abbauprozess ihres Mannes und die damit zusammenhängende Verlusterfahrung immer wieder bewusst, wodurch sich eine gewisse Traurigkeit bei ihr einstellt („Ja. (...) Manchmal könnt ich ja so weinen“, Z. 108). Damit zeigt Jelena Zach im Rahmen des Interviews indirekt ihre Gefühle in Bezug auf die altersbedingten Veränderungsprozesse, die mit Verlust zu tun haben, auf. Interessanterweise leitet die Biographieträgerin nach der kurzen Verbalisierung des schmerzlichen Erlebens in das Ende der Stegreiferzählung ein: Die eigene Vorkoda nimmt Frau Zach nicht an („Das ist alles, (..) das ich ihnen von mir erzählen konnte.“), sondern kommt auf ihre schönen Erinnerungen in Bezug auf den Schrebergarten zurück.

Die das Segment abschließende Koda markiert dahingegen das Ende der Stegreiferzählung. Jelena Zach adressiert die Forscherin und zeigt ihr Interesse an der Verwendung des lebensgeschichtlichen Interviews („Jetzt hab ich ihnen aber viel von mir erzählt. (..) Und was verwenden sie dann damit(?)“, Z. 111-112).

Im fünften Segment ist die Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch die zunehmende Einsamkeit aufgrund von Verlusterfahrungen dominant. Auch das Erleben des eigenen Abbaus kognitiver Kapazitäten, aber auch der Verfallsprozess ihres Mannes spielen dabei eine Rolle. Frau Zach versucht ihr Selbstbild, das an die Attribute fleißig und aktiv sein geknüpft ist, aufrechtzuerhalten, auch wenn sie schmerzlich erlebt, wie sich ihr Leben mit zunehmenden Altern verändert.

Nachfrageteil

Segment 6/1: Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch zunehmende Einsamkeit (Z. 113-150)

Das erste Segment im Nachfrageteil ist in zwei Subsegmente untergliedert: Zunächst wiederholt Jelena Zach erneut, dass sie in der damaligen DDR eine Lehre gemacht habe (Subsegment 6.1/1.1). Daraufhin ist ihre Erinnerungs- und damit auch ihre Erzählschleife dominant: Sie beschreibt wiederholend die Krankengeschichte ihres Mannes, aufgrund deren sie ihren Schrebergarten nicht halten konnte (Subsegment 6.1/1.1). Ferner berichtet sie über das schmerzliche Erleben der gegenwärtigen Situation mit ihrem Mann und des Verlusts des Schrebergartens sowie über die Traurigkeit, die mit dem Wegzug ihres Sohnes verbunden ist (Subsegment 6.2/1.2). Ihre Sehnsucht nach dem Vergangenen („Familie und so, das fehlt mir schon. Aber die krieg ich nicht wieder“, Z. 127-128, „Aber das wird nie mehr so sein, das ist alles Vergebenheit (.) und Verpasstes, alles.“, Z. 142-143) steht dabei im Kontrast zu der Bewertung ihres Lebens in der Altenpflegeeinrichtung („Aber ich leb hier ganz gut“, Z. 127, „ich hab jetzt hier ein Zuhause, ja. (...) Und es ist hier auch schön“, Z. 141-142).

Dominant ist das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster im Zuge dessen sich mehrdimensional Verlaufskurvenpotenzial aufschichtet: lebensepochale soziale, familiäre und räumliche Verlusterfahrungen führen zu Rollenverlusten, womit die Zunahme von Einsamkeit verbunden ist. Des Weiteren ist sie mit dem alters- und demenzbedingten Abbau ihrer kognitiven Funktionsleistung konfrontiert. Im Rahmen des Interviews wird sie mit ebendiesen konfrontiert, die sie versucht in einem sprachlich-geistigen Prozess zu verarbeiten. Sie befindet sich mitten im Prozess des Arrangierens mit ihrem veränderten Leben in der Altenpflegeeinrichtung.

Subsegment 6.1/1.1: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster des Alltags im Schrebergarten, Beschreibung ihrer Kinder und Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch familiäre und räumliche Verlusterfahrungen (Z. 113-134)

Das Subsegment ist untergliedert in die Erzählaufforderung der Forscherin und die diesbezügliche Antwort: Die Interviewerin betont ihr Interesse, das sich nach der Stegreiferzählung zunächst auf Jelena Zachs Kindheit fokussiert, weil sie diese vorab ausgespart hat. Sie setzt darüber hinaus mit Bezug zu den vorherigen Schilderungen einen konkreten Relevanzrahmen: Die Biographieträgerin berichtete zuvor, dass sie in der damaligen DDR eine Ausbildung gemacht habe (Segment 4). Daraus leitet die Forscherin ab, dass die Biographieträgerin auch dort aufgewachsen sei und bittet Frau Zach, davon zu erzählen. Jelena Zach wiederholt die Informationen kurz. Daraufhin ist ihre Erinnerungs- und Erzählschleife dominant: Sie gibt an, dass ihre Kinder in dem Schrebergarten, den die Familie hatte, aufgewachsen seien.

Die Sachverhaltsdarstellung ist erzählend, beschreibend und argumentativ: Frau Zach erzählt zunächst partiell dem Prozessgeschehen folgend und fügt Hintergrundkonstruktionen bezüglich ihrer Kinder und lakonische argumentative Kommentare, einerseits als Bewertungen, andererseits als eigentheoretische bilanzierende Kommentare ein. Formalsprachlich auffällig sind einige unbestimmte lokaldeiktische Ausdrücke („hier (.) unten“, Z. 116, „da“, Z. 118, „hier“, Z. 126, Z. 127), Personenbezeichnungen („sie“, Z. 120, „der“, Z. 123, Z. 124, Z. 130, „die“, Z. 126, Z. 128), Zeitangaben („nachher“, Z. 117, „anfangs“, Z. 131) sowie die Verwendung assoziativer Stilelemente („tüdelig, da musste er schon mal (.) weitergebracht werden“, Z. 118, „bisschen abgesondert, bisschen tüdeliger“, Z. 134). Zudem lassen sich erneut kommunikative Signale der Selbstbestätigung („nich“, Z. 118, Z. 126, Z. 134, „ja“, Z. 117, Z. 119, Z. 121), die Jelena Zach an die Forscherin adressiert, identifizieren. Ferner ist Jelena Zachs performatives Aufzeigen der eigenen Vergesslichkeit („ach ich weiß gar nicht. Ich krieg das gar nicht mehr alles so hin.“, Z. 123) sowie des Eingeständnisses der eingeschränkten Handlungsfähigkeit („und würds vielleicht auch gar nicht mehr schaffen“ Z. 128) formalsprachlich interessant. Es lassen sich 38 ein- bis dreisekündige sowie eine fünfsekündige Sprechpause als Reflexions- und Erinnerungsphase identifizieren.

Jelena Zach antwortet knapp auf die Frage der Interviewerin, dass sie in Stadt_B (Ostsee)* gelernt habe. Anschließend werden die Ortsbezüge in der Kategorie ‚Raum‘ diffuser, denn sie gibt mit direktem Bezug zum vorher Gesagten an, dass sie zu dem Zeitpunkt „Da [...] auch schon hier (.) unten in (...) in“ (Z. 116) gewesen sei. Damit rekurriert sie eigentlich auf

Stadt_A*, bezieht sich aber auf Stadt_B (Ostsee)*, wie nachfolgend deutlich wird: Die Anker der Erzählung sind präsent, denn sie leitet direkt zu ihrem Mann, der Schrebergartenanlage und ihren Kindern über. Jelena Zach wird durch die Bewertung dieser Lebensphase in der Schrebergartenanlage als „wunderschöne Zeit“ (Z. 119) dazu veranlasst, die frühere Routine mit ihren Kindern in dem Schrebergarten zu beschreiben. Des Weiteren wird sie dazu gebracht, die lebensepochalen Veränderungsprozesse erneut aufzuzeigen. Sprachlich fällt damit erneut zusammen, dass ihr Mann „tüdelig“ (Z. 118) geworden sei und aus dem Grund „weitergebracht werden“ (Z. 118) musste, im dem Sinne, dass er in die Altenpflegeeinrichtung gezogen sei. Interessant ist hierbei die Formulierung „weitergebracht werden“ (Z. 118), die auf einen heteronomen Prozess verweist: Vermutlich haben Jelena Zach und ihre Kinder darüber entschieden, dass ihr Mann bzw. Vater in eine Altenpflegeeinrichtung ziehen solle. Darüber hinaus zeigt sich hierbei ein sprachlicher Bezug zu ihren eigenen Erfahrungen in ihrer Kindheit, in der sie „hin und her gereicht“ (Z. 355, Subsegment 16.4/11.4) worden und häufig umgezogen sei; durch diesen Sprachgebrauch wird auf eine fremdbestimmte Lage verwiesen. So kommt sie auch erneut auf den Wegzug ihres Sohnes zu sprechen, wobei sie performativ ihr eigenes Vergessen aufzeigt („Stadt_B (Ostsee)* wollte ich schon sagen, (.) außerhalb [...] „ach ich weiß gar nicht. Ich krieg das gar nicht mehr alles so hin.“, Z. 122-123). Hingegen zu ihrem Sohn, der „sein Weg gefunden“ (Z. 124) habe, sei ihre Tochter „noch hier“ (Z. 126) und habe vermeintlich die Mutterrolle übernommen. Jelena Zach hält auf ironische Weise fest, dass ihre Tochter sie manchmal: „bemuttert“ (Z. 126), worüber sie „ja glücklich“ (Z. 127) sei. Mit Bezug auf die nachfolgende Beurteilung ihres gegenwärtigen Lebens wird auch deutlich, was Frau Zach mit dem ironischen Ausspruch bzgl. Ihrer Tochter meint: Die Biographieträgerin resümiert, dass sie in der Altenpflegeeinrichtung „ganz gut“ (Z. 127) lebe, „obwohl (..) die Familie und so, das fehlt mir schon. Aber die krieg ich nicht wieder. (5) Und würds vielleicht auch gar nicht mehr schaffen.“ (Z. 127-128). Sie gesteht sich selbst ihre eigene eingeschränkte Handlungsfähigkeit ein, wird dadurch aber auch mit dem Verlust ihrer lebensgeschichtlichen Rollen als Mutter, die die Familie umsorgt und sich kümmert, konfrontiert. Sie befindet sich durch die Sehnsucht nach ihrer Familie in einem Dilemma („die Kinder, das war für mich schon (..) wichtig“, Z. 132). Es besteht bei ihr weiterhin der Wunsch, dass sie ihre Kinder um sich hat, wenngleich sie ihre Mutterrolle nicht mehr wie früher erfüllen kann („mit (.) mir zusammen (.) was tun würden, das wär schon schön.“, Z. 129). Damit zusammen hängt auch ihr Mann, bei dem sie Abbauprozesse wahrnimmt, wodurch er ebenfalls nicht mehr so wie von ihr gewünscht bei ihr sein könne („bisschen abgesondert, bisschen tüdeliger“, Z. 134).

In dem Subsegment sind das lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster des Alltags im Schrebergarten identifizierbar, das mit der Beschreibung ihrer Kinder zusammenhängt. Zudem schichtet sich Verlaufskurvenpotenzial durch die lebensepochalen familiären und räumlichen Verlusterfahrungen auf, wodurch ihre empfundene Einsamkeit zunimmt. Frau Zach wird darüber hinaus mit ihrer alters- und demenzbedingten eigenen eingeschränkten Handlungsfähigkeit konfrontiert. Damit geht auch das Aufgeben ihrer Mutterrolle einher, womit sie sich im Rahmen des Interviews auseinandersetzt. Der Verlaufskurvenhöhepunkt wird nicht erreicht, weil die Biographieträgerin versucht sich mit dem Leben in der Altenpflegeeinrichtung zu arrangieren, indem sie für sich resümiert, dass sie dort ein gutes Leben führen würde.

Subsegment 6.2/1.2: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster des Lebens in der Altenpflegeeinrichtung und Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch Rollenverluste und zunehmende Einsamkeit (Z. 135-150)

Das zirkuläre-repetitive Erzählen wird fortgeführt: Jelena Zach habe sich allein um den Schrebergarten gekümmert, nachdem ihr Mann in die Altenpflegeeinrichtung gezogen sei („Ich hab den lange alleine gemacht.“ Z. 140). Bei gegenwärtigen Spaziergängen würde sie der veränderte Anblick des Gartens traurig machen („Und jetzt tu mir das weh, wenn ich da vorbei gehe, wie das da alles verwildert ist“, Z. 140-141). Zudem sei sie darüber traurig, dass ihr Sohn weggezogen sei („das konnt ich gar nicht verkraften“, Z. 145) und sie nicht mehr gebraucht werde („ich wurde dann nicht mehr so gebraucht“, Z. 149), weil ihr Sohn ein eigenständiges Leben führe.

Das argumentative Kommunikationsschema ist dominant, denn die Biographieträgerin erklärt und bewertet den eigenen sowie den familiären Veränderungsprozess. Dadurch springt sie immer wieder in den Zeiten von der Vergangenheit zur Gegenwart. Formalsprachlich auffällig sind weiterhin die kommunikativen Signale der Selbstbestätigung („nich“, Z. 135, Z. 140, Z. 145, Z. 146, Z. 148, „ja“, Z. 135, Z. 139, Z. 141, Z. 142) und das performative Aufzeigen der eigenen Vergesslichkeit bzw. ihrer Erinnerungsschwierigkeiten („jetzt weiß ich gar nicht“, Z. 136). Darüber hinaus sind die assoziativen Stilelemente „Vergebenheit (.) und Verpasstes“ (Z. 143) sowie „ne Zierliche. (...) Zuhören geboren“ (Z. 147-148) interessant und dass sie ihre Einschätzungen teilweise in lakonischer Weise relativiert („Naja, aber“, Z. 141, Naja. (.) Aber“, Z. 145, „Aber, das ist ja ganz gut“, Z. 148, „Naja“, Z. 149). Ferner ist ein Lachen bei der Charakterisierung ihrer Schwiegertochter zu nennen. Es lassen sich 30 ein- bis dreisekündige Sprechpausen als Reflexions- und Erinnerungsphasen identifizieren. Das Segment schließt nach einer

siebensekündigen Pause mit einer Koda, die als Frage an die Interviewerin formuliert ist, sowie einem Lachen.

Das Subsegment 6.2/1.2 ist geprägt von Ambivalenzen: Jelena Zach zeigt ihren mehrdimensionalen lebensgeschichtlichen Veränderungsprozess wiederholend auf und relativiert resümierend, dass es dennoch scheinbar in Ordnung sei („Naja, aber“, Z. 141, Naja. (.) Aber“, Z. 145, „Aber, das ist ja ganz gut“, Z. 148, „Naja“, Z. 149).

- (1) Ihr Mann als signifikanter Anderer spreche nur hin und wieder mit ihr, weil sein kognitiver Abbauprozess bereits weit fortgeschritten sei („Er spricht ja mit mir und mal spricht er nicht mit mir“, Z. 136). Sie ist mit dem schmerzlichen Erleben der Beziehungsgestaltung zu ihrem Mann konfrontiert, relativiert das aber mit dem vermeintlichen Lauf der Dinge im Sinne von, dass das mit zunehmendem Alter normal sei („Wie das so is“, Z. 136).
- (2) In diesem Kontext benennt Frau Zach auch ihren Sohn. Sie scheint sehr traurig über seinen Wegzug zu sein, wie sie durch das performative Aufzeigen ihrer Gefühlswelt zeigt („mein Sohn, das hat mir ja (.) wahrscheinlich das meiste zu gegeben“, Z. 143-144, „das konnt ich gar nicht verkraften“, Z. 145). Jelena Zach versucht mit dem zunehmenden Gefühl der Einsamkeit und Leere, der den Verlust der Mutterrolle impliziert, umzugehen, indem sie sich gut zuredet. Ihr Sohn habe eine gute Frau und einen guten Beruf, weshalb sie nicht mehr gebraucht werde. Interessant ist dabei, dass Frau Zach ihre Schwiegertochter im Kontrast zu sich selbst charakterisiert: Sie sei „so ne Zierliche. (...) Zuhören geboren“ (Z. 147-148), die im Gegensatz zu ihr „nicht so für Gartenarbeit und so“ gemacht sei (Z. 147).
- (3) Die zunehmende Einsamkeit und das vermeintlich nicht mehr gänzlich von Dritten wahrgenommen zu werden überträgt Jelena Zach auch auf frühere Bekannte, „die auch hier sind“ (Z. 137) – damit rekurriert sie vermutlich auf Stadt_A*, wie nachfolgend deutlich wird. Die Bekannten würden sie „bloß noch so wahr[nehmen]“ (Z. 138), jedoch wahrscheinlich keine aktive Beziehungsgestaltung übernehmen. Vermutlich begegnet Frau Zach ihren Bekannten immer mal wieder auf Spaziergängen, jedoch würden diese die Biographieträgerin in der Altenpflegeeinrichtung nicht besuchen.
- (4) Jelena Zach erfährt neben den sozialen/familiären Verlusterfahrungen auch räumliche. Der Ortsbezug bezieht sich hierbei wieder auf den Schrebergarten. Sie habe zwar den Schrebergarten nach dem Einzug ihres Mannes in die Altenpflegeeinrichtung noch allein behalten, „Aber das kann man alleine nachher nicht mehr machen“ (Z. 139-140). Sie gesteht sich ihre eigene eingeschränkte Handlungsfähigkeit ein, was bei ihr starke Trauer auslöst. Zudem macht es sie traurig, dass der Schrebergarten gegenwärtig nicht mehr so aussehe,

wie zu der Zeit, als sie ihn gepflegt hat („wie das da alles verwildert ist“, Z. 141). Der Schrebergarten steht symbolisch dafür, was passiert, wenn sie sich nicht darum kümmert. Dies zeigt sich auch in ihrer verbalisierten Resignation bzw. dem vermeintlichen Abschließen mit der Vergangenheit, nach der sie sich eigentlich zurücksehnt: „das wird nie mehr so sein, das ist alles Vergebenheit (.) und Verpasstes“ (Z. 142-143).

Das Subsegment schließt mit einer direkten Frage an die Interviewerin als Koda. Formalsprachlich auffällig ist hierbei ihr Lachen. Vermutlich versucht sie damit die mit negativen Emotionen verbundene Thematik zu überspielen und abzulenken, damit sie von etwas anderem weniger emotionsgebundenem erzählen kann.

Zunächst ist das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster des Lebens in die Altenpflegeeinrichtung erkennbar. Anschließend ist die Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch unterschiedliche Rollenverluste und die damit verbundene zunehmende Einsamkeit dominant. Die Biographieträgerin muss ihre Rollen als Schrebergarteninhaberin, fürsorgliche Mutter, umsorgende Ehefrau und Freundin aufgeben und wird damit im Rahmen des Interviews konfrontiert. Sie befindet sich in einem Dilemma, denn einerseits betrifft das ihr vergangenes Leben („Vergebenheit (.) und Verpasstes, alles.“, Z. 143), andererseits habe sie gegenwärtig ein gutes Leben in der Altenpflegeeinrichtung („Und es ist hier auch schön.“, Z. 142). Dadurch zeigt sich, dass sie sich mitten im Prozess des Arrangierens befindet, auch, weil sie nicht konkret kommuniziert, was konkret „hier auch schön“ (Z. 142) ist.

Personenbezüge sind weiterhin nachvollziehbar, Ortsbezüge in der Kategorie ‚Raum‘ werden jedoch diffuser. Zeitbezüge sind nicht vorhanden.

Segment 7/2: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster der Gartenanlage und der Familie sowie Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch Verlusterfahrungen (Z. 151-169)

Das Segment 7 beginnt mit einer Erzählaufforderung der Interviewerin. Jelena Zach wird gebeten davon zu berichten, wie sie ihren Mann kennengelernt hat. Sie berichtet, dass die beiden sich in der Schrebergartenanlage kennengelernt hätten und geht dann auf den beruflichen Werdegang ihres Mannes ein. Anschließend beginnt erneut die Erinnerungsschleife: Ihr Mann sei „tüdeliger als ich“ (Z. 163), die Familie habe einen Schrebergarten gehabt und ihr Sohn sei weggezogen.

Das Segment beginnt mit einem Ausruf des Entsetzens in Kombination mit dem Aufzeigen von Erinnerungsschwierigkeiten als direkte Reaktion auf den Erzählimpuls der Interviewerin („Ach herrje, herrje. [...] Ach herrje, das ist schon so lange her. [...] wann hab ich den denn kennengelernt(?)“, Z. 152-155). Es folgen erzählende, lakonisch beschreibende und lakonisch argumentative Passagen zur Plausibilisierung. Formalsprachlich auffällig sind Relativierungssignale („tja“, Z. 158, „Joa“, Z. 165, Z. 168), assoziative Stilelemente („tüdeliger“, Z. 163, „ab und zu lebe ich dann so [...] bisschen in der Vergangenheit“, Z. 168-169) und kommunikative Signale der Selbstbestätigung („ja“, Z. 155, Z. 156, Z. 162, Z. 163, „nich“, Z. 162). Es lassen sich 32 ein- bis dreisekündige, zwei viersekündige und eine fünfsekündige Sprechpause als Reflexions- und Erinnerungsphase identifizieren. Es gibt darüber hinaus eine Unterbrechung durch einen anderen Bewohner der Altenpflegeeinrichtung, wodurch eine siebensekündige Pause entsteht. Das Segment schließt mit einem reflexiven Eingeständnis und einer Ergebnis-sicherung, in der Frau Zach eine unbestimmte Ortsangabe macht („Und ab und zu lebe ich dann so, (..) wenn ich dann wieder rausgehe, so ein bisschen in der Vergangenheit. (...) Aber ich bin ja auch hier gut untergekommen“, Z. 168-169).

Jelena Zachs direkte Reaktion auf die Frage der Interviewerin zeigt auf, dass sie vermutlich über diese Frage erstaunt ist und sich nicht richtig erinnern kann („Ach herrje, herrje. [...] Ach herrje“, Z. 152-154). Sie geht danach inhaltlich auf die Frage ein und stellt eher oberflächlich heraus, dass sie ihren Mann schon lange kennen würde. Deutlich werden ihre Erinnerungsschwierigkeiten ferner dadurch, dass die Biographieträgerin sich selbst die Frage nach dem Zeitpunkt des Kennenlernens stellt („wann hab ich den denn kennengelernt(?)“, Z. 154-155). Das performative Aufzeigen der Erinnerungsschwierigkeiten wird dadurch relativiert, dass Frau Zach nachfolgend von der Frage nach dem Zeitpunkt des Kennenlernens in die Kategorie ‚Raum‘ wechselt, sie ihr als Anker für die Erzählung dient: Sie hätte ihren Mann in der Schrebergartenanlage kennengelernt. Sich selbst bestätigend fügt die hinzu, dass sie in dem Schrebergarten gewesen sei. Es wird jedoch nicht deutlich, wie genau und ob die beiden sich tatsächlich dort kennengelernt haben, denn Jelena Zach fokussiert sich nachfolgend auf das frühere Erwerbsleben ihres Mannes. Er sei bei der Polizei gewesen, wie sie zweimal betont. Einschränkend zeigt die Biographieträgerin auf, dass ihr Mann in einem anderen Stadtteil als die Schrebergartenanlage bei der Polizei gearbeitet habe und er dort auch ein „Studium gemacht und was nicht alles“ (Z. 158) habe. Was Frau Zach konkret damit meint, bleibt interpretationsoffen. Jelena Zach scheint es wichtig zu sein, der Interviewerin zu präsentieren, dass sie und ihr Mann trotz der Berufstätigkeit ihres Mannes in einem anderen Stadtteil „eigentlich immer zusammen“

(Z. 159) gewesen seien und „auch zusammengeblieben“ (Z. 162) sind. Es können mehrere Lesarten oszilliert werden: Vermutlich hält sie daran fest, weil sie (1) selbst in ihrer Kindheit die Erfahrung gemacht hat, dass sie hin und her gereicht wurde und das Gefühl von Zugehörigkeit möglicherweise vermisste. (2) Wahrscheinlich ist aber auch, dass Frau Zach sich darauf bezieht, dass sie trotz der frühzeitigen Erkrankung ihres Mannes bei ihm geblieben sei. Sie habe zwar den Schrebergarten noch allein weitergeführt, sei aber dann in dieselbe Altenpflegeeinrichtung gezogen, sodass die beiden auch räumlich „zusammengeblieben“ (Z. 162) sind. (3) Eine dritte Lesart ist, dass die räumliche Distanz zu ihren Sohn, die sie im Rahmen des Interviews bereits ausführlich präsentiert hat, zu einem anderen – möglicherweise besseren – Verhältnis zwischen ihr und ihrem Mann geführt habe, weil sie sich nun nicht mehr auf die Kinder bzw. ihren Sohn konzentrierte, sondern ihr Hauptaugenmerk auf ihren Mann legte. Damit geht eine Transformation der Mutterrolle zur Rolle der fürsorglichen Ehefrau einher.

Durch die Unterbrechung bzw. Störung durch einen anderen Bewohner der Altenpflegeeinrichtung entsteht eine siebensekündige Pause, die Jelena Zach als Erinnerungsphase nutzt. Dadurch gelangt sie erneut in die Erinnerungsschleife und präsentiert wiederholend ihre Erzählung und die diesbezüglichen Bewertungen zu ihrem früheren Leben in dem Schrebergarten („schönes zu Hause. (.) Im Garten hoch, da hatten wir ne schöne (.) Wohnung und alles, das war wunderschön.“, Z. 163-164). Diese als schön empfundenen Erinnerungen sind wieder verknüpft mit ihrem Sohn, den sie nach einer viersekündigen Pause erneut anführt. In dieser Ausführung zeigt sie erneut den lebensgeschichtlichen Veränderungsprozess auf, wodurch die vorherige zweite und dritte Lesart in Bezug auf das Verhältnis zu ihrem Mann bestärkt wird: Jelena Zach gesteht sich in einem eigentheoretischen Kommentar ein, dass es ihr „sehr geschadet“ (Z. 166) habe, dass ihr Sohn weggezogen sei. Diese Verlusterfahrung scheint sehr präsent für Jelena Zach zu sein, weshalb sie vermutlich kompensatorisch versucht, an ihrem Mann festzuhalten, wenngleich dieser mittlerweile unter einem starken kognitiven Verfall leidet. Dies stellt sie auch noch einmal heraus und setzt sich zu ihm ins Verhältnis: „Nur heute is mein Mann, (.) würd ich sagen, tüdeliger als ich“ (Z. 162-163). Durch die nachfolgende Relativierung zeigt sich ebenfalls ihr Versuch mit der Situation umzugehen, indem sie sich gut zuredet und ihren Mann (gedanklich) auch in Zukunft bei sich hält („Aber es geht immer weiter“, Z. 163).

Dieser reflexive Moment bringt die Biographieträgerin nach dem Einschub zu ihrem Sohn erneut dazu, ihr Dilemma, in dem sie sich gegenwärtig befindet, vermutlich unbewusst aufzuzeigen. Durch das reflexive Eingeständnis und die nachfolgende Ergebnissicherung wird deutlich, dass einerseits die Erinnerungen an die Vergangenheit teilweise schmerzlich für sie sind, aber sie sich auch gedanklich und emotional daran festhält, wie schön ihr Leben früher war.

Andererseits versucht sie sich aber auch einzugestehen, dass sie mittlerweile ein gutes Leben in der Altenpflegeeinrichtung habe („Joa. (...) Und ab und zu lebe ich dann so, (..) wenn ich dann wieder rausgehe, so ein bisschen in der Vergangenheit. (...) Aber ich bin ja auch hier gut untergekommen“, Z. 168-169).

Das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster der Gartenanlage und der Familie ist dominant. Weiterhin zeigen sich Jelena Zachs Verlusterfahrungen, die sie versucht im Rahmen des Interviews aufzuarbeiten. Sie befindet sich im Prozess des Arrangierens mit ihrem Leben in der Altenpflegeeinrichtung, wobei ihr die Anwesenheit ihres Mannes zu helfen scheint, auch wenn sich die Beziehung zwischen den beiden eindeutig verändert hat. Zudem scheint es so, dass die Erinnerungen an ihre Vergangenheit und die schönen Erfahrungen Jelena Zach Halt geben, wenngleich diese auch schmerzlich sind.

Segment 8/3: Aufsichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch Rollenverluste und zunehmende Einsamkeit (Z. 170-194)

Auch in Segment 8/3 geht es um Jelena Zachs Sehnsucht nach Vergangenem, denn die Biographieträgerin befindet sich in einer Erinnerungsschleife. Durch die lebenszyklischen Veränderungsprozesse, wie das Erwachsenwerden ihrer Kinder (Subsegment 8.1/3.1), die zunehmende Verschlechterung des Gesundheitszustandes ihres Mannes (Subsegment 8.1/3.1 und 8.2/3.2) und das Abgeben des Schrebergartens (Subsegment 8.2/3.2), schichtet sich Verlaufskurvenpotenzial mehrdimensional auf. Dabei vergleicht sie ihr gegenwärtiges Leben in der Altenpflegeeinrichtung mit ihrem vergangenen Leben, wodurch die empfundene Einsamkeit zunimmt. Frau Zach setzt sich im Rahmen des Interviews sprachlich-geistig mit den Veränderungsprozessen auseinander, die das schmerzliche Erleben von Rollenverlusten implizieren (Subsegment 8.1/3.1, 8.2/3.2 und 8.3/3.3). Dennoch versucht sie weiterhin an ihrem Selbstbild festzuhalten.

Weiterhin sind die Aufsichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch Rollenverluste und zunehmende Einsamkeit dominant.

Subsegment 8.1/3.1: Aufsichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch lebenszyklische Veränderungsprozesse und Verlust der Mutterrolle (Z. 170-185)

Die Forscherin stellt eine Nachfrage zu der zuvor getätigten Aussage, dass Jelena Zach „ab und zu [...] so ein bisschen in der Vergangenheit“ (Z. 168-169) lebe. Die Biographieträgerin

schildert daraufhin erneut den Weggang ihres Sohnes und dass es ihr schwerfalle, ihre Kinder in ihr eigenes Leben zu entlassen („Wollte immer alles halten, aber wenn ichs dann (.) wenn die dann so ihre Wege gehen, das ist nun mal so, nich.“, Z. 175-176). Sie ergänzt daraufhin erneut, dass ihre Tochter noch in der Nähe wohne und dass sie sich mit ihrem Mann zu den Mahlzeiten oder gelegentlich im Garten der Altenpflegeeinrichtung treffe.

Die immanente Nachfrage der Interviewerin evoziert eine Argumentation. Frau Zach beginnt mit einem einleitenden Ausdruck der Bekräftigung bzw. Verstärkung des Gesagten und fügt eine lakonische Begründung an („Naja, dass meine Kinder weit weg sind“, Z. 171). Formalsprachlich auffällig sind erneut die Temporaldeixis („Anfangs“, Z. 171, Z. 176), mehrere metaphorische Ausdrücke („Mamakind“, Z. 175, „weit gebracht“, Z. 179, „tüdeliger“, Z. 182), eine abschwächende Einschätzung („Naja“ Z. 180) und die kommunikativen Signale der Selbstbestätigung, womit die Forscherin adressiert wird („ja“, Z. 171, Z. 179, „nich“, Z. 173, Z. 176, Z. 180, Z. 182, „ne“, Z. 174). Es lassen sich 25 ein- bis dreisekündige, eine viersekündige und eine fünfsekündige Sprechpause als Reflexions- und Erinnerungsphase identifizieren. Interessant ist ferner, dass Jelena Zach Schwierigkeiten erstens in der Erinnerung („Och, weiß gar nicht, was der da macht, auch (.) irgendwas mit (...) paah (..) wissenschaftliches (*unverständlich*).“, Z. 177-178) und zweitens mit Bezeichnungen verbalisiert („Die geht mit mir so ein bisschen bup bup bup (*lachen*)“, Z. 180).

Jelena Zach antwortet zwar zunächst auf die Frage, „dass meine Kinder weit weg sind“ (Z. 171), wobei der Bezug zur Fragestellung nicht ganz eindeutig ist. Dies zeigt sich aber nachfolgend in Subsegment 8.1/3.1, indem sie das Verhältnis zu ihren Kindern aufzeigt und damit den Veränderungsprozess markiert. Demnach hält sie an ihrem vergangenen Leben fest, wie bereits in den vorherigen Segmenten analysiert, womit auch ihre Mutterrolle zusammenhängt.

Besonders interessant ist das weiterhin konträre Verhältnis bzw. die Beziehung zu ihren Kindern: Frau Zach stellt zwar heraus, dass ihre Kinder „weit weg“ (Z. 171) seien, jedoch schildert sie danach vornehmlich den Wegzug und den beruflichen Werdegang ihres Sohnes. Die Biographieträgerin schwärmt beinahe von ihrem Sohn und wie stolz sie darauf sei, dass er Karriere gemacht habe („Und es hat mich ja auch alles ein bisschen stolz gemacht, was aus ihm geworden ist“, Z. 173-174). Dahingegen wohne ihre Tochter „ja immer noch hier“ (Z. 179), weitere soziodemographische Informationen werden jedoch ausgespart. Bezeichnend ist zudem, dass Frau Zach in Bezug auf ihren Sohn argumentiert – und damit eine Selbstcharakterisierung vornimmt –, dass sie „immer alles halten [wollte], aber wenn ichs dann (.) wenn die dann so ihre

Wege gehen, das ist nun mal so“ (Z. 175-176). Auf formalsprachlicher Ebene ist ihr Eingeständnis aber gerahmt durch die Schilderungen zu ihrem Sohn, weshalb sich der eigentheoretische Kommentar vermutlich vornehmlich auf ihren Sohn bezieht: Sie habe ihren Sohn bei sich halten wollen und es sei schwer für sie gewesen, dass er seinen eigenen Weg gegangen ist. Des Weiteren resümiert sie in diesem Kontext, dass „ich [...] so n (.) Mamakind war“ (Z. 174-175). Auch dieser Ausspruch ist interpretationsbedürftig: Am wahrscheinlichsten ist, dass sie sich hier verspricht und eigentlich in dem Kontext meint, dass ihr Sohn ein Mamakind gewesen sei. Dies würde auch erklären, warum sich Jelena Zach so schwer damit getan habe, dass er weggezogen ist und eine eigene Familie hat, wodurch er sie als (überbesorgte) Mutter nicht mehr so brauche.

Im Gegensatz dazu äußert sich die Biographieträgerin eher negativ über ihre Tochter bzw. ihr Verhalten Jelena Zach gegenüber. Sie sei zwar „auch ne Liebe“ (Z. 179-180), aber gehe „mir so ein bisschen bup bup bup (*lachen*)“ (Z. 180). Dabei ist das performative Aufzeigen ihrer Schwierigkeit, die richtigen Worte zu finden („bup bup bup“, Z. 180), interessant sowie das nachfolgende Lachen, welches vermutlich ein Verlegenheitslachen darstellt. Der argumentative Kommentar könnte eine Anspielung darauf sein, dass ihre Tochter Jelena Zach nach eigenen Angaben manchmal „umerziehen“ (Z. 109) wolle und sie „auch nicht so für voll“ (Z. 48) nehme, wie bereits deutlich wurde. Die Bewertung des gegenwärtigen Verhältnisses zu ihrer Tochter schließt Frau Zach mit einer Relativierung, denn so sei eben „die Jugend“ (Z. 180) im Sinne von, dass sich die Umgangsformen zwischen zwei Generationen verändert.

Die Biographieträgerin kommt nach einer dreisekündigen Erinnerungsphase zu einem weiteren Anker ihrer Erzählung zurück, nachdem sie sich auf ihre beiden Kinder bezogen hat: Sie habe noch ihren Mann bei sich, wenn sie ihre Kinder schon nicht bei sich behalten konnte, „der [...] doch sehr an mir“ (Z. 181) hänge. Fraglich ist hierbei, ob tatsächlich ihr Mann an Jelena Zach hängt oder ob dies nicht eher umgekehrt ist, denn Jelena Zach hält weiterhin an ihrem Selbstbild als fürsorgliche und umsorgende Ehefrau fest. Auch dadurch, dass er „schon ein bisschen tüdeltiger als ich“ (Z. 181-182) sei, bestärkt diese Vermutung, denn wenn seine kognitiven Abbauprozesse bereits weiter fortgeschritten sind, ist ihr Mann nicht mehr fähig, aktiv und selbstständig Beziehungen zu pflegen. Es lässt sich eher vermuten, dass das Pflegepersonal der Altenpflegeeinrichtung darauf bedacht ist, ihren Mann mit Jelena Zach in Kontakt zu bringen. Dies kommuniziert die Biographieträgerin nicht explizit, das lässt sich aber auch durch die nachfolgende Beschreibung ihres Verhältnisses zueinander entnehmen: Sie würden sich zu den Mahlzeiten sehen und manchmal in den Garten der Altenpflegeeinrichtung gehen. Aufgrund der

Kontextinformationen der Gatekeeper*innen kann geschlossen werden, dass sie hierbei von dem Fachpersonal begleitet werden.

Im Subsegment 8.1/3.1 schichtet sich Verlaufskurvenpotenzial durch den Verlust ihrer Mutterrolle und die dadurch empfundene Einsamkeit auf. Sie muss sich den lebenszyklischen Veränderungsprozessen stellen (Erwachsenwerden und Auszug der Kinder), wengleich sie immer noch versucht an ihrem Selbstbild festzuhalten, das neben den Attributen des fleißig und aktiv seins auch aus der Fürsorge für andere besteht. Dies überträgt sie gegenwärtig auf ihren Mann als signifikanter Anderer.

Subsegment 8.2/3.2: Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch lebenszyklische Veränderungsprozesse (Z. 185-189)

Die Biographieträgerin erinnert sich wiederholt an den Schrebergarten zurück, der „wirklich schön“ (Z. 187) gewesen sei und benennt erneut ehemalige Bekannte aus der Schrebergartenanlage. Den Garten habe sie aufgeben müssen, weil sie die Pflege ihres Mannes parallel dazu nicht leisten konnte.

Zunächst ist die Sachverhaltsdarstellung erzählend, bei der Jelena Zach eine unbestimmte Zeitangabe verwendet („Dann geh ich ab und zu nach Stadtteil_A1*“, Z. 185). Es folgt bis zum Ende des Subsegments eine argumentative Passage, um das Prozessgeschehen zu begründen und die gegenwärtige Lebenssituation zu plausibilisieren. Formalsprachlich auffällig sind ein unverständlicher Ausdruck, das alleinstehende Wort „Abwesenheit“ (Z. 186), das nachfolgende schnelle Sprechen und der Ausspruch „bin ich jetzt hier gelandet.“ (Z. 188-189). Es lassen sich ein kommunikatives Signal der Selbstbestätigung („ja“, Z. 187) und insgesamt neun ein- bis dreisekündige Erinnerungs- und Reflexionspausen identifizieren. Die Darstellung beendet Jelena Zach mit einem Ausdruck der Resignation („Tja“, Z. 189).

Die Biographieträgerin setzt sich mit den altersbedingten Veränderungsprozessen, die sich auf ihr bisheriges Leben auswirken, auseinander. Sie gehe zwar noch in dem Stadtteil spazieren, in dem sich der Schrebergarten befindet, jedoch seien die alten Bekannten vermutlich auch nicht mehr dort. Der alleinstehende Ausdruck der „Abwesenheit“ (Z. 186) lässt darauf schließen. Jelena Zach resümiert wiederholend in Bezug auf ihre positive Erinnerung, dass der Schrebergarten „wirklich schön“ (Z. 187) für sie gewesen sei. Im Kontrast dazu gesteht sie sich aber auch ihre eingeschränkte Handlungsfähigkeit ein, wodurch sich ihr schmerzliches Erleben der

sich daraus ergebenden Veränderung zeigt („Aber ich konnte das nicht mehr“, Z. 187). Das Wahrnehmen der eigenen Defizite bezieht sich auf formalsprachlicher Ebene jedoch auf die Pflege ihres Mannes, der früher als sie in die Altenpflegeeinrichtung ziehen musste. Es lässt sich in der Konsequenz ableiten, dass sie auch den Schrebergarten nicht mehr allein weiterführen konnte, wie auch in Segment 3 herausgearbeitet. Daraus resultierend sei auch Jelena Zach in die Altenpflegeeinrichtung gezogen, was sie lapidar mit „jetzt hier gelandet“ (Z. 188-189) bezeichnet. Zwei Lesarten sind möglich: Einerseits könnte es sein, dass die Entscheidung des Einzugs in die Altenpflegeeinrichtung nicht ihre eigene gewesen ist, sondern durch ihre Kinder entschieden und organisiert wurde. Andererseits ist es aber auch möglich, dass sie – wie sich nachfolgend noch herausstellen wird – damit auf ihre vielen Umzüge anspielt.

Durch die lebenszyklischen Veränderungsprozesse schichtet sich Verlaufskurvenpotenzial auf. Jelena Zach vergleicht immer wieder ihr vergangenes mit ihrem gegenwärtigen Leben und setzt sich im Rahmen des Interviews sprachlich-geistig damit auseinander.

Subsegment 8.3/3.3: Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch Rollenverlust (Z. 189-194)

Frau Zach führt ein, dass sie am Tag des Interviews zu ihrer Tochter gehen werde, jedoch nicht die genaue Adresse wisse. Ferner benennt sie eine nicht weiter definierte Anlage, die für sie „natürlich schon lange tabu“ (Z. 193) sei. Die Biographieträgerin schließt mit der Verbalisierung ihres schmerzlichen Erlebens aufgrund des Veränderungsprozesses: Sie werde nicht mehr so gebraucht und „das tut auch weh“ (Z. 194).

Frau Zach beginnt mit einer Erzählung und leitet dann in das argumentative Kommunikationsschema über. Auffällig sind das Aufzeigen der eigenen Erinnerungsschwierigkeit („weiß gar nicht, wo die jetzt da wohnt“, Z. 192) sowie assoziative Stilelemente („Ecke hoch“, Z. 190, „in dieser (.) Anlage“, Z. 193). Zudem fallen ein Ausdruck der Resignation („Naja“, Z. 193) und lakonisch argumentative Kommentare auf („das ist natürlich schon lange tabu“, Z. 193, „Ich werde nicht mehr so gebraucht und das tut auch weh (*lachen*).“, Z. 193-194). Auch das Lachen ist hierbei interessant. In dem Subsegment sind zudem sechs ein- bis zweisekündige und eine dreisekündige Sprechpausen als Erinnerungsphasen erkennbar.

Die Biographieträgerin präsentiert ihre vermeintlichen Pläne für den restlichen Tag des Interviews: Sie werde am Nachmittag zu ihrer Tochter gehen. Dies wird an dieser Stelle bezweifelt,

denn laut Gatekeeper*innen verlässt Frau Zach die Altenpflegeeinrichtung nicht mehr allein. Es wird eher angenommen, dass sie von ihrer Tochter abgeholt wird und sie den Nachmittag gemeinsam verbringen. Interessant ist hierbei, dass Jelena Zach zunächst eine unbestimmte Ortsangabe („rauf“, Z. 189) macht, dann den falschen Namen der Stadt nennt und noch einmal sagt, dass es „hoch“ (Z. 190) gehe. Sie bringt hier ihre Tochter mit Stadt_E (Österreich)* in Verbindung, in der eigentlich ihr Sohn wohnt. Vermutlich ist ihr der Städtenamen Stadt_E (Österreich)* von den vorherigen Schilderungen noch im Gedächtnis, denn es ist der letzte Ortsbezug, den sie zuvor angesprochen hat. Interessant ist dabei, dass sie trotz Verwechslung der Städtenamen die lokalräumliche Lagerung von Stadt_A* aufzeigt: Sie rekurriert vermutlich auf den Stadtteil_A1*, der auf einem Berg liegt. Wie das nachfolgende performative Aufzeigen ihrer Erinnerungsschwierigkeiten zeigt, ist sich Jelena Zach nicht sicher, wo genau ihre Tochter wohnt („weiß gar nicht, wo die jetzt da wohnt.“ Z. 192). Dies begründet sie damit, dass sie „nicht mehr so oft hin[gehe]“ (Z. 192). Damit legitimiert sie ihre Erinnerungsschwierigkeiten. Als Nachschub versucht sie den Wohnort ihrer Tochter zu konkretisieren, wenngleich die Beschreibung diffus bleibt: „Da wo ich meine Wohnung gehabt hab, da in dieser (.) Anlage“ (Z. 192-193). Sie bringt hierbei ihre frühere Wohnung ein, die möglicherweise ebenfalls in einer unbestimmten Wohnanlage liegt. Es bleibt ungeklärt, ob ihre Tochter dort lebt oder ob es sich hierbei ausschließlich um einen Perspektivwechsel von der Wohnsituation ihrer Tochter zu ihrer vergangenen eigenen handelt. Diese angesprochene Wohnanlage, in der die Biographieträgerin einmal gewohnt habe, sei „natürlich schon lange tabu“ (Z. 193). Jelena Zach markiert hier ein vermeintliches Verbot, das in ihrer Wertung ein Selbstverständliches darzustellen scheint. Interpretationsoffen bleibt hierbei, wer dieses Verbot aufgestellt hat und warum das „tabu“ für sie ist. Frau Zach geht auch nicht weiter auf diese Thematik ein und schließt mit einem Ausdruck der Resignation, um vermutlich auch gedanklich mit der Thematik abzuschließen.

Nach einer dreisekündigen Sprechpause als Reflexionsphase vergegenwärtigt sie sich noch einmal den schmerzlich erlebten lebensgeschichtlichen Veränderungsprozess („das tut auch weh“, Z. 194) und stellt in einem reflexiven Moment heraus, dass sie „nicht mehr so gebraucht“ (Z. 194) werde. Sie nimmt die Veränderungen durch das zunehmende Alter wahr und gesteht sich hier ein, dass sie ihre Attribute, denen sie einen großen Teil ihres Lebens nachgekommen ist, gegenwärtig nicht mehr erfüllen kann. Dies liegt einerseits – mit Bezug auf Subsegment 8.1/3.1 – daran, dass ihre Kinder erwachsen geworden sind und aus dem Grund ein anderes Verhältnis zu ihr als Mutter etablieren, andererseits aber auch an ihrem eigenen Alterungsprozess, der es ihr körperlich und kognitiv nicht mehr ermöglicht, aktiv und fleißig zu sein, wie sie es sich

wünscht. Das abschließende Lachen symbolisiert im Rahmen des Interviews ihren Umgang mit dem Verlust der Mutterrolle, unter dem sie leidet.

Weiterhin ist die Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch Verlusterfahrungen dominant. Jelena Zach setzt sich mit diesen sprachlich-geistig auseinander und befindet sich während des Interviews im Prozess des Arrangierens ihrer altersbedingten Veränderungsprozesse, die sich auf ihr Leben und ihr Selbstbild auswirken.

Segment 9/4: Theoretische Verarbeitung des Rollenverlusts als Mutter (Z. 195-208)

Die Forscherin stellt eine Nachfrage dazu, dass Jelena Zach zuvor berichtet hat, dass sie immer gebraucht worden wäre. Die Frage evoziert eine Begründung. Sie beginnt damit ihre früheren Aufgaben aufzuzeigen und kommt dann erneut in ein repetitives Erzählen: Ihre Tochter sei in der Nähe geblieben, ihr Sohn lebe und arbeite in Österreich. Ihren Sohn bezeichnet sie als „mein Sonnenschein“ (Z. 200), der ihr „so ganz abhandengekommen“ (Z. 199-200) sei. Sie treffe sich gegenwärtig noch mit ihren Mann zum Essen, der jedoch „schon bisschen (..) tüdelig“ (Z. 208) sei und seine Ruhe benötige (Z. 206). Frau Zach „pass[e] schon auf den auf“ (Z. 205).

Die immanente Nachfrage evoziert eine Argumentation („Inwiefern wurden sie immer gebraucht(?)“, Z. 195), auf die die Biographieträgerin mit einer eindeutigen Antwort reagiert: „Ja so, immer“ (Z. 196) sei Frau Zach gebraucht worden. Es folgt ein Einschub zu dem Wohnort und Werdegang ihrer beiden Kindern mit einem eigentheoretischen Kommentar zum Erleben des Wegzugs ihres Sohnes („Und der ist mir dann so ganz abhandengekommen. (.) Das war mein (..) mein Sonnenschein, mein Sohn, ja.“, Z. 199-200). Daraufhin weint Frau Zach und putzt sich die Nase. Es folgt eine weitere Argumentation, um ihren Mann erneut einzubringen. Formalsprachlich interessant ist hier der performative Ausdruck der Resignation in Kombination mit ihrer Handlungsfähigkeit („(...) Naja, (...) pass schon auf den auf.“, Z. 205). Es lassen sich verschiedene kommunikative Signale der Selbstbestätigung („nich“, Z. 196, Z. 198, „ja“, Z. 200, Z. 202, Z. 205, Z. 208, „ne“, Z. 201), temporale Adverbien („immer“, Z. 196, Z. 205, „jetzt“, Z. 204), das Stilelement „tüdelig“ (Z. 205, Z. 208) und insgesamt 17 ein- bis dreisekündige Erinnerungs- und Reflexionspausen identifizieren, darüber hinaus eine siebensekündige Pause, nachdem Jelena Zach sich die Nase putzt.

Jelena Zach argumentiert, dass sie „immer“ (Z. 196) gebraucht worden wäre und führt ein Beispiel dafür an. Sie habe für ihre Kinder Mittagessen gekocht, wenn sie in den Garten kamen.

Vermutlich spielt sie hiermit auf die Zeit an, in der ihre Kinder noch zur Schule gegangen sind und nach dem Schulschluss in den Schrebergarten kamen. Interessant ist, dass Frau Zach ausschließlich dieses Beispiel anführt, dass sie immer gebraucht worden wäre.

Dieser reflexive Moment bringt die Biographieträgerin erneut in ihre Erinnerungsschleife zu ihren Kindern, wobei sie wahrscheinlich einen Zeitsprung vornimmt: Sie spricht erneut die Wohnorte ihrer Kinder an. Es wird dadurch deutlich, dass sie das Gebrauchtwerden an ihre Mutterrolle knüpft, die sie scheinbar mit voller Leidenschaft ausgefüllt hat, als ihre Kinder noch nicht erwachsen waren und ihre eigene Familie gegründet haben. Der Wegzug ihres Sohnes symbolisiert einen Einschnitt in Jelena Zachs Leben. Es scheint so, als ob ihr Sohn ihr Lieblingskind ist, denn sie benennt ihn als „mein Sonnenschein“ (Z. 200). Auch aus dem Grund erlebt Jelena Zach durch den Wegzug ihres Sohnes einen schmerzlichen Verlust, der auch viele Jahre später von ihr vermutlich unverarbeitet ist. Das schmerzliche Erleben, dass gegenwärtig noch anhält, kommuniziert sie im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews, auch durch das Aufzeigen ihrer Gefühlswelt: „der ist mir dann so ganz abhandengekommen. (.) Das war mein (..) mein Sonnenschein, mein Sohn, ja. [...] Jetzt muss ich ja bald weinen.“ (Z. 199-204). Es entsteht eine Sprechpause, denn Jelena Zach weint und putzt sich die Nase.

Die Verlusterfahrung der Mutterrolle bringt Frau Zach dazu, einen bereits mehrfach benannten Anker der Erzählung und zugleich Haltepunkt in ihrer Biographie zu thematisieren: Wenngleich ihr Sohn ihr „abhandengekommen“ (Z. 200) sei, habe sie noch ihren Mann gegenwärtig bei sich (Z. 204). Dies bringt sie weiter dazu, noch einmal herauszustellen, dass er „ein bisschen tüdelig ist“ (Z. 204-205). Das nachfolgende Lachen in Kombination mit einer dreisekündigen Reflexionsphase und einem Ausdruck der Relativierung („Naja“, Z. 205) markiert ihren Umgang mit der gegenwärtigen Situation: Die Biographieträgerin versucht mit dem Gesundheitszustand ihres Mannes umzugehen und hält an ihm als wichtige Bezugsperson fest, wenngleich er „bisschen tüdelig“ (Z. 205, Z. 208) sei. Zudem versucht sie in gewisser Weise ihren Rollenverlust als Mutter zu kompensieren bzw. versucht weiterhin daran festzuhalten, scheinbar gebraucht zu werden, indem sie auf ihren Mann aufpasse („pass schon auf den auf.“, Z. 205), auch wenn ihr Mann in der Altenpflegeeinrichtung lebt und dort von dem Fachpersonal gepflegt und betreut wird. Damit zeigt sie ihre Handlungsfähigkeit auf und konkretisiert diese dadurch, dass sie sich mal zum Essen treffen würden, ihr Mann aber auch „mal Ruhe haben“ (Z. 206) müsse. Dies impliziert, dass sie als Ehefrau bzw. Lebenspartnerin darauf achte, dass ihr Mann seine Ruhe bekommt. Es wird jedoch angezweifelt, ob das zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch immer so ist oder ob das nicht eher das Pflegepersonal einschätzt und entsprechend handelt.

Nach einer weiteren dreisekündigen Sprechpause als Reflexionsphase richtet sich Frau Zach direkt an die Interviewerin, wobei es interpretationsoffen bleibt, was sie damit konkret meint: „Sie können sich das ja mal anhören“ (Z. 208). Meint sie damit – explizit mit Bezug auf die nachfolgende wiederholende Ergebnissicherung, dass ihr Mann „schon bisschen (..) tüdelig“ (Z. 208) sei –, dass die Interviewerin durch ein Kennenlernen ihres Mannes seinen Gesundheitszustand einschätzen könne?

Jelena Zach befindet sich in der theoretischen Verarbeitung ihres Rollenverlusts als Mutter und versucht aus dem Grund an ihrer Rolle als umsorgende Ehefrau festzuhalten, wenngleich ihr Mann in der Altenpflegeeinrichtung versorgt wird. Besonders interessant ist, dass Frau Zach in Bezug auf ihre Verlusterfahrungen, die sehr schmerzhaft für sie sind, ausschließlich von ihrem Sohn berichtet. Dies kann einerseits dadurch begründet werden, dass er in ein anderes Land gezogen ist und Frau Zach dadurch weniger Kontakt zu ihm als zu ihrer Tochter hat, die noch in derselben Stadt wohnt. Vermutlich kümmert sich ihre Tochter auch im Alltag um Jelena Zach und ihren Mann und kommt sie daher regelmäßig besuchen. Andererseits kann es aber auch sein, dass ihr Sohn schlichtweg ihr Lieblingskind gewesen ist, auch weil das Verhältnis zu ihrer Tochter scheinbar nicht so gut ist. So ist es wahrscheinlich, dass die Biographieträgerin an den vergangenen Erinnerungen an ihren Sohn festhält und ihn gewissermaßen idealisiert, weil sie gegenwärtig nicht viele bis gar keine neuen Erlebnisse mit ihm hat – im Gegensatz zu ihrer Tochter, die ihr manchmal „so ein bisschen bup bup bup“ (Z. 180) gehe.

Segment 10/5: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsausbildung und lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster der Partnerschaft (Z. 209-219)

Die Interviewerin knüpft an die lebensepochale Darstellung der Ausbildung an und versucht damit das Thema zu wechseln. Sie fragt die Biographieträgerin nach der Lebensphase ihrer Berufsausbildung. Frau Zach stellt eine Gegenfrage, die einerseits an die Forscherin, andererseits an sich selbst gerichtet ist („Aaah, was war denn da in Stadt_B (Ostsee)*(?)“, Z. 211). Daraufhin befindet sie sich erneut in einem zirkulären Erzählprozess, indem sie von dem beruflichen Werdegang ihres Mannes und der Schrebergartenanlage spricht. Darüber hinaus stellt Jelena Zach heraus, dass sie eigentlich aus Stadt_B (Ostsee)* komme und dort eine Ausbildung als „Leichtmetall-Schlosser“ (Z. 218) gemacht habe. Das Segment schließt mit der Bewertung, dass das noch „herrliche Zeiten“ (Z. 219) gewesen seien.

Die Forscherin formuliert eine immanente Erzählaufforderung zur Lebensphase in Stadt_B (Ostsee)*. Darauf folgt zunächst eine an sich selbst gerichtete Frage, die Jelena Zachs Erinnerungsschwierigkeiten aufzeigt („Aaah, was war denn da in Stadt_B (Ostsee)*(?) (5)“, Z. 211), bevor sie in einem Einschub über ihren Mann und die Schrebergartenanlage erzählt. Der Einschub wird gerahmt durch zwei fünfsekündige Sprechpausen als Erinnerungsphasen, damit Frau Zach über die immanente Nachfrage nachdenken kann. Anschließend wiederholt Frau Zach in Bezug auf die Erzählaufforderung, dass sie ihre Ausbildung in Stadt_B (Ostsee)* gemacht habe und fügt die konkrete Bezeichnung eben dieser hinzu („Leichtmetall-Schlosser“, Z. 218). Formalsprachlich auffällig sind die Lakonie der Erzählung, eine undefinierte Zeitangabe („lange“, Z. 215), ein lokaldeiktischer Ausdruck („oben“, Z. 214) und die Verwechslung bei der Benennung von Städten. Ferner lassen sich 12 ein- bis zweisekündige Sprechpausen identifizieren.

Die Erzählaufforderung scheint Frau Zach zu überfordern und sie weiß zunächst mit dem Ortsbezug nichts anzufangen. Sie stellt sich selbst die Frage, was denn in Stadt_B (Ostsee)* gewesen sei, woraufhin eine fünfsekündige Sprechpause als Erinnerungsphase eintritt. Sie schiebt nachfolgend ein, dass ihr Mann in Stadtteil_A2* seine Ausbildung bei der Polizei gemacht habe. Hier zeigt sich, dass der Personen- und Ortsbezug ihr als Anker der Erzählung dienen, wengleich der Stadtteil_A2* nicht in Stadt_B (Ostsee)* liegt. Die Erzählung über ihren Mann ist nicht ganz nachvollziehbar und die Sachverhaltsdarstellung wird diffuser („Aber dann immer, steigerte sich das (.) rein.“, Z. 213). Es lässt sich mit Bezug zu dem Ausspruch, dass die beiden zur Zeit der Ausbildung ihres Mannes noch nicht in einer Beziehung gewesen seien („da waren wir noch nich (.) liiert.“, Z. 212), interpretieren, dass sie mit dem ‚Reinsteigern‘ meint, dass die beiden dann eine Beziehung eingingen. Mit dem Anker der Erzählung (Jelena Zachs Mann) hängt ein weiterer zusammen, den sie in direkter Verbindung dazu erneut einführt: der Schrebergarten. Jelena Zach deutet erstmalig darauf hin, dass sie mit ihrer Familie außerhalb der Schrebergartenanlage gewohnt haben, denn sie versucht die Lage ihres Wohnorts zu beschreiben. Sie und ihr Mann hätten lange „da ja auf m (.) wenn sie da oben drauf zu den Wildschweinen in, vorher ist so ne Gartenanlage“ (Z. 214) gewohnt. Mit Bezug auf die vorherige Erzählung (Subsegment 3.3, 5) und die Kontextinformationen zur Stadt_A* kann festgehalten werden, dass sich ihr Zuhause in der Nähe der Schrebergartenanlage und eines Wildparks befand.

Gedanklich folgt Jelena Zach der Chronologie ihres Lebens, kann sich aber nicht daran erinnern („wie das weiter ging.“, Z. 215). Das performative Aufzeigen ihrer Vergesslichkeit und eine

fünfsekündige Erinnerungspause ermöglichen es ihr, sich den Erzählimpuls ins Gedächtnis zu rufen. Die Biographieträgerin stellt heraus, dass sie aus Stadt_B (Ostsee)* komme und muss sich dann noch einmal selbst vergewissern, indem sie die bisher als wichtig markierten Ortsbezüge wiederholt („Stadt_B (Ostsee)*, Stadt_A*, Stadt_B (Ostsee)*“, Z. 216). Dies impliziert einen gedanklichen Abwägungsprozess. Sie stellt wiederholend heraus, dass sie dort ihre Ausbildung gemacht habe und erinnert sich an ihr Berufsfeld („Leichtmetall-Schlosser“, Z. 218). Das Segment schließt mit einer diesbezüglichen Bewertung, dass die Zeit ihrer Ausbildung „noch Zeiten, herrliche Zeiten“ (Z. 216) gewesen seien. Warum dies so gewesen ist, bleibt ausgespart.

Das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsausbildung als Schlosserin und das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster der Partnerschaft mit ihrem Mann sind im zehnten Segment dominant.

Segment 11/6: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufstätigkeit und theoretische Verarbeitung der lebensgeschichtlichen Veränderungsprozesse (Z. 220-260)

Jelena Zach berichtet von ihrer Berufstätigkeit in Stadt_B (Ostsee)* und beschreibt detailliert ihren Tätigkeitsbereich (Subsegment 11.1/6.1 und 11.2/6.2). Zudem berichtet sie davon, dass sie zu einem unbestimmten Zeitpunkt an einem unbestimmten Ort („irgendwann, irgendwo“, Z. 222) ihren Mann kennengelernt habe (Subsegment 11.1/6.1). Zudem setzt sie sich mit ihren lebensgeschichtlichen Veränderungsprozessen auseinander und bezieht sich dabei auf ihr „sehr bewegtes Leben“ (Z. 244), zu dem auch ihre Mutter und ihr Sohn gehören. Die Auseinandersetzung mit dem Wegzug ihres Sohnes und dadurch ihre Anpassung an die damalige für sie neue Situation stehen hierbei im Vordergrund (Subsegment 11.2/6.2).

Das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufstätigkeit und die theoretische Verarbeitung der lebensgeschichtlichen Veränderungsprozesse sind dominant.

Subsegment 11.1/6.1: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsausbildung (Z. 220-227)

Es folgt eine weitere Nachfrage der Interviewerin zu Jelena Zachs Lebensphase an der Ostsee. Sie geht nicht direkt auf die Frage ein und stellt ausschließlich heraus, dass der Ort ein „schönes Fleckchen“ (Z. 221) sei. Stattdessen skizziert sie knapp das Kennenlernen ihres Mannes (Z. 222). Es folgt eine Koda: Die Lebensphase sei „schon so lange her“ (Z. 221) und sie kriege das

„alles gar nicht mehr zusammen“ (Z. 223). Daraufhin folgt eine prägnante Ergebnissicherung, indem die Biographieträgerin wiederholt, dass sie in Stadt_B (Ostsee)* ihre Ausbildung gemacht habe.

Das Subsegment 11.1/6.1 beginnt mit einer Aufrechterhaltungsfrage in Bezug auf das zuvor Erzählte. In Jelena Zachs Antwort darauf ist eine argumentative Sachverhaltsdarstellung dominant, bei der die Lakonie der Darstellung und das performative Aufzeigen der eigenen Erinnerungsschwierigkeiten auffällig ist: Jelena Zach verbalisiert, dass diese Lebensphase „schon so lange her“ (Z. 221) sei und sie „das [...] alles gar nicht mehr zusammen“ (Z. 223) kriege. Formalsprachlich auffällig sind zudem das undefinierte Zeigewort als Ortsangabe in Kombination mit der ebenfalls undefinierten Zeitangabe in Bezug auf das Kennenlernen ihres Mannes („irgendwann, irgendwo“, Z. 222), gefolgt von zwei längeren Erinnerungs- und Reflexionsphasen im Rahmen von einer fünf- und einer siebensekündigen Sprechpause. Frau Zach wiederholt danach den Erzählgerüstsatz.

In Subsegment 11.1/6.1 befindet sich Jelena Zach in einer Erzählschleife, die geprägt ist durch das performative Aufzeigen ihrer nachlassenden kognitiven Kapazitäten („Och, das ist schon so lange her.“, Z. 221, „Ich weiß es nicht mehr, das krieg ich alles gar nicht mehr zusammen.“, Z. 222-223), wodurch sie Ortsbezüge und diffuse Zeitangaben miteinander vermischt. Stadt_B (Ostsee)* sei ein „schönes Fleckchen“ (Z. 221) gewesen, wo Frau Zach ihre Ausbildung gemacht habe. Sie kann sich dabei noch an die genaue Beschreibung ihres Tätigkeitsfeldes erinnern („Leichtmetall-Schlosser“, Z. 225). Jedoch wird die Sachverhaltsdarstellung durch eine siebensekündige Sprechpause als Erinnerungsphase diffus, denn vermutlich verwechselt Jelena Zach den Ereignisträger Stadt_A* mit Stadt_B (Ostsee)*. Sie habe ihren Mann „da“ (Z. 222), womit sie direkten Bezug auf die zuvor benannte Stadt_B (Ostsee)* nimmt, kennengelernt. Vermutlich merkt sie dann aber, dass diese Verknüpfung der Erinnerung nicht stimmig ist, denn sie hat zuvor davon berichtet, dass sie ihren Mann in Stadt_A* kennengelernt habe (Segment 7/2, Segment 10/5). Aus dem Grund fügt sie als unbestimmte Angaben hinzu „irgendwann, irgendwo“ (Z. 222), um vermutlich die Aussage zu relativieren bzw. indirekt aufzuzeigen, dass sie sich nicht mehr sicher ist.

Die Benennung ihrer Berufsausbildung verweist auf ein institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster, indem sie sich befunden hat.

Subsegment 11.2/6.2: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsposition und theoretische Verarbeitung der lebensgeschichtlichen Veränderungsprozesse (Z. 228-260)

Frau Zach knüpft an das zuvor Erzählte an: Sie habe auf einer Werft* gearbeitet. Anschließend führt sie das erste Mal ihre Mutter ein und charakterisiert diese als „sehr liebe Mutter, (.) ne fleißige Mutter“ (Z. 244), und leitet dann zu ihrem Sohn über, der ebenfalls fleißig gewesen sei und sich ein eigenständiges Leben aufgebaut habe. Der Weggang ihres Sohnes sei für Jelena Zach schwierig gewesen („erst konnt ich das gar nicht so verstehen“, Z. 257). Nach einer Unterbrechung des Interviews folgt eine weitere Koda sowie eine direkte Frage an die Forscherin, was sie mit dem erhobenen Material machen werde (Z. 259-260).

Die Sachverhaltsdarstellung ist erzählend, beschreibend und argumentativ: Jelena Zach folgt zunächst dem Prozessgeschehen und berichtet von ihrer beruflichen Tätigkeit, wobei sie durch argumentative und beschreibende Einschübe die Erzählung plausibilisiert. Die verhältnismäßig detaillierte Schilderung ihrer beruflichen Tätigkeit ist teilweise für die Forscherin nicht ganz nachvollziehbar. Frau Zach gelangt durch die Nennung ihres Sohnes in eine erneute Erzähl-schleife mit argumentativen Kommentaren und repetitiv-lakonischen Bewertungen. Interessant sind insgesamt die metaphorischen Ausdrücke zur Charakterisierung einerseits ihrer eigenen Person, andererseits aber ihrer Mutter und ihres Sohnes („sehr stark gemacht“, Z. 233, „viel mitgeholfen“, Z. 234 „handwerkliches (.) Wesen“, Z. 237, „fleißig“, Z. 244, Z. 246). Das performative Aufzeigen der eigenen Erinnerungsschwierigkeiten („Ach, das ist schon so lange her“, Z. 230-231, „Das ist schon so lange her. Ich kann das alles gar nicht mehr so alles realisieren.“, Z. 234-235, „Ich kann das gar nicht mehr alles in ne Reihe kriegen.“, Z. 243, „Weiß gar nicht“, Z. 252, „Ich weiß es nicht mehr so genau.“, Z. 253) und ihrer Gefühle („Aber ich hab mich da angepasst“, Z. 251, „Und erst konnt ich das gar nicht so verstehen.“, Z. 257) sind ebenfalls interessant. Neben den bereits angedeuteten formalsprachlichen Auffälligkeiten sind in dem Subsegment 35 ein- bis dreisekündige und zwei sechsekündige Sprechpausen identifizierbar. Das Interview wird durch einen anderen Bewohner in der Altenpflegeeinrichtung unterbrochen, wodurch eine achtsekündige Sprechpause ausgelöst wird. Daraufhin schließt Jelena Zach ihre Schilderung mit einer Koda und einer an die Interviewerin gerichtete Frage zur Verwendung des empirischen Materials.

Jelena Zach folgt zunächst dem Prozessgeschehen und berichtet von ihrer beruflichen Tätigkeit, wobei sie durch argumentative und beschreibende Einschübe die Erzählung plausibilisiert.

Dabei knüpft sie an das zuvor Erzählte an: Sie habe vermutlich nach ihrer Berufsausbildung auf einer Werft* gearbeitet. Interessant ist hierbei die detaillierte Beschreibung ihrer Tätigkeit, wengleich Frau Zach durch eine Phrase auch anmerkt, dass das alles schon so lange her sei („Ach, das ist schon so lange her“, Z. 230-231, „Das ist schon so lange her. Ich kann das alles gar nicht mehr so alles realisieren.“, Z. 234-235). Damit markiert sie einerseits, dass es sich um eine abgeschlossene Lebensphase handelt, andererseits versucht sie ihre Erinnerungsschwierigkeiten zu relativieren, denn die Beschreibung ist zwar verhältnismäßig detailliert, aber dennoch unkonkret: Sie kann nicht die genauen Bezeichnungen der Materialien benennen, mit denen sie gearbeitet hat. Die Bewertung ihrer beruflichen Tätigkeit als „schöne Zeit“, in der sie „auch sehr stark gemacht“ und „viel mitgeholfen“ (Z. 233-234) habe, veranlasst sie zu bilanzieren, dass sie „immer ein (.) handwerkliches (.) Wesen (*lachen*)“ (Z. 237) gewesen sei. Frau Zach präsentiert ihre Handlungsfähigkeit und ihr Selbstbild, das neben dem fleißig und aktiv sein durch das Handwerkliche ergänzt wird. Jelena Zach lacht hierbei, wahrscheinlich aus Verlegenheit, weil ihr für ihre Selbstcharakterisierung kein anderes Wort als „Wesen“ (Z. 237) einfällt. Daraufhin knüpft sie erneut an die zuvor geschilderte Berufsausübung an und wiederholt ihre Tätigkeitsbeschreibung, die ebenfalls eher abstrakt gehalten ist. Auch wenn Jelena Zach sagt, dass sie „auch (.) auf der Werft* [...] ja auch tätig“ (Z. 239) gewesen sei, ist es wahrscheinlicher, dass es sich um dieselbe Anstellung wie zuvor dargestellt handelt – Die Biographieträgerin befindet sich in einer Wiederholungsschleife. Diese Lesart wird durch ihre Ergebnissicherung bestärkt („da war ich auch ne Zeit lang sehr beschäftigt.“, Z. 242-243). Vermutlich merkt Frau Zach auch im Rahmen des Interviews, dass ihre Schilderung diffuser wird, denn sie kommuniziert ihre Erinnerungsschwierigkeiten („Ich kann das gar nicht mehr alles in ne Reihe kriegen.“, Z. 243). Es folgt eine Bilanzierung, die zu der vorherigen Schilderung nicht so richtig passt: „Ich hatte eigentlich ein sehr bewegtes Leben“ (Z. 243-244). Es kann nicht geklärt werden, woraus die Biographieträgerin das ableitet. Angenommen wird, dass sie gemeinsam geteiltes Wissen voraussetzt, vermutlich auch aufgrund der vorherigen Erzählungen zu ihrer Lebensgeschichte.

Nach einer langen Sprechpause von sechs Sekunden führt Jelena Zach das erste Mal ihre Mutter ein. Sie nutzt die Sprechpause als Erinnerungsphase und knüpft gedanklich an ihre vorherige Selbstcharakterisierung als „handwerkliches Wesen“ (Z. 237) und, dass sie viel gearbeitet und mitgeholfen habe, an. Die Biographieträgerin führt ihre Mutter ausschließlich in einem Satz ein, indem sie sie durch die Verwendung assoziativer Stilelemente als „sehr liebe Mutter, (.) ne fleißige Mutter“ (Z. 244) charakterisiert. Es bleibt interpretationsoffen, warum ihre Mutter hier benannt wird.

Nach einer weiteren sechssekündigen Sprechpause kommt sie auf ihren Sohn zu sprechen. Jelena Zach scheint an dem Attribut des fleißig seins festzuhalten, das sie scheinbar auch mit ihrem Sohn verbindet, denn nachfolgend charakterisiert sie ihn ebenfalls prägnant als „ganz fleißiger Junge“ (Z. 246). Frau Zach gelangt durch die Nennung ihres Sohnes in eine erneute Erzählschleife mit argumentativen Kommentaren und repetitiv-lakonischen Bewertungen zu seinem Werdegang. Sie macht zudem deutlich, wie sich sein Wegzug und seine Heirat auf sie selbst ausgewirkt habe: Zunächst habe sie versucht ihre Mutterrolle aufrechtzuerhalten, indem sie ihren Sohn noch oft besucht habe. Sie habe daran festgehalten, sich um ihren Sohn zu sorgen, was Frau Zach damit begründet, dass das als Elternteil normal sei („Da hab ich immer gesagt, dem Jungen geht’s nicht gut genug (*lachen*). (.) Wie man so als Elternteil ist.“, Z. 249-450). Dadurch, dass sich ihr Sohn ein eigenständiges Leben aufgebaut und „auch sein Glück da gefunden“ (Z. 249) habe, musste sie sich selbst eingestehen oder aber wurde von ihrem Sohn darauf hingewiesen, dass er sein eigenes Leben führe und infolgedessen seine Mutter nicht mehr so brauche, wie zuvor. Jelena Zach habe dann ihre eigenen Bedürfnisse als umsorgende Mutter zurückgestellt („Aber ich hab mich da angepasst“, Z. 251). Es zeigt sich, dass die Biographieträgerin im Rahmen des Interviews versucht, ihre aus dem Wegzug des Sohnes resultierende Veränderung ihrer Mutterrolle zu verarbeiten: Sie stellt heraus, dass ihr Sohn „sehr an seiner Mutter“ (Z. 253-254) gehangen habe, um den empfundenen Verlust der Mutterrolle zu symbolisieren. Vermutlich verwechselt Jelena Zach an dieser Stelle die zeitliche Einordnung der Lebensphasen ihres Sohnes. Es ist anzunehmen, dass ihr Sohn als Kind und Jugendlicher an Jelena Zach als Mutter hing, sich dies aber durch das Erwachsenwerden veränderte. Auch der Wegzug, einschließlich des Studiums und der beruflichen Tätigkeit haben wahrscheinlich dazu beigetragen, denn es handelt sich um den normalen Abnabelungsprozess der Kinder von ihren Eltern. Einerseits hat Jelena Zach vermutlich selbst gemerkt, wie sie auch sagt, dass er sein eigenes Leben aufbaut, andererseits wollte sie aber weiterhin für ihn da sein und an ihrer Mutterrolle festhalten – der Veränderungsprozess scheint für sie schmerzlicher zu sein als für ihren Sohn. Darüber hinaus ist es interessant, dass sie in diesem Kontext erneut ihre Schwiegertochter anführt und sie als „zartes Etwas“ (Z. 254) bezeichnet. Auffallend ist, dass sie erneut nicht mit Attributen charakterisiert wird, die als stark gelten, sondern eher mit etwas vermeintlich Schwächerem und Weichem verbunden werden – wie bereits in Subsegment 6.2/1.2, indem sie ihre Schwiegertochter als „so ne Zierliche. (...) Zuhören geboren“ (Z. 147-148) beschreibt. Zudem stellt sie heraus, dass ihr Sohn um seine Frau besorgt gewesen sei, was sie selbst „erst [...] gar nicht so verstehen“ (Z. 257) konnte. Hier zeigt sich Jelena Zachs Einstellung, die vermutlich

mit einem generationsspezifischen Rollenbild verbunden ist: Die Frau sollte sich um Mann kümmern und ich umsorgen, nicht andersrum (wie es ihr Sohn gemacht habe).

Das Interview wird durch einen anderen Bewohner in der Altenpflegeeinrichtung unterbrochen, wodurch eine achtsekündige Sprechpause entsteht. Nach einer Unterbrechung des Interviews schließt Jelena Zach ihre Schilderung mit einer Koda („Jetzt hab ich ihnen viel von mir erzählt.“, Z. 259) sowie einer direkten Frage an die Forscherin, was sie mit dem erhobenen Material machen werde.

Zunächst ist das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsposition dominant. Anschließend setzt sich Jelena Zach mit den lebensgeschichtlichen Veränderungsprozessen ihres Sohnes auseinander und versucht im Rahmen des Interviews ihren empfundenen Rollenverlust als Mutter reflexiv zu verarbeiten. Auffällig sind in Subsegment 11.2/6.2 die vermeintlich zusammenhangslose Nennung ihrer Mutter und ihre Lebensbilanz eines „eigentlich [...] sehr bewegten Lebens“ (Z. 243-244).

Segment 12/7: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster ihrer Herkunft (Z. 261-270)

Die Interviewerin zeigt erneut ihr Interesse auf („ich bin interessiert an ihrer Lebensgeschichte.“, Z. 261). Jelena Zach antwortet daraufhin, dass sie aus dem damaligen Jugoslawien komme und ihre Eltern „Donauschwaben“ (Z. 264) gewesen seien. Ferner habe sie mit ihrer Mutter in Stadt_A* gewohnt. Die Erzählung wird erneut durch eine externe Störung unterbrochen und dem daraus resultierenden Ortswechsels des Interviews.

Die Forscherin bestätigt die Frage und antwortet auf Jelena Zachs vorherige Frage, dass sie an der Lebensgeschichte interessiert sei. Damit umgeht die Forscherin die eigentliche Frage von Jelena Zach. Die Aussage der Forscherin evoziert bei Frau Zach eine Erzählung, die formalsprachlich sehr interessant ist. Sie beginnt mit der Interjektion „Ach“ (Z. 262), wodurch sie ihr Erstaunen über das Interesse der Interviewerin ausdrückt. Als ob Jelena Zach dieses das erste Mal hört, vermutlich kann sie sich aufgrund der demenzbezogenen kognitiven Abbauprozesse tatsächlich nicht mehr an den Erzählstimulus zu Beginn des Interviews erinnern, stellt sie mit einer gewissen Selbstverständlichkeit heraus, dass sie aus dem damaligen Jugoslawien komme. Die Biographieträgerin verwendet dabei den Partikel „ja“ (Z. 262, Z. 264, Z. 266), wie auch in den beiden nachfolgenden Argumentationen dieses Segments, wodurch gemeinsam geteiltes Wissen impliziert wird. Sie versucht damit in einer vertrauten Atmosphäre sich selbst

bestätigend von ihrer Herkunft zu berichten. Für die Forscherin ist diese Information neu, was sie durch einen Ausruf der Verwunderung sprachlich markiert („Ah okay“, Z. 263).

Jelena Zach stellt anschließend ebenfalls das erste Mal heraus, dass ihre „Eltern [...] ja Donauschwaben“ (Z. 264) gewesen seien, wodurch sie auch eine Donauschwäbin ist. Durch die Nennung ihrer Eltern und explizit ihrer Mutter fügt Frau Zach noch hinzu, dass sie mit ihrer Mutter auch in Stadt_A* gelebt habe).

Daraufhin folgt eine weitere Unterbrechung durch einen anderen Bewohner der Altenpflegeeinrichtung, wodurch es zu einem Ortswechsel des Interviews kommt.⁵

Das Segment 12/7 verweist auf das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster ihrer Herkunft.

Segment 13/8: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster der Schrebergartenanlage als zentraler Lebensabschnitt und theoretische Verarbeitung der lebensgeschichtlichen Veränderungsprozesse (Z. 271-292)

Nach der Unterbrechung kommt Jelena Zach erneut ins zirkuläre-repetitive Erzählen: Sie wiederholt die Beschreibung der Schrebergartenanlage, dass ihr Mann „kein Gartenmensch“ (Z. 275) gewesen sei und sie sich intensiv um den Schrebergarten gekümmert habe. Sie resümiert, dass es „schöne Zeiten“ (Z. 290) gewesen seien und hält fest, dass jedoch „Alles [...] seine Zeit“ (Z. 292) habe.

Es sind alle drei Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung erkennbar, dominant ist jedoch das der Argumentation. Jelena Zach beschreibt im Rahmen einer Hintergrundkonstruktion die Umgebung der Schrebergartenanlage, wobei sie unbestimmte lokaldeiktische Zeigewörter „auf der einen Seite [...] und weiter oben“ (Z. 271) verwendet. Es folgt ein Erzählgerüstsatz („Und in dieser Gartenanlage da hab ich mich dann (..) niedergelassen mit meinem Mann“, Z. 272-273), der durch beschreibende und lakonische argumentative Einschübe ergänzt wird. Auffällig sind hierbei die assoziativen Stilelemente („seine Weisheiten preisgegeben“, Z. 277, „sehr tüdelig“, Z. 278) und die kommunikativen Signale der Selbstbestätigung, die Jelena Zach direkt an die Interviewerin adressiert („nich“, Z. 276, Z. 277, „ja“, Z. 278, „ne“, Z. 278). Nach einem Resignationssignal („Naja“, Z. 280) folgt eine Ergebnissicherung als Vorkodaphase und sie charakterisiert sich als „spätes Mädchen“ (Z. 280). Es folgt eine weitere detailliertere

⁵ Die Forscherin und Jelena Zach verlassen den Balkon und setzen sich in das angrenzende gemeinschaftliche Wohnzimmer des Wohnbereichs.

Schilderung zu ihren Tätigkeiten sowie Wochenendbesuchen in dem Schrebergarten und diesbezügliche argumentative Kommentare. Interessant sind die positiven Bewertungen des Schrebergartens und des diesbezüglichen Erlebens („alles schön gemacht“, Z. 283, „Garten hab ich auch gerne, ein schönes Häuschen“, Z.284-285, „richtig toll“, Z. 286, „schöne Zeiten“, Z.290), die in einer Ergebnissicherung münden, in der Jelena Zach die Vergänglichkeit dessen thematisiert („Alles hat seine Zeit“, Z. 292). Im Segment 13/8 lassen sich insgesamt 20 ein- bis dreisekündige Sprechpausen als Erinnerungs- und Reflexionspausen identifizieren.

Die vorherige Pause durch die Störung nutzt Jelena Zach als Erinnerungsphase. Sie knüpft an die Nennung des Ortes an und wiederholt ihre szenische Beschreibung der Lage des Schrebergartens, der direkt mit Stadt_A* verknüpft ist. Interessanterweise rekurriert sie dabei auch erneut auf den Wildpark mit Wildschweinen und Rehen, der sich in der Nähe ihres Zuhauses und der Schrebergartenanlage befindet. Sie habe sich dort „niedergelassen mit meinem Mann“ (Z. 273), wobei unter Rückbezug vorheriger Schilderungen festgehalten werden kann, dass sie in der Schrebergartenanlage nicht gewohnt haben, sondern ein Haus in der Nähe hatten. Trotzdem zeigt sich an diesem Ausspruch der Stellenwert, der den Schrebergarten für sie besitzt. Dies zeigen auch die vergleichsweise detaillierten Beschreibungen ihrer Tätigkeiten im Garten und was sie dort alles geschafft habe. In diesem Zusammenhang grenzt sie sich von ihrem Mann ab, der „kein Gartenmensch“ (Z. 275) gewesen sei und eher „Weisheiten preisgegeben“ (Z. 277) habe. Diese Charakterisierung ihres Mannes ist eher negativ konnotiert und zeigt auch ihr Männerbild: „Wie Männer so schon mal sind“ (Z. 277). Dennoch sei er ein „guter Mann“ (Z. 278) gewesen, vermutlich bezieht sich das eher auf andere Bereiche als die Unterstützung im Garten und mit den Kindern, die in dieser Generation typischerweise Aufgaben der Frauen waren. Dies stellt sie auch dadurch heraus, dass ihr Mann einerseits nie im Garten geholfen hätte, er das andererseits aber auch nicht sollte. So konnte Jelena Zach vermeintlich ihren Freiraum gut ausnutzen und den Schrebergarten so gestalten, wie sie es wollte. Das intensive Kümmern um den Schrebergarten, was sie genau dort gemacht habe und wie der Garten genutzt wurde, präsentiert sie detailliert der Interviewerin. Es zeigt sich, dass die Biographieträgerin stolz auf ihre damalige Arbeit in dem Schrebergarten gewesen sein muss, wie die Rekonstruktion ihrer Gedanken zeigt, die sie gehabt habe: „hab ich gedacht, mein Gott, was hast du dir da so viel Mühe gemacht“ (Z. 281-282). Die Bewunderung ihrer eigenen Arbeit und das Festhalten an ihrer Selbstcharakterisierung als fleißig, aktiv und handwerklich zeigt ihr jedoch auch im Rahmen des Interviews den eigenen lebensgeschichtlichen Veränderungsprozess auf. Sie habe die Gartenarbeit immer gern gemacht, jedoch sei das „alles schon so lange her, ich bin so ein spätes Mädchen schon“ (Z.

280). Was sie genau mit „spätes Mädchen“ meint, ist interpretationsbedürftig: Eine Lesart ist, dass sie sich dem metaphorischen Ausdruck nicht im Sinne der Wortbedeutung als ältere Frau, die nicht verheiratet ist und keine sexuellen Erfahrungen besitzt, definiert, sondern dass sie das assoziative Stilelemente anders/falsch nutzt: Vermutlich will sie damit ausdrücken, dass ihre aktive und fleißige Zeit im Schrebergarten nun vorbei ist und sie sich damit die eigene Vergänglichkeit und den Alterungsprozess vergegenwärtigt. Auch in Bezug auf ihren Mann nimmt sie den Veränderungsprozess wahr und versucht damit umzugehen. Er sei ein „guter Mann“ (Z. 278) gewesen, jedoch gegenwärtig „sehr tüdelig“ (Z. 278).

Eine weitere Erzählung zu den früheren Zeiten im Schrebergarten ist interessant: Ihr Mann und sie hätten in dem „Häuschen“ in ihrem Schrebergarten übernachten können, beispielsweise nach Festen. Jelena Zach stellt dabei heraus, dass die beiden getrennt geschlafen hätten. Es ist nicht eindeutig, ob die beiden in einem Etagenbett geschlafen haben oder ob die Gartenlaube zwei Etagen hatte: Die Biographieträgerin sei „immer oben schlafen gegangen, mein Mann musste dann unten schlafen“ (Z. 287). Es deutet sich an, dass Jelena Zach die damalige Schlafsituation vorgab, auch, weil sie sich „oben [...] irgendwie sicherer“ (Z. 287-288) fühlte. Durch ihr Lachen versucht Frau Zach vermutlich diese mit Angst besetzte Erinnerung zu relativieren bzw. im Rahmen des Interviews als nicht so schlimm darzustellen. Es bleibt interpretationsoffen, warum sie oben schlafen wollte und auch, warum sie sich dort sicherer gefühlt habe. Zudem kommt die Vermutung auf – auch mit Bezug auf die Segmente 22/17, 25/20, 26/20 und Subsegment 29.1/24.1 –, dass sie sich einer ehelichen Liebesbeziehung zu ihrem Mann nicht sicher ist und sich eventuell doch als „spätes Mädchen“ (Z. 280) im Sinne der Wortbedeutung sieht.

Die Ablenkung von der Erinnerung an die Schlafgegebenheiten in der Schrebergartenanlage gelingt der Biographieträgerin, denn sie hält resümierend fest, dass das „schöne Zeiten“ (Z. 290) gewesen seien, an die sie oft denke („denk ich oft dran“, Z. 290). Zudem zeigt sich ihre Dilemmasituation, in der sie sich im Rahmen des lebensgeschichtlichen Interviews befindet: Sie setzt sich theoretisch mit ihren schönen Erinnerungen auseinander, die ihr die Vergänglichkeit und die Endlichkeit ihres eigenen Lebens aufzeigen. Sie versucht damit umzugehen, indem sie an diesen Erinnerungen festhält, sich aber auch eingestehen kann, dass „Alles [...] seine Zeit“ (Z. 292) habe. Durch diesen reflexiven Moment gelangt sie in eine Erinnerungs- und Reflexionsphase, die zu einer fünfsekündigen Sprechpause führt.

In dem Segment ist das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster der Schrebergartenanlage als zentraler Lebensabschnitt dominant. Die lebensgeschichtlichen Veränderungsprozesse werden von der Biographieträgerin theoretisch verarbeitet, indem sie versucht, an den schönen

Erinnerungen festzuhalten, wenngleich ihr das Gedächtnis als Medium für diese Erinnerungen durch die Alzheimerdemenz genommen wird.

Segment 14/9: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster der Kindheit (Z. 293-309)

Das Segment ist in zwei Teile untergliedert: Zunächst gibt die Forscherin Jelena Zachs Herkunft wieder („dass sie eigentlich aus Jugoslawien stammen“, Z. 293). Die Biographieträgerin sei als deutschsprachige Donauschwäbin aufgewachsen. Ihre Eltern bzw. ihre Mutter und sie seien in Stadt_C (Österreich)* „untergekommen“ (Z. 298) und sie sei einmal im Jahr in „Ferienheime verschickt“ (Z. 299) worden. Ihr Vater habe zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr gelebt. Frau Zach berichtet ferner von einem bestimmten Erlebnis bei einer Familie, bei der sie in dieser Zeit gewohnt habe.

Nach der fünfsekündigen Sprechpause bezieht sich die Forscherin auf eine Information zu Jelena Zachs Geburtsort, die sie zuvor beiläufig einbrachte und spricht dies konkret an; dies stellt eine Wiederholung des Erzählimpulses dar. Die Biographieträgerin bejaht diese Information und ergänzt, dass ihre Eltern „deutschsprachig“ (Z. 294, Z. 296) gewesen seien. Es folgt eine Erzählung mit neuen Details zur Lebensphase ihrer Kindheit. Nach einer sechssekündigen Sprechpause als Erinnerungsphase wird Jelena Zachs Vater das erste Mal benannt. Es folgt das Aufzeigen der eigenen Vergesslichkeit und der Anstrengung durch das lebensgeschichtliche Interview, das das Ende des Segments markiert („Ich weiß jetzt auch nicht mehr weiter. Bin jetzt wieder ganz durcheinander.“, Z. 306-309). Formalsprachlich interessant sind die vielen Sprechpausen (insgesamt 22, eine davon sechs Sekunden lang), sowie unvollständige bzw. abgebrochene Sätze und unbestimmte Zeitangaben („kleines Mädchen“, Z. 297-298, „meine frühesten Zeit“, Z. 306). Ferner ist die Lakonie der Schilderung ihrer Herkunft und die Verwendung des kommunikativen Signals der Selbstbestätigung „ja“ (Z. 294, Z. 297, Z. 299, Z. 304) auffällig.

Nachdem die Interviewerin kurz Jelena Zachs Information zu ihrem Herkunftsland wiederholt, antwortet die Biographieträgerin lakonisch darauf. Dabei ist besonders auffällig, dass sie nicht auf die vorher angesprochene Volksgruppe der Donauschwaben (Z. 264, Segment 12/7) und ihr Leben im damaligen Jugoslawien eingeht, was erwartbar gewesen wäre, sondern sie bejaht die Information und sagt ausschließlich „deutschsprachig“ (Z. 294). Ferner ist interessant, dass sie nicht von sich erzählt, sondern die Herkunft ihrer Eltern als Erklärung anführt: Ihre Eltern seien „deutschsprachige (.) Jugos-“ (Z. 296) gewesen. Sie bricht das Wort ab und korrigiert, dass ihre

Mutter „daher“ (Z. 296) gekommen sei. Über die Herkunft ihres Vaters liegen keine Informationen vor. In Kombination mit zwei dreisekündigen Erinnerungsphasen und einem Topos der Beglaubigung wiederholt sie noch einmal, dass sie sich daran noch erinnern könne, dass sie „auch deutschsprachig“ gewesen seien (Z. 296-297). Mit Bezug auf das vorherige Segment 12/7 kann herausgestellt werden, dass Jelena Zach und ihre Familie der Volksgruppe der deutschsprachigen Donauschwaben angehören.

Anschließend wechselt sie die Perspektive und kommt zurück zu ihrer eigenen Person. Jelena Zach und ihre Familie seien in Stadt_C (Österreich)* „untergekommen“ (Z. 298), als sie noch „ein kleines Mädchen“ (Z. 297-298) gewesen sei. Der Zeitbezug ist hier diffus gehalten, denn es kann an dieser Stelle noch nicht geklärt werden, wo die Familie zuvor gelebt hat.

Es folgt eine Erzählung mit eingelagerten Beschreibungen und lakonischen Bewertungen zu ihren Erinnerungen an die jährliche Verschickung in Ferienheime („wurde ich dann so in (.) so Ferienheime verschickt. [...] Das war immer schön.“, Z. 298-299). Dort habe die Biographieträgerin mit Kindern aus der Nachbarschaft im Garten gespielt und „gerne rumgebastelt“ (Z. 303). Jelena Zach stellt heraus, dass sie „immer schon so ein Bastler“ (Z. 304) gewesen sei und charakterisiert sich damit selbst. Sie markiert das Ende dieser Erinnerung dadurch, dass sie noch einmal herausstellt, dass das „meine frühesten Zeit“ (Z. 306) gewesen sei, womit sie noch einmal auf sich als „kleines Mädchen“ (Z. 297-298) rekurriert.

Es folgt eine lange Sprechpause von sechs Sekunden, die Jelena Zach als Erinnerungsphase nutzt. Diese Pause bringt sie dazu, sich zögernd einzugestehen („Nun ja“, Z. 306), dass ihr Vater zu dieser Zeit schon verstorben gewesen sei. Diese Erinnerung scheint für sie schmerzhaft zu sein und Jelena Zach beendet die Schilderung durch das performative Aufzeigen ihrer Vergesslichkeit und der Anstrengung durch das Interview. Vermutlich hat sie auch die Erinnerung an ihren Vater „ganz durcheinander“ (Z. 309) gebracht.

In Segment 14/9 ist das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster der Kindheit dominant. Interessant ist, dass Jelena Zach in Bezug auf ihre eigene Herkunft ausschließlich von ihren Eltern spricht und dann in der Zeit springt: Sie berichtet nicht von ihrem Leben im damaligen Jugoslawien, sondern von der Verschickung in Ferienheime als sie in Österreich gelebt habe. Es kann zum jetzigen Stand der Analyse angenommen werden, dass (1) entweder die Erinnerungen an ihr Leben im damaligen Jugoslawien schmerzhaft für sie sind und sie aus dem Grund nicht darüber spricht, (2) oder aber ihr dazu aufgrund der abnehmenden kognitiven Kapazitäten die diesbezüglichen Erinnerungen fehlen bzw. nicht einfallen. Die nachfolgende Analyse wird zeigen, dass sie durch das Erzählen weitere Erinnerungen reaktiviert (Segment 16/11).

Segment 15/10: Lebensepochales Ablauf- und Erwartungsmuster des Schrebergarten (Z. 310-328)

Um von dem Thema und der erlebten Vergesslichkeit Jelena Zachs abzulenken, stellt die Forscherin eine exmanente Nachfrage. Die Frage zielt auf den Rückblick des Verlaufs ihres Lebens und evoziert eine Argumentation. Jelena Zach antwortet knapp „schön“ (Z. 311) und ergänzt, dass der Schrebergarten ihr viel Freude gemacht habe. Dadurch kommt sie erneut in die Erinnerungsschleife und wiederholt die diesbezüglich bereits angesprochenen Themen: Ihr Mann sei kein „Gartenmensch“ (Z. 313) gewesen und habe sich lieber mit anderen Gartenbesitzer*innen unterhalten („Der ging von einem Garten zum anderen und hat Reden geschwungen.“, Z. 313-314, „von einem Garten in den anderen und hat Reden gehalten.“, Z. 318-319). Dagegen sei der Schrebergarten für die Biographieträgerin „mein Himmelreich“ (Z. 318) gewesen. Es folgt eine erneute Störung, woraufhin die Interviewerin die Tür schließt. Jelena Zach schließt daraufhin ihre Erzählung mit einer Koda und einer neunsekündigen Pause.

Es folgt die erste exmanente Nachfrage zum Verlauf Jelena Zachs Leben, die das argumentative Kommunikationsschema der Sachverhaltsdarstellung hervorruft. Die Biographieträgerin bewertet ihr Leben als „Och, (.) schön.“ (Z. 311) und fügt die Begründung dafür an, dass das mit ihrem Garten zu tun gehabt habe. Es folgt eine Schilderung zu ihrem Mann und wie er sich im Schrebergarten verhalten habe. Die Erzählung wird partiell sehr dicht durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede („ich sag, da musst du mir helfen“, Z. 314-315, „Ich sach, hier musst du auch mal helfen.“, Z. 320, „nachher gesagt, jetzt ist gut. Du brauchst nichts mehr zu machen, das mach ich dann schon“, Z. 321-322) und es folgen Detaillierungsexpansionen zur Beschreibung der Umgebung der Schrebergartenanlage sowie zu ihrem Mann, wobei sie zweimal lacht. Eine formalsprachliche Auffälligkeit ist die Verwendung lokaldeiktischer Ausdrücke zur Beschreibung der Schrebergartenanlage („so ein Stückchen runter, schräg und dann ging der Weg rauf“, Z. 316-317). Jelena Zachs eigentheoretische Kommentare sind durch die Verwendung assoziativer Stilelemente prägnant („Och, das war ja mein Himmelreich“, Z. 318, „Er hatte das nicht so in sich.“, Z. 324). Das Interview wird durch laute Hintergrundgeräusche erneut gestört, sodass eine etwa zehnekündige Pause entsteht, die die Forscherin auch kommentiert. Danach beendet Frau Zach jedoch ihre lebensgeschichtliche Erzählung mit einer Koda und es folgt eine weitere neunsekündige Sprechpause.

Auf die exmanente Frage der Forscherin, die eine Bilanzierung des Lebens evozieren und in das Ende des lebensgeschichtlichen Interviews einleiten sollte, antwortet Jelena Zach auffallend

lakonisch. Sie bewertet ihr Leben mit einer gewissen Belanglosigkeit als schön („Och, (.) schön“, Z. 311). Die anschließende zweisekündige Sprechpause nutzt Jelena Zach als Erinnerungs- und Reflexionsphase und begründet ihre Einschätzung mit dem Ort des Schrebergartens („Das mit dem Garten und alles“, Z. 311), der eine besondere Rolle in Jelena Zachs Leben eingenommen hat. Mit „und alles“ (Z. 311) verweist die Biographieträgerin vermutlich auf ihr gesamtes mittleres Erwachsenenalter, indem sie ihre Familie bei sich hatte und die Kindern noch nicht erwachsen waren – durch die Analyse konnte herausgearbeitet werden, dass mit dem Schrebergarten immer auch die Familie als Haltepunkte ihrer Biographie zusammenhängt.

Interessant ist, dass Frau Zach sich nachfolgend nicht nur in der Erzählschleife zum Schrebergarten allgemein und was sie dort gemacht hat befindet, sondern sie erzählt auch wiederholend, wie ihr Mann von Garten zu Garten gegangen sei und „Reden geschwungen“ (Z. 314, „Reden gehalten“, Z. 319) habe. Ihr Mann habe eher das soziale Miteinander geschätzt und vermeintlich keine Lust gehabt, im Garten zu helfen – so wie es Jelena Zach vordergründig herausstellt. Damit setzt sie sich erneut zu ihm ins Verhältnis und grenzt sich von ihm ab, wie auch formal-sprachlich deutlich wird: Der Schrebergarten gehörte zwar beiden („unser Garten“, Z. 316, Z. 317), aber bei der Gartenarbeit seien sie keine soziale Einheit und Wir-Gemeinschaft gewesen („hat mir sehr viel Freude un- gemacht“, Z. 311, „mein Himmelreich“, Z. 318). Die Biographieträgerin präsentiert sich als aktive, fleißige Frau, wohingegen ihr Mann „das nicht so in sich [hatte]“ (Z. 324). Möglich ist aber auch, dass er gerne im Schrebergarten mitgearbeitet hätte, aber Jelena Zach dies nicht wollte, weil es ihr „Himmelreich“ (Z. 318) gewesen sei. Sie wollte vermutlich ihre eigenen Wünsche und Vorstellungen der Gestaltung des Schrebergartens umsetzen und ihr Mann hat möglicherweise nicht gemäß ihrer Erwartungen die ihm übertragene Aufgaben erfüllt. Dies zeigt auch die Rekonstruktion der wörtlichen Rede, denn Jelena Zach verbietet ihrem Mann gewissermaßen die Mitarbeit im Schrebergarten („jetzt ist gut. Du brauchst nichts mehr zu machen, das mach ich dann schon“, Z. 321-322). So könnte sich ihr Mann eine Aufgabe gesucht haben und aufgrund dessen sich um das soziale Miteinander in der Schrebergartenanlage gekümmert haben.

Das Interview wird unterbrochen durch laute Geräusche, woraufhin die Forscherin die Tür schließt. Dadurch entsteht eine zehnssekündige Pause. Die Forscherin wendet sich direkt an Frau Zach und sagt, dass es nun ruhiger sei und möchte damit darauf verweisen, dass das Interview weitergehen kann. Jelena Zach antwortet daraufhin aber, dass sie „schon so viel erzählt“ (Z. 328) habe und beendet mit dieser Koda ihre Schilderungen.

Jelena Zach setzt sich sprachlich-geistig mit dem Aushandlungsprozess mit ihrem Mann in Bezug auf die Arbeit im Schrebergarten auseinander. Sie charakterisiert dabei ihren Mann im Kontrast zu sich selbst, denn er habe eher „Reden geschwungen“ (Z. 314, „Reden gehalten“, Z. 319) und sie lieber in ihrem „Himmelreich“ (Z. 318) gearbeitet. Dabei ist das lebensepochale Ablauf- und Erwartungsmuster des Schrebergartens dominant.

Subsegment 16/11: Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch unbeständige und unsichere Kindheit (Z. 328-367)

Jelena Zach hat durch die vorherigen Erzählungen ihre zweite Erinnerungsschicht reaktiviert: Sie erzählt das erste Mal im Rahmen des Interviews von ihrer Kindheit im damaligen Jugoslawien. Dabei sind die Zeitbezüge diffus gehalten und es kann nicht eindeutig rekonstruiert werden, wie der zeitliche Ablauf war. Ortsbezüge und Personenbezüge sind dahingegen eindeutig, die der Biographieträgerin weiterhin als Anker ihrer Erzählung dienen.

Im Rahmen des lebenszyklischen Ablauf- und Erwartungsmusters der Kindheit schichtet sich Verlaufskurvenpotenzial durch ein unbeständiges Leben auf. Jelena Zach habe erst bei ihren Großeltern gelebt und dann sei sie lange bei ihrer Tante gewesen, die sich „sehr um mich gekümmert“ (Z. 331) habe. Ihre Mutter kam dahingehen ausschließlich zu Besuch, weil sie „irgendwie in Stellung gegangen“ (Z. 337) sei. Sie sei „hin und her gereicht“ (Z. 355) worden. Es deutet sich der Beginn einer Verlaufskurve in Bezug auf eine unbeständige und unsichere Kindheit an.

Subsegment 16.1/11.1: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster der Kindheit und Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch ein unbeständiges Leben (Z. 328-342)

Die Biographieträgerin nimmt trotz der Koda ihre Erzählung mit einer neuen thematischen Richtung wieder auf. Sie habe zunächst mit ihrer Mutter in einem „Durchgangslager“ (Z. 329) im amerikanisch besetzten Gebiet in Österreich gelebt. Als „kleines Mädchen“ (Z. 332) habe sie darüber hinaus lange bei ihrer Tante in Ortschaft_1 (Serbien)* gelebt, die sich um sie gekümmert habe (Z. 331). Ihre Mutter sei dahingegen ihrem Beruf in Stadt_D (Serbien)* nachgegangen. Zudem hätten ihre Großeltern ebenfalls in der Nähe von Ortschaft_1 (Serbien)* auf einem Hof mit Garten gelebt. Ihre „liebe“ (Z. 338) Großmutter sei jedoch früh verstorben und ihr Großvater habe dann eine andere Frau auf dem Hof beherbergt, wo Jelena Zach dann nicht mehr bleiben wollte.

Nach der neunsekündigen Sprechpause als Erinnerungsphase nimmt Jelena Zach die Erzählung wieder auf und stellt sich zunächst selbst die Frage, wo „wir zuerst“ (Z. 328-329) gewesen seien. Damit verbalisiert sie ihre Erinnerungsschwierigkeiten. Die nachfolgende Erzählung knüpft an ihren Schilderungen zu ihrer Kindheit an (Segment 14/9) und sie hält in einem Erzählgerüstsatz fest, dass sie in einem „Durchgangslager“ (Z. 329) gewohnt habe. Es folgt eine argumentative Passage, in der sie ihre Mutter und ihre Tante erwähnt. Dem Prozessgeschehen folgend erzählt sie von ihrer nachfolgenden Wohnsituation bei ihrer Tante in Serbien. Zur Plausibilisierung und Detaillierung folgt eine längere Hintergrundbeschreibung, in der auch ihre Großeltern das erste Mal eingeführt werden. Formalsprachlich auffällig sind Wiederholungen der Städtenamen („Ortschaft_1 (Serbien)*, (..) Ortschaft_2 (Serbien)*, Ortschaft_1 (Serbien)*“, Z. 332-333), einige grammatikalisch unvollständige Sätze, das wiederholte performative Aufzeigen der eigenen Vergesslichkeit und im Gegensatz dazu das performative Verbalisieren ihrer Erinnerungsfähigkeit („Das weiß ich noch.“, Z. 338). Darüber hinaus lassen sich insgesamt 29 ein- bis fünfsekündige Erinnerungs- und Reflexionspausen und mehrere unbestimmte Zeigewörter („irgendwo“, Z. 333, „da“, Z. 336, Z. 337, Z. 342, „Nahe vom Bahnhof, so ein Stückchen weiter“, Z. 338-339, „von einer Seite reinzugehen und auf der anderen Seite rauszugehen“, Z. 340) und Zeitangaben („da“, Z. 329, „lange“, Z. 332, „früh“, Z. 341) identifizieren.

Die eingetretene Pause als Erinnerungsphase ermöglicht es Jelena Zach über ihre Kindheit nachzudenken. Mit Bezug zum Segment 14/9 fragt sie sich, wo sie zuerst gelebt hätten. Ihr fällt ein, dass sie mit ihrer Mutter in einem „Durchgangslager [...] das war eben amerikamisches besetztes Gebiet“ (Z. 329-330) gewesen sei. Das performative Aufzeigen der Vergesslichkeit zeigt jedoch, dass hier die zeitliche Einordnung in Bezug auf ihren Lebensverlauf diffus und ungenau ist. Durch geschichtliche Kontextinformationen und die hier präsentierte Analyse kann festgehalten werden, dass sich das Durchgangslager in Österreich befand und die Biographieträgerin zuvor im damaligen Jugoslawien gelebt hat.

Es folgt ein weiterer Personenbezug: Frau Zach benennt ihre Tante, die sich „sehr um mich gekümmert“ (Z. 331) habe. Bei dieser Schilderung wird die Lesart verstärkt, dass sie sich zeitlich mit den Begebenheiten vertut, denn hiermit sind auch zwei Ortschaften verbunden, die das erste Mal eingeführt werden. Diese beiden Ortschaften stehen in Verbindung mit dem Leben bei der Tante, wohingegen ihre Mutter in Stadt_D (Serbien)* gearbeitet habe. Wie sich in Z. 336-337 zeigt macht sie damit einen Gegensatz zu ihrer Mutter auf, denn Jelena Zach habe lange bei ihrer Tante gelebt und ihre Mutter sei „in Stellung gegangen“ (Z. 337) und sei nur

zum „Sehen und machen“ (Z. 336) vorbeigekommen. Was sie damit genau meint, bleibt interpretationsoffen. Dadurch markiert sie einerseits ihre Tante als frühere signifikante Andere und vermutlich als Mutterersatz, weil ihre Mutter in einer anderen Stadt berufstätig gewesen zu sein scheint. Mit Blick auf die damalige Zeit, in der Jelena Zach noch ein „kleines Mädchen“ (Z. 332) war, kann davon ausgegangen werden, dass ihre Mutter für das Militär „in Stellung gegangen“ (Z. 337) war. Der militärische Sprachgebrauch passt hier zu den Geschehnissen des Zweiten Weltkriegs. Wie sich in Subsegment 29.3/24.3 zeigen wird, hat Jelena Zachs Mutter zu einem undefinierten Zeitpunkt auch für die Soldaten Wäsche gewaschen.

Es zeigt sich, dass es ein schmerzliches Erleben der damaligen Beziehung zu ihrer Mutter gewesen sein muss, wie sich formalsprachlich an einem Ausdruck der Resignation zeigt („Tja“, Z. 336). Auch das mehrfache performative Aufzeigen der eigenen Vergesslichkeit lässt darauf schließen. Zudem begründet sie ihre Erinnerungsschwierigkeiten damit, dass sie damals noch klein gewesen sei. Interessanterweise spricht sie hierbei von sich selbst in der dritten Person und nennt vermutlich ihren früheren Spitznamen („Aber da war ich das Jelena*le, da war ich noch ganz klein“, Z. 337-338). Wahrscheinlich wurde sie von ihrer Großmutter so genannt, die direkt im Anschluss ebenfalls das erste Mal eingeführt wird. Jelena Zach stellt heraus, dass sie eine „liebe Oma“ (Z. 338) gehabt habe und verleiht dieser Einschätzung aus ihrer Erinnerung Nachdruck durch einen Topos der Beglaubigung. Dies veranlasst sie weiterführend zu benennen, dass ihre Großeltern in der Nähe der Tante gewohnt hätten, und sie zeigt in einer szenischen Beschreibung die räumliche Lage des Gartens ihrer Großeltern auf. Es lässt sich dadurch erneut festhalten, dass Ortsbezüge als Kategorie „Raum“ für Jelena Zach Haltepunkte ihrer Biographie darstellen.

Der Anker in Form ihrer Großeltern erlischt jedoch, als ihre Großmutter verstirbt. Weniger detailliert bilanziert Frau Zach abschließend, dass sie da nicht mehr bleiben wollte, als ihr Großvater nach dem Tod der Großmutter einer andere Frau auf dem Hof beherbergte. Warum dies der Fall war, bleibt ausgespart. Vermutlich hatte Jelena Zach mit der Großmutter ein anderes, besseres Verhältnis als zu ihrem Großvater. Dies impliziert aber auch, dass Jelena Zach zuerst bei ihren Großeltern lebte und nicht bei ihrer Tante, wie sich auch im nachfolgenden Subsegment 16.2/11.2 zeigen wird.

Es geht um das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster der Kindheit. In ihrer Kindheit schichtet sich Verlaufskurvenpotenzial durch ein unbeständiges Leben auf: Sie habe erst bei ihren Großeltern und dann bei ihrer Tante gelebt, weil ihre Mutter „in Stellung gegangen“ (Z. 337) sei und sich demzufolge nicht um die Biographieträgerin kümmern konnte.

Subsegment 16.2/11.2: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster der Kindheit und Aufsichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch den Umzug von den Großeltern zur Tante (Z. 342-347)

Sie habe zuerst bei ihren Großeltern gelebt und sei nach dem Tod ihrer Großmutter zu ihrer Tante gezogen, die in Ortschaft_1 (Serbien)* lebte. Jelena Zach ergänzt, dass sie eine Schwiegermutter gehabt habe, die „ein Besen“ (Z. 344) gewesen sei.

Die Sachverhaltsdarstellung ist zunächst erzählend, was durch Erklärungen ergänzt wird. Formalsprachlich auffällig sind verhältnismäßig viele nicht zusammenhängende Sätze (Z. 345, Z. 346), das Stottern und Fehler im Sprachgebrauch („aufm anderen Ende“, Z. 343, „wir war Ortschaft_2 (Serbien)*“, Z. 346, „Ziemlich (.) über n großen“, Z. 346) in Kombination mit insgesamt 12 ein- bis dreisekündigen Sprechpausen. Ferner ist die Charakterisierung ihrer Schwiegermutter durch das assoziative Stilelement „ein Besen“ (Z. 344) interessant sowie die direkte Adressierung der Interviewerin bei der Erläuterung der lokalräumlichen Lagerung ihres damaligen Wohnorts („also, das war so, (..) wenn se da auf das Dorf kamen, gab es Ortschaft_1 (Serbien)*, Ortschaft_2 (Serbien)* (.) und wir war Ortschaft_2 (Serbien)*“, Z. 345-346).

Dem Prozessgeschehen folgend stellt Jelena Zach heraus, dass sie nachdem sie bei dem Großvater nicht mehr bleiben wollte zu ihrer Tante gekommen sei, die in der Nähe gewohnt habe. Durch die nachfolgenden szenischen Beschreibungen der räumlichen Lage von Ortschaft_1 (Serbien)* und Ortschaft_2 (Serbien)* lässt sich festhalten, dass es sich um kleine Ortschaften handelt, denn die Tante habe ein „Stückchen weiter [...] aufm anderen Ende“ (Z. 342-343) gewohnt und sie musste von den Großeltern zur Tante nur „über n großen, große Kreuzung“ (Z. 346-347) laufen.

Durch ein kommunikatives Signal der Bestätigung („Ja“, Z. 343) vergewissert sich Frau Zach selbst noch einmal, dass sie nach dem Tod der Großmutter „viel bei meiner Tante gewesen“ (Z. 344) sei. Eine dreisekündige Sprechpause als Erinnerungsphase lässt die Biographieträgerin an eine weitere Person denken, wobei interpretationsoffen bleibt, wen sie damit meint: „ich hatte ne Schwiegermutter, die war ja (.) ein Besen“ (Z. 344). Möglich ist, dass Jelena Zach sich mit der Bezeichnung vertut und eher die Frau meint, die der Großvater nach dem Tod der Großmutter beherbergt habe (Subsegment 16.1/11.1). Diese Frau sei der Grund gewesen, warum die Biographieträgerin dann viel bei ihrer Tante gewesen sei. Nachfolgend beginnt Frau Zach einen Satz, bricht diesen aber ab, um direkt an die Forscherin adressiert die Lage der beiden Ortschaften zu beschreiben („wenn se da auf das Dorf kamen“, Z. 345). Auch wenn die Ortbezüge nicht

eindeutig sind, habe ihre Tante vermutlich in Ortschaft_1 (Serbien)* gewohnt, wohingegen ihre Großeltern in Ortschaft_2 (Serbien)* lebten („wir war Ortschaft_2 (Serbien)*“, Z. 346). Sie habe „zuerst ja immer noch bei meiner Oma“ (Z. 347) gelebt und musste, um zur Tante zu kommen, über eine große Kreuzung laufen. Vermutlich trennte diese Kreuzung beide Ortschaften voneinander.

Das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster der Kindheit ist dominant. Dies impliziert auch die Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch den Umzug von den Großeltern zur Tante.

Subsegment 16.3/11.3: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster des Lebens bei der Tante (Z. 347-354)

Frau Zach wiederholt erneut, dass sie nach dem Tod ihrer Großmutter zu ihrer Tante gezogen sei. Damals sei sie jünger als 10 Jahre alt gewesen. Hier habe sie ein „extra [...] Zimmerchen“ (Z. 349) bekommen, in dem sie jedoch nicht schlafen konnte: Hinter ihrem Zimmer sei ein Teich gewesen, in dem Frösche quakten, wodurch sie unruhig geworden sei.

Im Subsegment 16.3/11.3 ist das Kommunikationsschema der Erzählung dominant, denn die Biographieträgerin kommt durch einen Erzählgerüstsatz zu einer dichten Schilderung ihrer Erinnerungen an die Begebenheiten in ihrem Kinderzimmer und, dass sie aufgrund von lauten Geräuschen dort nicht hätte schlafen können. Es folgt eine an sich selbst gerichtete Frage, die ihre eigenen Erinnerungsschwierigkeiten ausdrückt. Nach einer zweisekündigen Sprechpause als Erinnerungsphase gibt Jelena Zach an, wie alt sie zu dem Zeitpunkt gewesen sein muss.

Das Subsegment beginnt mit einer Wiederholung und Selbstbestätigung, dass sie nach dem Tod der Großmutter bei ihrer Tante „am anderen Ende“ (Z. 348) eingezogen sei. Hier habe Jelena Zach lange gelebt, wobei der Zeitbezug diffus gehalten wird. Anschließend beschreibt sie eine Erinnerung in Bezug auf ihr Leben bei der Tante, als sie jünger als 10 Jahre alt war, verhältnismäßig detailliert: Die Biographieträgerin habe ein „extra [...] Zimmerchen“ (Z. 349) gehabt, in dem sie nicht schlafen konnte, weil sie aus dem Gartenteich die Frösche quaken gehört habe. Dies habe sie beunruhigt. Es wird dadurch deutlich, dass sie sich schon als kleines Kind immer wieder auf neue Begebenheiten einstellen musste und versuchen musste, mit diesen umzugehen.

Das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster des Lebens bei der Tante ist dominant. Ihre Tante war eine wichtige Bezugsperson für Jelena Zach und gab ihr Schutz. Trotzdem erfuhr sie eine gewisse Unbeständigkeit und musste mit neuen Situationen umgehen.

Subsegment 16.4/11.4: Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch unbeständige Kindheit und ein Leben bei der Verwandtschaft (Z. 355-364)

Frau Zach resümiert zunächst, dass sie „schon hin und her gereicht“ (Z. 355) worden sei. Ihre Mutter sei verheiratet gewesen und früh gestorben, weshalb sich ihre Tante um sie gekümmert habe. Frau Zach ergänzt, dass es in hier viel Landwirtschaft gegeben habe und sich dort viele Kinder „gut austoben“ (Z. 364) konnten.

Die Sachverhaltsdarstellung ist erzählend und argumentativ. Das Interview wird erneut durch einen anderen Bewohner der Altenpflegeeinrichtung gestört, wodurch eine 16-sekündige Pause entsteht, in der auch die Audioaufnahme gestoppt wird. Formalsprachlich auffällig sind assoziative Stilelemente („hin und her gereicht“, Z. 355, „viel rumgebastelt, [...] Landwirtschaft und so“, Z. 363), eine unbestimmte Zeitangabe („früh“, Z. 357) und Jelena Zachs performatives Aufzeigen ihrer eigenen Erinnerungsschwierigkeiten.

Das Resümee zu Beginn des Subsegments nimmt eine besondere Rolle für Jelena Zachs biographische Entwicklung und ihr Selbstbild ein: Sie sei „hin und her gereicht“ (Z. 355) worden. Damit rekurriert sie auf ihre unbeständige Kindheit, auch weil ihre Mutter nicht für sie da gewesen sei. Zudem verweist der Sprachgebrauch des „hin und her gereicht“-Werdens (Z. 355) auf einen längeren Prozess, der tendenziell heteronome Züge aufweist. Der Zeitbezug ist erneut unbestimmt, aber sie stellt noch heraus, dass ihre Mutter „früh gestorben“ (Z. 357) sei. Hier lässt sich ein Widerspruch zu den weiteren Aussagen in Bezug auf ihre Mutter finden, denn sie sei ja „in Stellung gegangen“ (Z. 337) und Jelena Zach habe schon vor ihrem 10. Lebensjahr bei ihrer Tante gewohnt. Zudem sei ihre Mutter auch verheiratet gewesen. Im nachfolgenden Subsegment 16.5/11.5 sagt sie darüber hinaus, dass ihre Mutter auch noch in Stadt_A* gewesen sei – wie die Analyse präsentiert, muss der Umzug nach Stadt_A* viele Jahre später, nach dem Zweiten Weltkrieg, gewesen sein. Deswegen ist hier interpretationsoffen, was Frau Zach damit meint, dass ihr Mutter früh verstorben sei.

In Bezug auf die Ehe ihre Mutter ist zudem anzumerken, dass Jelena Zach mit dem Ehemann sehr wahrscheinlich nicht ihren eigenen Vater meint, sondern einen nicht weiter definierten Mann. Wichtig scheint es dabei für sie zu sein, darauf zu verweisen, dass ihre Mutter „nicht

glücklich verheiratet“ (Z. 360) gewesen sei, wodurch implizit ihr (teils negativ konnotiertes) Männerbild sichtbar wird. Scheinbar habe sich ihre Mutter durch Anstrengungen in der unglücklichen Ehe nicht oder weniger um die Biographieträgerin kümmern können, weshalb sie noch einmal selbst vergewissert, dass sich „meine Tante [...] sehr um mich gekümmert“ (Z. 361) habe. Damit scheint ihre Tante eine Art Mutterersatz für sie dargestellt zu haben, die sie aus unglücklichen Verhältnissen gerettet habe.

Der genaue Bezug wird nachfolgend nicht ganz klar, es kann aber vermutet werden, dass sie Bezug nimmt zur Ortschaft_1 (Serbien)*: Viele Kinder konnten sich durch die lokalräumlichen Begebenheiten mit vermutlich viel Landwirtschaft „gut austoben“ und hätten „viel rumgebastelt“ (Z. 363-364). Auf der einen Seite präsentiert Jelena Zach trotz ihrer unbeständigen Kindheit eine gewisse Leichtigkeit, wodurch eine schöne Kindheit impliziert wird, auf der anderen Seite markiert sie damit den Ausgangspunkt ihres Selbstbildes, an dem sie zum Zeitpunkt des Interviews noch festhält.

Im Rahmen des lebenszyklischen Ablauf- und Erwartungsmusters ihrer Kindheit schichtet sich Verlaufskurvenpotenzial durch ihre unbeständige Kindheit und ein Leben bei der Verwandtschaft auf. Sie sei „hin und her gereicht“ (Z. 355) worden, trotzdem konnte sie mit anderen vielen Kindern rumbasteln und sich austoben. Es scheint so, als ob sich durch die theoretische Verarbeitung ihrer Kindheitserlebnisse in Bezug auf ihre sich mehrfach wechselnde Wohnsituation erst das Verlaufskurvenpotenzial aufschichtet. Es bleibt fraglich, ob sie ihre Kindheit im direkten Erleben auch als unbeständig und unsicher empfunden hat oder dies retrospektiv so bewertet.

Subsegment 16.5/11.5: Aufschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch Unbeständigkeit und den Tod der Mutter (Z. 364-367)

Jelena Zachs Tante habe sie „auch hier (...) wieder aufgefangen“ (Z. 364) und habe sich um sie gekümmert. Zu der Zeit habe ihre Mutter auch noch „hier“ gelebt (Z. 365).

Das Subsegment 16.5/11.5 ist geprägt durch Erinnerungsschwierigkeiten Jelena Zachs: einerseits verbalisiert sie diese („weiß gar nicht mehr, wie das weiter ging“, Z. 364-365), andererseits zeigen dies die insgesamt acht Sprechpausen von ein bis sieben Sekunden als Erinnerungsphasen. Zudem ist ein Ausspruch interessant, der eindeutig zu verstehen war („Das war (dann nicht mehr meine Mutter mehr?)“, Z. 366).

Es scheint so, als ob Jelena Zach zu Beginn des Subsegments einen Zeitsprung vornimmt, denn sie spricht nach ihren Kindheitserinnerungen nun von „hier“ (Z. 364-365). Damit ist wahrscheinlich Stadt_A* gemeint, in der auch die Altenpflegeeinrichtung ist und das Interview durchgeführt wird.

Die Biographieträgerin stellt heraus, dass ihre Tante sie „dann auch hier (...) wieder aufgefangen“ (Z. 364) und „sich sehr um mich gekümmert“ (Z. 366-367) habe, wobei nicht deutlich wird, warum sie „aufgefangen“ werden musste. Weitere Details diesbezüglich werden ausgespart. Interessant ist, dass scheinbar ihre Mutter „hier auch noch“ (Z. 365) gelebt habe, obwohl sie zuvor betonte, dass ihre Mutter früh gestorben sei (Subsegment 16.4/11.4). Jelena Zach markiert ihre Mutter ferner als „nicht mehr meine Mutter“ (Z. 366), wodurch das Verhältnis zwischen den beiden deutlich wird. Eine Lesart ist, dass ihre Mutter mehr gearbeitet und sich auf eine unglückliche Ehe konzentriert habe, als sich um ihr Kind zu kümmern. In einer zweiten Lesart ist aber auch möglich, dass ihre Mutter durch die Arbeit wahrscheinlich für das Militär keine Möglichkeit hatte, sich um Jelena Zach zu kümmern.

Die Aufsichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch Unbeständigkeit und den Tod der Mutter sind dominant. Die Tante wird von Jelena Zach als Mutterersatz und darüber hinaus als Retterin angesehen, die sich im Gegensatz zu ihrer Mutter sehr um sie gekümmert habe.

Segment 17/12: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster des Umzugs nach Stadt_A*, Aufsichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch unbeständige Kindheit und ein Leben bei der Verwandtschaft (Z. 367-385)

Die Biographieträgerin wiederholt, dass ihre Tante sie großgezogen habe. Sie habe in Stadt_A* bei ihrer Tante und ihrem Mann gewohnt (Z. 367-370), bevor sie „außerhalb [...] in Stellung“ (Z. 371) gegangen sei. Jelena Zach greift danach erneut auf, dass sie „immer hin und her geschoben“ (Z. 374) worden sei und berichtet nachfolgend von ihrer Großmutter, die in Stadt_D (Serbien)* einen Marktstand gehabt habe, an dem sie Lebensmittel verkaufte („frische Butter, Eier und alles“, Z. 377). Nach dem Tod ihrer Großmutter sei eine andere undefinierte Person „dahin“ (Z. 380), die Jelena Zach durch ihre Verhaltensweisen „derartig [...] abgestoßen“ (Z. 385) habe.

Die Erzählung folgt dem Prozessgeschehen, welche durch eine Hintergrundkonstruktion zur Beschreibung der lokalräumlichen Lagerung der Wohnung ergänzt wird. Nach einem eigentheroretischen Kommentar folgt ein Sprung in einer zeitlichen Dimension: Jelena Zach erzählt nicht

mehr von dem Leben bei ihrer Tante, sondern fokussiert sich auf ihre Erfahrungen bei ihrer Großmutter. Es folgt eine Detaillierungsexpansion. Der daran anschließende Erzählgerüstsatz („Und meine Großmutter starb dann“, Z. 379) leitet in eine dichte Erzählung über zu Frau Zachs Erinnerungen an eine undefinierte Person, die bei ihrem Großvater einzog. Die Darstellung wird mit einer Bewertung und einem Lachen beendet. Formalsprachlich auffällig ist die Lakonie der Bewertungen („Also so herrschsüchtig“, Z. 380, „Das hat mich derartig so abgestoßen (*lachen*)“, Z. 385) und der eigentheoretischen Kommentare („Also, (.) ich war ein Kind, das immer hin und her geschoben wurde, wenn ich so überlege, ja.“, Z. 374). Zudem sind weitere formalsprachliche Auffälligkeiten unbestimmte Zeitangaben („erst“, Z. 367) und Zeigewörter („drüber“, Z. 368, „außerhalb“, Z. 371, Z. 375, „nach hinten raus“, Z. 379, „dahin“, Z. 380) sowie assoziative Stilelemente („in Stellung oder wie das war“, Z. 371-372, „hin und her geschoben“, Z. 374). In Segment 17/12 wird die Forscherin direkt adressiert, indem Jelena Zach einerseits kommunikative Signale der Selbstbestätigung nutzt („ja“, Z. 374, Z. 377, Z. 380), andererseits ihre Erinnerungsschwierigkeiten performativ verbalisiert („weiß ich gar nicht“, Z. 371, „Hören se mal, ich krieg das alles gar nicht mehr in die Reihe.“, Z. 372). Im Gegensatz dazu zeigt sie aber auch ihre Erinnerungsfähigkeit auf („ich kann mich erinnern“, Z. 378-379, „Vergess ich nie“, Z. 382), die Topoi der Beglaubigung darstellen. Es lassen sich insgesamt 37 ein- bis dreisekündige Sprechpausen als Erinnerungs- und Reflexionspausen identifizieren.

Jelena Zach erzählt von ihrem Leben bei ihrer Tante. Dabei wird die Kategorie ‚Raum‘ diffuser und es kann nicht eindeutig geklärt werden, ob sie wirklich Stadt_A* meint oder doch Ortschaft_1 (Serbien)*. Trotz des ungenauen Ortsbezugs beschreibt die Biographieträgerin die Lage der Wohnung („da ist hinterm Haus so ein Sportplatz.“, Z. 368). Wahrscheinlich ist, dass Jelena Zach in ihrer Erzählung einen Zeitsprung vorgenommen hat: Zunächst habe sie in Ortschaft_1 (Serbien)* bei ihrer Tante gewohnt, die dann auch mit ihr nach Deutschland ausgewandert ist und sich in Stadt_A* niederließ. Beiläufig erwähnt Frau Zach noch den Mann ihrer Tante, der ebenfalls dort gewohnt habe. Anschließend stellt sie wiederholend heraus, dass „meine Tante [...] mich eigentlich da so (.) bisschen großgezogen“ (Z. 370) habe. Mit Bezug auf die vorherige Schilderung kann geschlossen werden, dass ihre Tante sie lange Zeit begleitet habe und – wie bereits skizziert – mit ihr nach Westdeutschland gekommen sei.

Jelena Zach erinnert sich nachfolgend an den militärischen Sprachgebrauch des „in Stellung“ (Z. 371) gehens und bezieht dieses dieses Mal nicht auf ihre Mutter (Subsegment 16.1/11.1), sondern auf sich selbst: Ihre Tante habe sie großgezogen, bis sie „außerhalb gegangen (.) in

Stellung oder wie das war“ (Z. 371-372). Ein Indiz für ihre berufliche Tätigkeit findet sich in Subsegment 20.2/15.2, indem sie von der Arbeit im Handdruck spricht.

Das performative Aufzeigen ihrer eigenen Erinnerungsschwierigkeiten, wobei die Biographieträgerin direkt die Forscherin adressiert („Hören se mal, ich krieg das alles gar nicht mehr in die Reihe.“, Z. 372), kann als Erklärung für die nicht ganz nachvollziehbare Sachverhaltsdarstellung angesehen werden: Die demenzbezogenen Abbauprozesses des Gedächtnisses werden hier in der Erzählung deutlich.

Nach einer dreisekündigen Sprechpause, die Frau Zach als Reflexionsphase nutzt, hält sie in einem eigentheoretischen Kommentar wiederholend fest, dass sie „ein Kind [gewesen sei], das immer hin und her geschoben wurde“ (Z. 374). Dieser reflexive Moment im Rahmen des Interviews symbolisiert erneut ihre unbeständige und unsichere Kindheit, die sie nicht bei ihren Eltern, sondern bei anderen Bezugspersonen ihrer Verwandtschaft verbracht hat. Durch diese Auseinandersetzung kommt Jelena Zach erneut auf ihre Großmutter zu sprechen, bei der sie als Kind auch gewohnt habe und die zu der damaligen Zeit eine signifikante Andere für sie gewesen zu sein scheint. Dabei stellt sie den eindeutigen Ortsbezug heraus, der ihr hier wieder als Anker der Erzählung dient. Es folgt eine detaillierte Beschreibung des Markstandes ihrer Großmutter. Des Weiteren zeigt die Biographieträgerin durch einen Topos der Beglaubigung auf, dass sie sich auch noch an das Haus ihrer Großeltern erinnern könne („ich kann mich erinnern“, Z. 378-379).

Nach dem Tod ihrer Großmutter sei Frau Zach mit einer nicht weiter bestimmten Person konfrontiert worden, die „herrsüchtig“ (Z. 380) gewesen sei. Mit Bezug auf die vorherigen Schilderungen kann festgehalten werden, dass es sich um die bereits erwähnte Frau handelt, die ihr Großvater beherbergte (Subsegment 16.1/11.1). Zudem habe eine bestimmte Handlung sie „derartig so abgestoßen“ (Z. 385), sodass sie nicht im Haus der Großeltern leben wollte („da wollt ich nicht bleiben“, Z. 380). An diese als negativ konnotierte Erinnerung könne sie sich noch erinnern, wie ein weiterer Topos der Beglaubigung zeigt („Vergess ich nie“, Z. 382). Interessant ist bei der Schilderung dieser abstoßenden Handlung ihr Lachen, das vermutlich ihren Umgang mit dieser Erinnerung symbolisiert.

Zunächst ist das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster des Umzugs dominant. In einer zweiten Erinnerungsschicht, die sich auf ihre Kindheitserfahrungen fokussiert, schichtet sich Verlaufskurvenpotenzial durch die unbeständige Kindheit und ein Leben bei der Verwandtschaft auf. Der Tod ihrer Großmutter markiert für Jelena Zach einen biographischen Umbruch, denn sie wollte nicht mehr dort wohnen und zog dann zu ihrer Tante.

Segment 18/13: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster des Lebens bei der Tante und Ausschichtung von Verlaufskurvenpotenzial durch unbeständige Kindheit (Z. 385-404)

Frau Zach sei anschließend zu ihrer Tante gezogen und habe dort lange gelebt. Sie wiederholt noch einmal, dass sie in dem Zimmer nicht hätte schlafen können, weshalb sie dann bei ihrer Tante im Bett geschlafen habe. Sie hält weiter fest, dass sie „lieber zu meiner Tante als zu meiner Mutter“ (Z. 400-401) gegangen sei, auch weil ihre Mutter ihrem neuen Mann hörig gewesen sei. Daraufhin wiederholt Jelena Zach, dass ihre Tante sie „die ersten Jahre so mit großgezogen“ (Z. 402-403) habe. Das Segment schließt mit verbalisierten Erinnerungsschwierigkeiten (Z. 403-404).

Das Segment beginnt mit einem Erzählgerüstsatz, woraufhin Jelena Zach „eine Schwiegermutter“ (Z. 387) einführt und diese lakonisch als „so böse“ (Z. 387) bewertet. Es folgt zwei Mal die Benennung des Ortes, in dem sie gelebt habe, in Kombination mit einem weiteren Ort („Ortschaft_1 (Serbien)* und Ortschaft_2 (Serbien)*“, Z. 388, Z. 398). Interessant ist das performative Aufzeigen ihrer Erinnerungsfähigkeit als Topoi der Beglaubigung („kann ich mich noch so erinnern“, Z. 388-389, „Das vergess ich mein Lebtag nicht“, Z. 389) sowie eine sehr dichte Erzählung zu ihren Erinnerungen aus der Kindheit, die Frau Zach wiederholend darstellt. Es folgt eine argumentative Bewertung mit einem Lachen („Hab ich wohl so Angst gehabt (*lachen*). Konnt ich mich nicht dran gewöhnen. Das hat lange gedauert“, Z. 395-398). Das Kommunikationsschema der Argumentation ist nachfolgend weiterhin dominant, wenngleich die Biographieträgerin nach einer Erinnerungs- und Reflexionsphase eine Plausibilisierung dafür gibt, warum sie bei ihrer Tante lebte: Sie führt einen Mann ein, der der Lebenspartner ihrer Mutter gewesen sei und stellt diesen durch assoziative Stilelemente vor, die nicht ganz verständlich sind („*Steigelt?*“, Z. 399, „*Holtribu?*“, Z. 400). Weitere formalsprachliche Auffälligkeiten sind Ausdrücke der Temporal- und Lokaldeixis („lange“, Z. 386, Z. 398, „dahin“, Z. 387, „gleich“, Z. 392, „so längs ging“, Z. 392, „weit rumgekommen“, Z. 399, „die ersten Jahre“, Z. 402-403) und das kommunikative Signal der Selbstbestätigung „ja“ (Z. 388, Z. 390). Ferner ist neben dem performativen Verbalisieren ihrer Erinnerungsschwierigkeiten zum Prozessverlauf („Ich weiß nicht“, Z. 400, „Ich weiß gar nicht, wie ich nachher (.) nach Stadt_A* überhaupt kam. Weiß ich gar nicht mehr.“, Z. 403-404) das Aufzeigen ihrer Nachdenklichkeit und Resignation im Rahmen des Interviews auffällig („(...) Tja. (...)“, Z. 399, „(4) Mmh (...)“, Z. 404). Es lassen sich des Weiteren 25 ein- bis dreisekündige Erinnerungs- und Reflexionspausen identifizieren.

Frau Zach wiederholt noch einmal, dass sie nach dem Tod ihrer Großmutter zu ihrer Tante gekommen sei, die am „Ende von Ortschaft_1 (Serbien)*“ (Z. 386) gewohnt habe. Ferner beschreibt sie noch einmal detailliert ihre scheinbar sehr prägende Erinnerung – erkennbar an dem Topos der Beglaubigung („Das vergess ich mein Lebtage nicht“, Z. 389) – an ihr Kinderzimmer, in dem sie aufgrund der Geräusche (Frösche im Gartenteich, die quakten) nicht schlafen hätte können, weshalb sie dann bei ihrer Tante im Bett geschlafen habe. Eine Lesart ist, dass sie eher Angst hatte, weil sie allein in dem Zimmer war und die Geräusche ihre Angst verstärkten. Zudem ist auch möglich, dass sie in der Anfangszeit bei ihrer Tante die ungewohnten Geräusche, die es möglicherweise bei ihren Großeltern nicht gegeben hatte, nicht einordnen konnte und sie aus dem Grund Angst entwickelt habe. Das diesbezügliche Lachen zeigt auf, dass sie ihre kindliche Angst relativieren bzw. abschwächen möchte. Die vorherige Lesart kann nachfolgend bestätigt werden, denn Jelena Zach resümiert, dass es „lange gedauert“ (Z. 398) habe, bis sich ihre Angst legte.

Die Biographieträgerin rekurriert noch einmal auf eine „Schwiegermutter, die war ja so böse“ (Z. 387), die sie bereits in Subsegment 16.2/11.2 angesprochen hat. Es kann weiterhin nicht geklärt werden, wen sie hiermit meint.

Die Anker ihrer Erzählung in Form von Ortsbezügen vergegenwärtigen Jelena Zach erneut, dass ihre Kindheitserinnerungen mit „Ortschaft_1 (Serbien)* und Ortschaft_2 (Serbien)*“ (Z. 398) zusammenhängen. Dies veranlasst die zu bilanzieren, dass sie „schon weit rumgekommen“ (Z. 399) sei, womit sie vermutlich darauf anspielt, dass sie gegenwärtig nicht mehr im heutigen Serbien, sondern in Westdeutschland lebt. Eine dreisekündige Reflexionsphase bringt sie dazu, die vorherigen Schilderungen resignierend abzuschließen („Tja“, Z. 399), woraufhin eine erneute dreisekündige Sprechpause entsteht. Diese nutzt die Biographieträgerin als Erinnerungsphase, vermutlich um sich gedanklich zu begründen, warum sie überhaupt bei ihrer Tante gelebt hat, denn sie führt erneut ihre Mutter an. Diese habe einen Mann kennengelernt, den sie zweimal durch umgangssprachliche Ausdrücke charakterisiert „(Steigelt?)“, Z. 399, „(Holtribu?)“, Z. 400). Diese sind nicht ganz nachvollziehbar, jedoch kann bei dem nicht ganz verständlichen Ausdruck „(Holtribu?)“ (Z. 400) darauf geschlossen werden, dass sie den Mann möglicherweise als Hallodri betiteln wollte. Dies zeigt sich auch in den nachfolgenden Argumentationen, denn ihre Mutter habe sich dem neuen Partner gefügt und all das getan, was er gesagt habe („die immer alles das machte, was (.) ihr Mann da so sagte und mach- nicht tat und so. Und sie hielt sich da immer dran.“, Z. 401-402). Eine Lesart ist, dass Jelena Zach den Partner ihrer Mutter nicht mochte und aus dem Grund ihn im Rahmen des Interviews abwertend als Frauenheld und Taugenichts im Sinne eines unzuverlässigen Mannes darstellt. Aus den

genannten Gründen sei Jelena Zach lieber bei ihrer Tante gewesen, die für sie in gewisser Weise als Ersatzmutter fungierte und sie „die ersten Jahre so mit groß[zog]“ (Z. 402-403). Die Biographieträgerin nennt ihre Tante hierbei beim Namen („Tante L*“, Z. 402), wodurch ihre Wichtigkeit in Jelena Zachs Leben markiert wird.

Nach einer zweisekündigen Sprechpause als Erinnerungsphase wechselt Frau Zach die Perspektive und versucht in der Kategorie ‚Raum‘ einen weiteren Haltepunkt ihrer Biographie für sich zu fassen, jedoch könne sie sich nicht mehr genau erinnern. Auffallend ist hierbei das performative Aufzeigen ihrer Erinnerungsschwierigkeiten („Ich weiß gar nicht, wie ich nachher (.) nach Stadt_A* überhaupt kam. Weiß ich gar nicht mehr.“, Z. 403-404).

Es folgt eine weitere Erinnerungsphase, die auch durch einen Ausdruck des Überlegens markiert wird.

Im 18. Segment ist das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster des Lebens bei der Tante dominant. Zusätzlich schichtet sich Verlaufskurvenpotenzial durch unbeständige Kindheit auf.

Segment 19/14: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster des Umzugs nach Stadt_A* (Z. 404-411)

Ihre Tante habe zu einem späteren Zeitpunkt, wie Jelena Zach auch, in Stadt_A* gelebt. Sie stellt dies selbstbestätigend zwei Mal heraus, woraus sich schließen lässt, dass ihre Tante auch ein Haltepunkt ihrer Biographie zu sein scheint. Nach der Selbstvergewisserung gelangt Jelena Zach zum Prozessgeschehen und dem lebenszyklischen Ablauf- und Erwartungsmuster des Umzugs nach Stadt_A* zurück, wie ein Erzählgerüstsatz zeigt („und dann hab ich hier, (.) ähm, (.) in Stadtteil_A1* da, (.) hab ich da ne (.) ne Wohnung bekommen“, Z. 405-406). Frau Zach habe einen „Einzelwohnraum“ (Z. 406) gehabt und habe ihre Tante bei der Gartenarbeit unterstützt. Dadurch, dass sie herausstellt, dass sie bei der Gartenarbeit mitgeholfen habe, leitet sie in einem eigentheoretischen Kommentar für sich ab, dass sie sich als „sehr wendig und (.) beweglich“ (Z. 408) charakterisiert. Zudem versucht sie erneut, die Lage ihre Wohnung und der Schrebergartenanlage näher zu beschreiben. Das Segment 19/14 schließt mit dem performativen Aufzeigen ihrer Erinnerungsschwierigkeiten („Aber ich krieg das jetzt gar nicht mehr so in die Reihe“, Z. 410).

Segment 20/15: Verarbeitung des Verlaufskurvenpotenzials der Unbeständigkeit und Neuarrangement der Lebenssituation in Stadt_A*, berufsbiographischer Wendepunkt und institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsposition in einer Fabrik (Z. 412-467)

Das Segment 20/15 ist in sechs Subsegmente untergliedert, in denen Jelena Zach ihre lebenszyklische Wohn- und Arbeitssituation darlegt. In Stadt_A* habe sie zunächst bei ihrer Tante gewohnt (Subsegment 20.2/15.2), sich dann aber „abgesondert“ (Z. 422). Durch den Kontakt zu einem Mann habe Frau Zach Kontakt zu der Landsmannschaft erhalten, der ihr auch eine Anstellung in einer Fabrik verschaffte (Subsegment 20.3/15.3 und 20.4/15.4): Sie arbeitete längere Zeit im Handdruck (Subsegment 20.2/15.2 und 20.5/15.5) und habe dann in dieser Community auch gelebt (Subsegment 20.6/15.6).

Dominant ist der berufsbiographische Wendepunkt, mit dem das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsposition in einer Fabrik und der Landsmannschaft der Donauschwaben zusammenhängt. Zudem verarbeitet Jelena Zach im Rahmen des Interviews sprachlichgeistig das Verlaufskurvenpotenzial ihres unbeständigen Lebens und das daraus resultierende Neuarrangement ihrer Lebenssituation in Stadt_A*.

Subsegment 20.1/15.1: Verarbeitung des Verlaufskurvenpotenzials durch den Tod der Tante und Neuarrangement der Lebenssituation durch Arbeit (Z. 412-419)

Frau Zachs Tante sei verstorben, weshalb die Biographieträgerin „wieder (..) so n alleingelassenes Kind“ (Z. 412) gewesen sei. Sie habe dann „Gleichaltrige“ (Z. 419) in Stadtteil_A1* kennengelernt und etwas nicht weiter Definiertes gearbeitet („da wurden [...] kleine Sachen gebastelt. Nicht gebastelt, das war was für (...) für den Aufbau von (...)“ (Z. 413-414).

Das Segment 20/15 beginnt mit einem argumentativen eigentheoretischen Kommentar („Und als meine Tante dann starb, ja dann war ich ja wieder (..) so n alleingelassenes Kind.“, Z. 412). Die Verwendung des assoziativen Stilelements „alleingelassenes Kind“ (Z. 412) zeigt, dass der Verlust von signifikanten Anderen prägend für das Leben der Biographieträgerin zu sein scheinen: Sie hat bereits ihre Mutter, ihre Großmutter und nun auch ihre Tante verloren, die wichtige Bezugspersonen für sie gewesen seien. Es folgt eine dem Prozessgeschehen folgende Erzählung („Dann war ich in Stadtteil_A1*“, Z. 412-413) zu einer Tätigkeit, der Jelena Zach in Stadtteil_A1* nachgegangen sei. Daraus leitet sie erneut ihre Eigencharakterisierung als „so wendig und so beweglich“ (Z. 418) ab und hält resümierend fest, dass ihr das „auch Freude gemacht“

(Z. 418) habe. An dieser Stelle wird ihr Selbstbild erneut präsentiert, das an den Attributen fleißig und aktiv sein in Bezug auf handwerkliche Tätigkeiten hängt. Nachfolgend geht die Erzählung weiter und Frau Zach hält fest, dass sie bei dieser nicht weiter definierten Arbeit „auch so Gleichaltrige“ (Z. 419) kennengelernt habe. Vermutlich stellt sie das heraus, weil in ihrem vorherigen Leben eher Verwandte der vorherigen Generationen (Tante, Großeltern, Mutter) eine Rolle gespielt haben und sie – zumindest im Interview präsentiert – nur weniger Kontakt mit gleichaltrigen Personen hatte.

Formalsprachlich auffällig sind weiterhin ihre Erinnerungsschwierigkeiten, die durch das Stottern, nicht grammatikalisch vollständige Sätze und das Verbalisieren dieser deutlich werden („auf so nem, ähm (..) was war das“, Z. 413, „ich weiß gar nicht, was das war.“, Z. 414). Insgesamt fallen darüber hinaus 12 ein- bis dreisekündige Sprechpausen als Erinnerungs- und Reflexionspausen auf.

In Subsegment 20.1/15.1 sind die Verarbeitung des Verlaufskurvenpotenzials durch den Tod der Tante und das Neuarrangement der Lebenssituation durch Arbeit dominant.

Subsegment 20.2/15.2: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsposition in einer Fabrik (Z. 419-444)

Jelena Zach wiederholt, dass sie bei ihrer Tante großgeworden sei, bevor sie sich in Stadtteil_A1* „abgesondert“ (Z. 422) habe. In Subsegment 20.2/15.2 wird zudem die Erzählung zur Arbeit weitergeführt, in die eine Hintergrundkonstruktion zur szenischen Beschreibung des Handrucks in der Fabrik eingelagert ist. Die Biographieträgerin benennt das zweite Mal die „Donauschwaben“ (Z. 424): Sie habe eine Anstellung im Handdruck einer Fabrik erhalten, die von Donauschwaben betrieben worden sei. Jelena Zach beschreibt nachfolgend detailliert ihre Tätigkeit im Handdruck und das berufliche Umfeld in der Fabrik. Es fällt die Lakonie der Selbstcharakterisierung auf („Das hat mir immer schon alles so gelegen, ja. Dieses fleißig sein und alles.“, Z. 427-428, „ich war eigentlich n Mädchen für alles“, Z. 440, „da hab ich mich auch sehr fleißig getan“, Z. 443), wohingegen die Beschreibungen der Berufstätigkeit detailliert sind (Z. 427-441). Interessant ist außerdem das abschließende performative Aufzeigen der eigenen Erinnerungsschwierigkeiten („Wo war ich denn da(?) [...] Ich weiß gar nicht.“, Z. 443-444).

Es lassen sich insgesamt 34 ein- bis dreisekündige Sprechpausen als Erinnerungs- und Reflexionspausen identifizieren und es tritt eine Störung auf, wodurch eine 11-sekündige Pause

entsteht, in der die Interviewerin die Tür des Gemeinschaftswohnzimmers schließt. Jelena Zach kommentiert diese Störung („Ja, das ist n Krach draußen, ne.“, Z. 435-436).

Dominant ist das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufsposition in der Fabrik, bei dem sie die Tätigkeit im Handdruck neu lernt und durch interaktionsgeschichtliches Lernen eingearbeitet wird. Sie kann dabei auf ihre Eigenschaften als fleißige Frau, die handwerklich begabt sei, zurückgreifen, womit Prozesse des handlungsbezogenen und intentionalen Umlernens verbunden sind.

Subsegment 20.3/15.3: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Landsmannschaft (Z. 444-446)

Das Segment beginnt mit einem Erzählgerüstsatz: Als ihre Tante verstarb, sei sie „von da weg“ (Z. 444) und habe sich in das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Landsmannschaft der Donauschwaben begeben. Formalsprachlich auffällig sind die zwei unbestimmten lokaldeiktischen Ausdrücke „da“ (Z. 444) und „irgendwo“ (Z. 445) sowie das assoziative Stilelement „rein geraten“ (Z. 445). Jelena Zach führt darüber hinaus die „Landsmannschaft“ (Z. 445, Z. 446) ein und bringt diese in Verbindung mit den Donauschwaben. Damit verbunden ist ein nonformales Lernsetting durch eine neue Umgebung und den Bezug zur Landsmannschaft.

Subsegment 20.4/15.4: Berufsbiographischer Wendepunkt durch die berufliche Neuorientierung (Z. 446-450)

Jelena Zach präsentiert in Subsegment 20.4/15.4 einen berufsbiographischen Wendepunkt in ihrem Leben, der durch eine Begegnung evoziert wird: Die Biographieträgerin habe einen Mann kennengelernt, der sie ermutigt habe, im Handdruck zu arbeiten („Und der hat gesagt, du kannst doch mal bei uns kommen und versuchen. Vielleicht kannst du bei uns was werden.“, Z. 449-450). Dadurch wird ihr der Einstieg in eine neue Berufstätigkeit als institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster ermöglicht.

Die Sachverhaltsdarstellung ist erzählend und wird zum Ende hin sehr dicht durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede. Interessant ist der Lokalbezug „auf der (.) Werft*“ (Z. 447), wobei nicht geklärt werden kann, ob sich Jelena Zach bei dem Raumbezug vertan hat oder einen Zeitsprung vornimmt. Zuvor hat sie von Stadt_A* gesprochen, die Werft ist jedoch in Stadt_B (Ostsee)*. Die Rekonstruktion ihres lebensgeschichtlichen Verlaufs lässt darauf schließen, dass sie erst in der ehemaligen DDR (Stadt_B (Ostsee*)) gelebt hat, bevor sie nach Westdeutschland (Stadt_A*) gekommen ist.

Subsegment 20.5/15.5: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufstätigkeit in der Fabrik (Z. 450-457)

Daraufhin begibt sie sich in das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufstätigkeit in der Fabrik, in dem sie eine Anstellung im Handdruck in Stadtteil_A1* erhalten habe. Diese Tätigkeit habe Frau Zach längere Zeit zusammen mit einer anderen nicht weiter definierten Person ausgeübt, wobei unbestimmte Zeigewörter („unten [...] und oben“, Z. 451, „da“, Z. 453, Z. 454, „das“, Z. 454) auffallend sind. In Z. 455 folgt eine Ergebnissicherung: Es sei die Anfangszeit in Stadt_B (Ostsee)* gewesen (Z. 455). Interessant ist hierbei, dass sie einen anderen Ort nennt als zuvor („Stadt_B (Ostsee)*“ anstatt „Stadtteil_A1*“, Z. 451). An dieser Stelle kann bezweifelt werden, dass es sich hierbei tatsächlich um Stadt_B (Ostsee)* handelt, wie im vorherigen Subsegment 20.4/15.4 bereits begründet. Zudem berichtet Frau Zach von ihrer Tante und ihrem Mann, den sie im Rahmen eines argumentativen Einschubs als „böse“ (Z. 456) charakterisiert. Zudem habe er mit ihr rumgealbert, wodurch ein Missbrauchsverdacht aufkommt, der aber nicht weiter bestätigt werden kann. Es gibt keine Indizien im Rahmen des Interviews dafür.

Subsegment 20.6/15.6: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster verschiedener Umzüge, berufliche Aktivität als biographisches Handlungsschema (Z. 457-467)

In dem Subsegment 20.6/15.6 ist das Kommunikationsschema der Erzählung dominant (Rahmenschaltelement „dann“, Z. 457, Z. 458, Z. 460, Z. 462, Z. 463, Z. 464). Das Segment beginnt mit einer abschwächenden Äußerung („Naja“, Z. 457) und einem Erzählgerüstsatz, dass sie „nachher da“ (Z. 457) weggegangen sei und sich „an der (.) dings unterbringen lassen“ (Z. 458) habe. Zudem verbalisiert Jelena Zach ihre Erinnerungsfähigkeit („ich weiß auch“, Z. 457). Der sprachliche Platzhalter „dings“ (Z. 458), der ihre Wortfindungsstörung symbolisiert, wird nachfolgend von ihr konkretisiert: Frau Zach wiederholt, dass ihr von einer anderen Person, die ebenfalls im Handdruck gearbeitet habe, ein Zimmer vermietet worden sei. Die Erzählung wird dichter durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede dieser anderen Person, die Jelena Zach direkt argumentativ kommentiert („Das war alles gut und schön“, Z. 461). Das sei jedoch „nicht meine Welt“ (Z. 461) gewesen, weshalb Frau Zach zu ihrer Tante gezogen sei, nachdem ihr Mann „abgehauen“ (Z. 463) sei. Die Erklärung ist auffallend lakonisch und nicht gänzlich konsistent. Dies begründet sich auch durch Jelena Zachs Erinnerungsschwierigkeiten („bin ich da dann weggekommen(?)“, Z. 462, „Ich weiß nicht“, Z. 463, „ich kann das alles gar nicht mehr so, durcheinander krieg ich das.“, 464-465). Dabei sind die assoziativen Stilelemente im Rahmen der Argumentation formalsprachlich auffällig („nicht meine Welt“, Z. 461, „bewegtes Leben“,

Z. 464). Die Biographieträgerin zeigt dadurch auf, dass sie zwar das Neuarrangement ihres Lebens bei der Landsmannschaft „gut und schön“ (Z. 461) gefunden habe, sie jedoch vermutlich den familiären Bezug vermisst habe. Dies symbolisiert der metaphorische Ausdruck, dass das nicht „meine Welt“ (Z. 461) gewesen sei, woraufhin sie zu ihrer Tante zurückgegangen sei. Fraglich ist hierbei jedoch der Zeitbezug, der diffus gehalten ist: In Subsegment 20.1/15.1 schildert Frau Zach, dass ihre Tante gestorben sei. Aus dem Grund ist der zeitliche Verlauf hier nicht eindeutig rekonstruierbar. Trotzdem wird ein Wendepunkt in ihrem Leben markiert.

Die Darstellung beendet Jelena Zach mit einer resümierenden Ergebnissicherung, die einen Topos der Beglaubigung beinhaltet: „Ach, ich hab so ein bewegtes Leben gehabt, ich kann das alles gar nicht mehr so, durcheinander krieg ich das. [...] Aber alles, was ich angefangen hab, (.) hab ich zu Ende gebracht. (.) Ne.“ (Z. 464-467). Im Rahmen dieser Lebensbilanz setzt sie sich mit der eigenen Vergänglichkeit auseinander und wird mit eigenen Erinnerungsschwierigkeiten konfrontiert. Dennoch kann sie festhalten, dass sie in ihrem Leben bereits viel ausgehalten habe. Dies symbolisiert die historische Frauenrolle nach dem Zweitem Weltkrieg, an der Jelena Zach scheinbar festhält. Dadurch zeigt sich ebenfalls ihr biographisches Handlungsschema.

Segment 21/16: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Landsmannschaft und der beruflichen Tätigkeit (Z. 468-479)

Die Forscherin stellt eine Verständnisfrage, die eine Argumentation evozieren soll: Sie fragt, was die Biographieträgerin mit ihrem vorherigen Ausspruch meint („Aber alles, was ich angefangen hab, (.) hab ich zu Ende gebracht. (.) Ne.“, Z. 467). Jelena Zach legt nach einem kurzen argumentativen Kommentar, der interpretationsoffen bleibt, ohne erkennbaren Bezug zur Nachfrage wiederholend dar, wie sie nach Stadt_A* gekommen sei. Über ihre Tante, die dann verstorben sei, habe sie Anschluss an die Landsmannschaft erhalten. Dadurch habe sie eine Anstellung im Handdruck erhalten und bei einer Arbeitskollegin ein Zimmer untervermietet bekommen. Frau Zach sei schnell in die Tätigkeit im Handdruck eingearbeitet worden, was das Lernen von neuen berufsbezogenem Wissen und Handeln impliziert, und habe die Tätigkeit im institutionellen Ablauf- und Erwartungsmuster dann „lange“ (Z. 475) ausgeführt. Bei dieser repetitiven Erzählung zum Prozessgeschehen, die Frau Zach durch argumentative und beschreibende Hintergrundkonstruktionen versucht zu plausibilisieren, sind die Ungeordnetheit der Hintergrundkonstruktion sowie die teils unkonkreten und teils unbestimmten Angaben („nahm das alles so ein bisschen anders.“, Z. 472, „Ganz am Ende“, Z. 475, „wurde Handdruck oben gemacht (.) und unten wurden dann so große (.) Rollen geschoben und was nicht so,

abgewickelte (.) ähm Ballen wurden da gemacht, und was nicht alles.“, Z. 476-477) formalsprachlich auffällig. Dabei sind die Zeitbezüge diffus gehalten. Die Darstellung wird beendet mit einer Bilanzierung und einem Rezeptionssignal, gefolgt von einer sechssekündigen Erinnerungspause („Was ich alles schon gemacht habe. (...) Ja. (6)“, Z. 479).

Segment 22/17: Entfaltung einer Verlaufskurvendynamik durch die Beschreibung ihres Mannes und die Beziehung zu ihm (Z. 480-490)

Das Segment ist untergliedert in eine exmanente Nachfrage und Frau Zachs Antwort. Zunächst folgt eine exmanente Nachfrage der Interviewerin, die auf das Erleben des gegenwärtigen Lebens der Biographieträgerin abzielt („jetzt und heute“, Z. 480). Die Antwort beginnt mit einem Ausdruck der Resignation und antwortet aus der Gegenwarts Perspektive, dass sie nun in der Altenpflegeeinrichtung lebe („Tja heute, (.) leb ich hier.“, Z. 481), bevor Jelena Zach wiederholend einen sehr verkürzten retrospektiven Einblick in ihr vorheriges Leben in Stadtteil_A1* und mit ihrem Mann gibt (Z. 481-490). Sie skizziert kurz ihre durchlaufenen Stationen in Stadtteil_A1*, wo sie auch ihren Mann kennengelernt habe. Sie wiederholt ferner seine damalige berufliche Tätigkeit.

Das Segment ist formalsprachlich besonders interessant, weil es von kommunizierten und nicht-kommunizierten Erinnerungsschwierigkeiten durchzogen ist: Einerseits durch das performative Aufzeigen ihrer Unsicherheit, ob sie mit ihrem Mann verheiratet ist („ich weiß gar nicht“, Z. 481,) und die kommunikative Signale der Selbstbestätigung („ja“, Z. 483, „ne“, Z. 488), andererseits durch nicht-sprachliche Vorgänge, wie ein Stottern, grammatikalisch unvollständige/abgebrochene Sätze und die insgesamt 23 ein- bis dreisekündigen Sprechpausen als Erinnerungs- und Reflexionsphasen.

Die Interviewsituation scheint Frau Zach anzustrengen, wodurch sie ihre Erinnerungen durcheinanderbringt und durch das Zurückholen in die Gegenwart durch die Forscherin erneut in eine Erinnerungs- und Erzählschleife gelangt. Durch das vorherige Erzählen ihrer Herkunft und ihrer Zuwanderungs- und Migrationsgeschichte, die in der zweiten Erinnerungsschicht verankert sind, wird das Verhältnis zu ihrem Mann diffus; Jelena Zach verliert die Erinnerungen an die damalige Beziehung zu ihrem Mann. Das Segment schließt mit dem Kommunizieren ihrer Erinnerungsschwierigkeiten („Ich weiß jetzt nicht mehr weiter. (...)“, Z. 490).

Segment 23/18: Verlust des biographischen Handlungsschemas des aktiv und fleißig seins (Z. 491-498)

Die Interviewerin stellt eine weitere exmanente Nachfrage, die auf Jelena Zachs Alltagsgestaltung in der Altenpflegeeinrichtung fokussiert und eigentlich eine Beschreibung evozieren soll. Jedoch stellt die Interviewerin danach noch eine geschlossene Frage, auf die Jelena Zach bejahend antwortet („Joa, sicher“, Z. 492). Daran anknüpfend folgt eine argumentative Darstellung ihrer gegenwärtigen Lebenssituation in der Altenpflegeeinrichtung: Frau Zach stellt heraus, dass sie in der Altenpflegeeinrichtung „untergekommen“ (Z. 494) sei, jedoch nicht um zu arbeiten, sondern um dort zu leben. Nach einer achtsekündigen Sprechpause als Erinnerungsphase ergänzt sie weiterhin im Kommunikationsschema der Argumentation, dass sie glaube, dass ihr Mann auch in der Altenpflegeeinrichtung lebe. Formalsprachlich interessant ist dabei das Aufzeigen ihrer Unsicherheit („Ich glaube“, Z. 497), was mit den in Segment 22/17 kommunizierten Erinnerungsschwierigkeit zusammenhängt. Es zeigt sich, dass das Verhältnis zu ihrem Mann für Jelena Zach schwammig wird. Ergänzend fügt die Biographieträgerin erneut hinzu, dass ihr Mann „so tüdelig“ (Z. 497) sei. Das Segment endet mit der kommunizierten Anstrengung durch das Interview („Jetzt bin ich ganz aus- (.) aller Kontrolle“ (Z. 497-498).

Jelena Zachs Selbstbild wird erneut sichtbar und sie präsentiert, dass sie sich eine neue Rolle angeeignet habe: Jelena Zach arbeitet nicht in der Altenpflegeeinrichtung, sondern lebe dort. Sie kann ihrem biographischen Handlungsschema nicht mehr nachkommen und setzt sich im Rahmen des Interviews sprachlich-geistig mit dieser Veränderung auseinander. Ob sie die neue Rolle bereits in ihr Selbstbild integriert hat, bleibt zu bezweifeln.

Segment 24/19: Auseinandersetzung mit lebensgeschichtlichem Veränderungsprozess (Z. 499-503)

Es folgt eine weitere exmanente Nachfrage. Die Interviewerin fragt, was die Biographieträgerin braucht, „um sich wohlfühlen“ (Z. 499). Die Sachverhaltsdarstellung ist daraufhin vornehmlich argumentativ. Frau Zach antwortet, dass sie „Beschäftigung“ (Z. 500) brauche und gerne etwas „gestalten und so“ (Z. 503) möchte. Die sprachliche Gestaltung Jelena Zachs Selbstcharakterisierung („möchte nicht nur zum Essen (.) gebraucht werden. (.) Ich möchte immer an was gestalten und so“, Z. 502-503) ist dabei auffällig.

Es wird deutlich, dass sie weiterhin an ihrem Selbstbild festhält, dass mit den Attributen des aktiv und fleißig seins zusammenhängt. Sie setzt sich im Rahmen des Interviews mit dem

altersbedingten Veränderungsprozess auseinander, mit dem ihr Rollenverlust als Mutter und aktiv-fleißige Frau einhergeht. Es scheint so, als ob Jelena Zach sich noch im Prozess des Arrangierens befindet.

Segment 25/20: Erzählschleife zum Schrebergarten, Erleben von Erinnerungsschwierigkeiten (Z. 503-523)

Jelena Zach hat ihre erste Erinnerungsschicht reaktiviert und befindet sie sich erneut in einer Erinnerungsschleife, die ihre kognitiven Einschränkungen zeigen: Durch das zirkuläre-repetitive Erzählen wiederholt sie, dass sie nicht wisse, ob sie mit ihrem Mann verheiratet sei und, dass sie „immer für mich gelebt“ (Z. 504) und nicht mit ihrem Mann zusammengelebt habe.

Im Kontrast zu vorher stellt die anschließend heraus, dass sie allein den Schrebergarten gehabt habe. Sie distanziert sich hier von ihrem Mann, was sich durch das bereits angedeutete diffuse Verhältnis zu ihrem Mann begründen lässt. Interessant ist die sprachliche Gestaltung ihres performativen Nachdenkens über ihren Mann und ihr Verhältnis zu ihm. Sie stellt des Weiteren heraus, dass sie „nie Eheleute“ (Z. 509) gewesen seien, aber sie sich unsicher sei. Ihr Mann sei nach der Arbeit in die Schrebergartenanlage gekommen und habe sich weniger eingebracht. Es folgt eine Ergebnissicherung („Wir haben n schönen Garten gehabt.“, Z. 517), in der sie sich wieder mit ihrem Mann in einer zusammengehörigen Gemeinschaft wahrnimmt. Dies zeigt auch der nachfolgende Einschub, in dem Jelena Zach ihre Forderung an ihren Mann, dass er im Garten helfen solle, wörtlich rekonstruiert. Daraufhin wiederholt sie die Ergebnissicherung und es entsteht eine fünfsekündige Pause. Diese scheint die Biographieträgerin als Erinnerungsphase zu nutzen, denn sie benennt anschließend ihre Kinder, die mit den Erinnerungen an den Schrebergarten und ihren Mann zusammenhängen. Frau Zach wiederholt, dass ihre Kinder „hier“ (Z. 519) gewesen seien, jedoch ihr Sohn dann weggezogen sei. Sie verbalisiert nachfolgend ihre Erinnerungsschwierigkeiten und beendet die Antwort mit einer Koda und einer konkreten Frage an die Forscherin („Ich krieg jetzt alles durcheinander. (..) Jetzt hab ich ihnen so viel erzählt. Was machen sie denn mit diesem Zeug alle(?)“, Z. 521-523).

Jelena Zach erlebt im Rahmen des Interviews ihre eigene Vergesslichkeit und zeigt diese performativ auf. Es ist interessant, dass sie ihre zweite Erinnerungsschicht durch die Frage in Bezug auf ihr gegenwärtiges Leben vergisst, wodurch aber das Verhältnis zu ihrem Mann für sie ungenau wird.

Segment 26/21: Theoretischer Aushandlungsprozess der Beziehung zu ihrem Mann und lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster des Schrebergartens (Z. 524-546)

Die Interviewerin antwortet, dass sie Jelena Zachs Lebensgeschichte interessiere. Jelena Zach beginnt mit einem Ausdruck der Resignation, den sie anschließend inhaltlich untermauert und wiederholend sagt, dass sie in der Altenpflegeeinrichtung lebe („Naja, [...] Jetzt bin ich hier.“, Z. 525-527). Sie ergänzt argumentativ: „hier bleib ich jetzt (..) bis ich das Jenseits erlebt habe“ (Z. 527). Eine Lesart ist, dass Jelena Zach mit ihrem Leben abgeschlossen hat, eine andere, dass sie nun nach den vielen Umzügen und Verlusterfahrungen am Ende ihres Lebens ein Zuhause gefunden hat und dieses nicht mehr verlassen möchte.

Nach einer achtsekündigen Sprechpause als Erinnerungsphase nimmt sie die Sachverhaltsdarstellung in argumentativer Weise wieder auf, um ihre Erinnerungsschwierigkeiten in Bezug auf das Verhältnis zu ihrem Mann zu verbalisieren. Ihr Mann lebe auch in der Altenpflegeeinrichtung, jedoch wisse sie nicht, in welchem Verhältnis sie zueinanderstehen. Auffällig ist dabei der assoziative Ausdruck „Männchen Weibchen“ (Z. 531), um ihr Verhältnis versuchen zu erklären. Zudem hätten sie nie eine „elterliche“ (Z. 535) Beziehung gehabt. Es wird aber an keiner Stelle angedeutet, dass ihr Mann nicht der Vater der angesprochenen Kinder ist. Statt dessen gibt sie Hinweise darauf, dass sie keine sexuelle Beziehung mit ihrem Mann gehabt habe und er sich in den jungen Jahren woanders „ein bisschen (..) durchgemauscht“ (Z. 537) habe. Am wahrscheinlichsten ist, dass sie aufgrund ihrer demenzbedingten Abbauprozesse nicht mehr genau weiß, in welchem Verhältnis sie zueinanderstehen.

Jelena Zach beendet ihre verbalisierte Unsicherheit in Bezug auf ihre Erinnerungen eindeutig mit einer Koda („Hörn wir auf, so.“, Z. 537), die sie dann aber selbst nicht annimmt. Durch die Erinnerungsschleife kommt sie erneut auf den Schrebergarten zu sprechen und die damit zusammenhängende nicht ausreichende Unterstützung ihres Mannes, wobei sich die Erzählung nur wenig von den vorherigen Ausführungen unterscheidet. Dabei rekonstruiert die Biographieträgerin einen Dialog zwischen sich und ihrem Mann, um aufzuzeigen, dass sie ihren Mann auffordern musste, ihr im Garten zu helfen anstatt „durch die Gegend“ (Z. 540) zu laufen. Sie hält zudem argumentativ fest, dass sie hätte „aufpassen“ (Z. 543) müssen, dass er die ihm übertragene Gartenarbeit richtig macht. Hierbei zeigt sich, dass Frau Zach versucht die Kontrolle zu behalten, um ihre eigenen Vorstellung umzusetzen.

Des Weiteren stellt Jelena Zach noch einmal heraus, dass sie und ihr Mann nicht verheiratet gewesen seien. Besonders auffällig ist dabei ihr sprachlich-geistiger Aushandlungsprozess um das tatsächliche Verhältnis zu ihrem Mann („Nein also, (..) ich war mit ihm zusammen, ich war aber, wir waren keine Eheleute. [...] Nich. (..) Ne, das waren wir nicht.“, Z. 543-546). Ihr

Erinnerungs- und Reflexionsprozess wird durch insgesamt 23 ein- bis dreisekündige Sprechpausen begleitet.

Segment 27/22: Biographisches Handlungsschema des fleißig seins, lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster bei der Mutter und bei der Tante sowie institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Berufstätigkeit (Z. 547-578)

Die Interviewerin leitet die Abschlussphase des Interviews ein und bittet Jelena Zach von einem schönen Erlebnis in ihrem Leben zu berichten. Die Biographieträgerin antwortet, dass sie viele schöne Erlebnisse gehabt habe, die vornehmlich mit „viel Arbeit“ (Z. 550) zu tun gehabt hätten. Sie habe „das erste Mal“ (Z. 551) in Stadt_C (Österreich)* mit ihrer Mutter in einem Gebiet für „Auswanderer, Zuwanderer“ (Z. 552) gelebt. Dort habe ihre Mutter eine Gartenparzelle gehabt und Jelena Zach habe mithelfen dürfen. Danach sei sie zu ihrer Tante gekommen, die einen „widerlichen Kerl“ (Z. 565-567) gehabt habe. Später habe die Biographieträgerin sich in Stadt_A* eine eigene Wohnung gesucht und sei im Handdruck tätig gewesen. Das Segment schließt mit einem eigentheoretischen Kommentar („war immer fleißig. Und ich hab (.) fast alles gekonnt, was ich wollte. (*lachen*)“, Z. 575-577) und einer eindeutigen Koda („Jetzt habe sie aber viel von mir. Das können sie gar nicht alles verwenden. (*lachen*)“, Z. 577-578).

Die exmanente Nachfrage, die in den Schluss einleiten soll, sollte eine Erzählung evozieren, jedoch sind alle drei Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung nachfolgend dominant. Jelena Zach leitet mit einem argumentativen Kommentar in die Thematik ein, woraufhin sie die Erzählung aufnimmt, die durch einige Hintergrundbeschreibungen und -argumentationen gestützt wird. Interessant sind hierbei die assoziativen Stilelemente zur Charakterisierung ihres Onkels bzw. des Mannes ihrer Tante, die alle negativ konnotierte Zuschreibungen symbolisieren („schrecklichen Mann“, Z. 557, „zickigen Mann“, Z. 557-558, „schimpft“, Z. 559, „widerlichen Kerl“, Z. 565-567, „rumzumeckern“, Z. 567). Zudem zeigt sich ihr sprachlich-geistiger Aushandlungsprozess in Bezug auf das Verhältnis zu ihrer Mutter und ihrer Tante („ich weiß gar nicht, ob die mich gerngehabt hat. (.) Meine Tante, die hatte mich lieber.“, Z. 555-556). Darüber hinaus ist auffällig, dass die Biographieträgerin zweimal wörtliche Rede rekonstruiert, wodurch die Erzählung sehr dicht wird. Das Segment schließt mit einer eindeutigen Koda und einem Kommentar, der direkt an die Forscherin adressiert ist („Jetzt haben sie aber viel von mir. Das können sie gar nicht alles verwenden. (*lachen*)“, Z. 577-578). Ferner sind 56 ein- bis dreisekündige Sprechpausen sowie eine fünfsekündige und eine sechssekündige

Erinnerungs- und Reflexionsphase, zwei unverständliche Passagen und ihr Lachen formal-sprachlich auffällig.

Jelena Zach antwortet zunächst scheinbar überrascht („Och“, Z. 548), dass sie viele schöne Erlebnisse gehabt habe. Dieser anfängliche argumentative Kommentar wird durch sie konkretisiert: „Waren natürlich immer viel mit Arbeit verbunden“ (Z. 550). Hierbei deutet sich erneut ihr biographisches Handlungsschema an. Um dies zu plausibilisieren, folgt in der nachfolgenden Erzählung eine Schilderung ihrer ersten Erinnerungen an Arbeit: Jelena Zach skizziert szenisch, dass sie mit ihrer Mutter in Österreich auf einem „große[n] Feld. (.) von (..) für Auswanderer, Zuwanderer“ (Z. 551-552) gelebt habe und ihre Mutter in dieser „Anlage“ (Z. 554) zwei Gartenparzellen gehabt habe („so ein Stück Garten dann gehabt [...] Und n Stückchen weiter hat sie auch noch n Stück Garten dann gehabt“, Z. 553-554). In diesen Gärten habe die Biographieträgerin „viel viel mitgeholfen“ (Z. 552). Frau Zach verweist hier vermutlich auf das bereits angesprochene Durchgangslager (Subsegment 16.1/11.1). Interessant ist hierbei, dass sie ihre Mutter als „Fleißige“ (Z. 555) charakterisiert – so wie sie selbst auch gewesen sei. Wahrscheinlich hat sie das Attribut des fleißig seins von ihrer Mutter als kleines Kind bereits übernommen und dann ihr gesamtes Leben daran festgehalten.

Nachfolgend nutzt Frau Zach, ausgelöst durch eine Erinnerungs- und Reflexionsphase, einen argumentativen Einschub dazu, über das Verhältnis zu ihrer Mutter nachzudenken: Sie wisse gegenwärtig nicht mehr, ob ihre Mutter „mich gern gehabt hat“ (Z. 555). Diese Überlegung führt sie jedoch nicht weiter, sondern hält im direkten Anschluss dazu an einer anderen wichtigen Bezugsperson fest: „Meine Tante, die hatte mich lieber“ (Z. 555-556). Das konkrete Verhältnis zu ihrer Mutter bleibt dadurch eher diffus gehalten.

Durch die Nennung ihrer Tante erfolgt ein Zeitsprung, der eindeutig ist, denn die Biographieträgerin zeigt dem Prozessgeschehen folgend auf, dass sie zu einem späteren Zeitpunkt („nachher“, Z. 556) nach Stadt_A* gekommen sei und zunächst bei ihrer Tante gelebt habe, die ein zweites Mal beim Namen genannt wird. Daraufhin folgt im Rahmen einer Hintergrundbeschreibung mit eingeschobenen Bewertungen die Charakterisierung des Mannes ihrer Tante, wobei Jelena Zach mehrere negativ konnotierte Zuschreibungen vornimmt („schrecklichen Mann“, Z. 557, „zickigen Mann“, Z. 557-558, „schimpft“, Z. 559, „widerlichen Kerl“, Z. 565-567, „rumzumeckern“, Z. 567). Es zeigt sich hier erneut, dass sie zu männlichen Personen in ihrem Leben (mit Ausnahme ihres Sohnes) eher ein schlechtes Verhältnis bzw. eine nicht so gute Beziehung hatte, wie zu weiblichen Bezugspersonen. Bei der Tante habe sie es nicht mehr ausgehalten, weil ihr Onkel viel gemeckert habe. Die Schilderungen diesbezüglich sind nicht ganz eindeutig,

denn einerseits gibt Jelena Zach an, dass ihr Onkel mit ihrer Tante geschimpft habe, andererseits zeigt sie durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede auf, dass er sich auch ihr gegenüber so verhalten habe („Wenn er anfing rumzumeckern oder was. (..) Lass mir das Jelena*le in Ruhe, hat se gesagt.“, Z. 567). Interessant ist hierbei, dass Frau Zach sich hierbei eher darauf konzentriert, dass ihre Tante sie in Schutz genommen habe und ihr eine „große Stütze“ (Z. 565) gewesen sei. Besonders wichtig scheint es ihr gewesen zu sein, dass ihre Tante „nichts auf mich kommen“ (Z. 566-567) ließ. Die Lesart bezüglich weiblicher Bezugspersonen als signifikante Andere, wie zuvor argumentiert, lässt sich hierdurch weiter bestätigen. Diesbezüglich ist auch der argumentative Kommentar besonders interessant, denn Frau Zach hält im Rahmen des Interviews fest, dass sie nicht wisse, was „die alles an diesen Männern haben“ (Z. 566). Eine Lesart ist, dass sie vermutlich nicht verstehen konnte, warum ihre Tante mit ihrem Mann, der schrecklich, zickig und widerlich gewesen sei und „mit ihr so schimpft“ (Z. 559), in einer Beziehung gelebt habe. Damit rekurriert sie auch auf ihre Mutter, die ihrem damaligen Mann hörig gewesen sei (Segment 18/13).

In einem Erzählgerüstsatz markiert Frau Zach den Verlauf des Prozessgeschehens: Da sie das Verhalten ihres Onkels nicht mehr ausgehalten habe, sei sie ausgezogen („Und da hab ich mir alleine was gesucht“, Z. 560). Sie beschreibt die lokalräumliche Lagerung ihrer Wohnung in Stadt_A*, wobei sie konkrete Details einbringt. Dies bringt sie auch dazu, ihre berufliche Tätigkeit im Handdruck wiederholend zu skizzieren. Hierbei fokussiert sie sich auch wieder auf die szenische Beschreibung: Ihre Arbeit habe „bisschen außerhalb“ (Z. 571) von Stadt_A* gelegen, weshalb sie mit dem Bus hätte fahren müssen.

Im Rahmen einer Ergebnissicherung stellt die Biographieträgerin selbstbestätigend heraus – und damit knüpft sie an ihre Berufstätigkeit an –, dass sie „immer fleißig“ (Z. 575) gewesen sei und „fast alles gekonnt [habe], was ich wollte“ (Z. 577). Anschließend lacht sie, vermutlich um ihre Selbstcharakterisierung ein wenig abzuschwächen bzw. weil es ihr peinlich zu sein scheint, ihr Stärken zu präsentieren.

Das Segment schließt mit einer eindeutigen Koda und einem Kommentar, der direkt an die Forscherin adressiert ist („Jetzt haben sie aber viel von mir. Das können sie gar nicht alles verwenden. (lachen)“, Z. 577-578). Die Lesart zu dem vorherigen Lachen scheint an dieser Stelle auch zu greifen, denn wahrscheinlich lacht Frau Zach, weil es ihr peinlich ist, so viel von sich erzählt zu haben – vermutlich nimmt sie indirekt die Wirkung der Zugzwänge wahr.

In Segment 27/22 sind das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster des Lebens bei der Mutter und bei der Tante sowie das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der

Berufstätigkeit dominant. Zudem wird Jelena Zachs biographisches Handlungsschema deutlich, das ihr Selbstbild widerspiegelt: Frau Zach attestiert der körperlichen Arbeit als Frau eine gewisse Normalität. Diese Vorstellung ist familiär sowie durch vorherrschende gesellschaftliche Normierungen in Zeiten des Zweiten Weltkrieges und durch ihr soziales Milieu betreffende Konventionen geprägt. Sie hat in ihrer Kindheit bereits bei der Gartenarbeit unterstützt und übernimmt das Attribut des fleißig seins von ihrer Mutter. Darüber hinaus wird deutlich, dass Jelena Zach sich mit ihrer Tante und ihrer Mutter in Bezug auf ihre Frauenrolle vergleicht. Sie präsentiert sich im Rahmen des Interviews als unabhängige Frau, die sich um ihren Mann kümmert und ihm Anweisungen gegeben habe (bzgl. Gartenarbeit), anstatt sich ihm unterzuordnen.

Segment 28/23: Erleben von Erinnerungsschwierigkeiten (Z. 579-583)

Die Forscherin lacht zunächst mit Frau Zach und geht dann nicht auf die vorherigen Schilderungen ein, um die Abschlussphase des Interviews einzuleiten. Sie nutzt eine Information, die sie im Vorgespräch mit den Gatekeeper*innen erfahren hat: Sie stellt heraus, dass Jelena Zach im Urlaub war und fragt danach, ob die Biographieträgerin davon berichten möchte.

Jelena Zach verbalisiert ihre Erinnerungsschwierigkeiten („Ach, wo war ich denn da(?)“, Z. 581) und gibt nach einer fünfsekündigen Erinnerungspause als Antwort, dass sie „schon so lange wieder hier“ (Z. 581) sei und die Interviewerin sie „n anderes Mal fragen“ (Z. 583) solle.

Segment 29/24: Wiederholte theoretische Auseinandersetzung mit dem Lebensverlauf (Z. 584-628)

Jelena Zach befindet sich in einer Erinnerungsschleife, wie durch das repetitive-zirkuläre Erzählen deutlich wird. Sie skizziert im gegenläufigen Zeitverlauf noch einmal ihr Leben in Stadt_A* mit ihrem Mann und der Arbeit in Schrebergarten (Subsegment 29.1/24.1), kommt dann auf ihre Kindheit bei ihrer Tante und den Schulbesuch in Ortschaft_1 (Serbien)* zu sprechen (Subsegment 29.2/24.2 und Subsegment 29.4/24.4), bevor sie ihre Mutter benennt (Subsegment 29.3/24.3).

Jelena Zach zieht eine Lebensbilanz („erfolgreiches Leben“, Z. 585) und bewertet ihr eigenes Leben indirekt als unbeständige Zuwanderungsgeschichte („wo ich überall war“, Z. 591). Insgesamt sind unterschiedliche lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster dominant: ihres Lebens bei der Mutter, ihrer weiteren Kindheit bei der Tante und ihres Lebens ins Stadt_A*. Zudem zeigt sich das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Schule. Dadurch deutet sich die Vorbereitung auf ihr biographisches Handlungsschema als fleißige und aktive Frau an.

Subsegment 29.1/24.1: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster des Lebens in Stadt_A* (Z. 584-592)

Die Interviewerin signalisiert Frau Zach, dass sie auf die vorherige Frage zum Urlaub nicht weiter antworten müsse und stellt ihre vorbereitete Abschlussfrage: Sie fragt Jelena Zach, ob sie noch etwas erzählen möchte. Jelena Zach verneint die an sie gestellte Frage und leitet dann in eine argumentative Bilanzierung über. Sie hält resümierend fest, dass sie ein „erfolgreiches Leben geführt“ (Z. 585) habe, auch mit ihrem Mann in Stadtteil_A1* und dem gemeinsamen Schrebergarten. Hierbei zeigt sich erneut ihr verbalisierter Aushandlungsprozess in Bezug auf das Verhältnis zu ihrem Mann. Sie stellt heraus, dass sie und ihr Mann „nicht zusammengewohnt“ (Z. 587) hätten und er „nie mein Mann“ (Z. 589) gewesen sei. Sie setzt damit das Verhältnis zu ihrem Mann eher auf eine platonische Ebene. Nachfolgend charakterisiert sie ihn durch das assoziative Stilelement „Holdrio“ (Z. 590). Vermutlich erinnert sie sich an diese umgangssprachliche Bezeichnung erneut und knüpft damit an die Charakterisierung des Mannes ihrer Mutter an (Segment 18/13): Nicht nur der neue Partner ihrer Mutter sei unzuverlässig gewesen, sondern auch Jelena Zachs Mann, weil sie ihm für die Gartenarbeit Anweisungen hätte geben müssen.

Nach einer fünfsekündigen Sprechpause erfolgt das performative Aufzeigen der Anstrengung durch das Interview, das eigene Wahrnehmen ihrer kognitiven Einschränkungen und eine direkte Adressierung der Forscherin („Ich bin jetzt so durcheinander, ich weiß schon gar nichts mehr. (.) Was glauben sie, wo ich überall war.“, Z. 590-591). 19 ein- bis dreisekündige Sprechpausen als Erinnerungs- und Reflexionspausen begleiten ihr Erleben der eigenen Defizite.

Das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster des Lebens in Stadt_A* ist dominant. Zudem zieht Jelena Zach eine Lebensbilanz, dass sie ein „erfolgreiches Leben“ (Z. 585) geführt habe. Worauf sie das genau zurückführt, bleibt interpretationsoffen – auch, weil sie nachfolgend von ihrer Migrationsgeschichte und ihrer unbeständigen Kindheit erzählt und nicht konkret benennt, was sie als erfolgreich ansieht.

Subsegment 29.2/24.2: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster der Kindheit (Z. 593-615)

Die Biographieträgerin knüpft an ihre vorherige Bilanzierung an und ergänzt, dass es ihr bei ihrer Tante in Ortschaft_1 (Serbien)* am besten gefallen habe. Sie erzählt wiederholend von ihrer Erfahrung, dass sie aufgrund von lauten Geräuschen nicht allein hätte schlafen können und sie aus dem Grund bei ihrer Tante im Bett geschlafen habe, wenngleich ihr Onkel „knurrte“

(Z. 601, Z. 593-602). Dies scheint eine sehr prägende Erinnerung für Frau Zach zu sein, denn die Erzählung ist durch die Rekonstruktion wörtlicher Rede sehr dicht. Dies zeigt auch die folgende Ergebnissicherung („Ja, da hab ich aber auch etliche Jahre verbracht.“, Z. 602). Es folgt eine argumentative eingeschobene Passage, in der Jelena Zach ihre Tante erst als „Mutter“ und dann als „gute Tante“ bewertet (Z. 603-604). Es könnte sich bei der Bezeichnung als Mutter jedoch auch um einen Versprecher handeln, denn die Biographieträgerin ergänzt nachfolgend den Verwandtschaftsgrad: Ihre Tante sei eine Schwester ihrer Mutter gewesen. Diese Lesart ist jedoch eher unwahrscheinlich, denn Jelena Zach hat schon mehrfach das enge Verhältnis zu ihrer Tante – als Retterin und Ersatzmutter – herausgestellt. Zudem ist die Tante als signifikante Andere die einzige Person, die in dem Interview dreimal namentlich benannt wird („Tante L*“, Z. 603).

Ferner beschreibt die Biographieträgerin weitere Details bezüglich des Hauses und ihres Alltags bei ihrer Tante. Nach einer weiteren fünfsekündigen Sprachpause erfolgt eine weitere Ergebnissicherung, in der Frau Zach bilanzierend herausstellt, dass das „so ein Teil von meinem Leben“ (Z. 615) gewesen sei. Es lassen sich insgesamt 29 ein- bis dreisekündige Sprechpausen als Erinnerungs- und Reflexionsphasen identifizieren.

Das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster der Kindheit bei ihrer Tante als ein Teil ihres Lebens ist dominant. Jelena Zach bewertet das Leben bei ihrer Tante als „am schönsten“ (Z. 593), auch weil ihre Tante eine besonders wichtige Funktion in ihrem Leben eingenommen zu haben scheint: Sie war ihre Ersatzmutter, die Jelena als kleines Mädchen aufgenommen und auf sie aufgepasst habe.

Subsegment 29.3/24.3: Lebenszyklisches Ablauf- und Erwartungsmuster der frühen Kindheit (Z. 615-623)

Die Biographieträgerin geht nachfolgend auf einen anderen Teil ihres Lebens ein – neben dem Leben bei ihrer Tante (Subsegment 29.2/24.2) und später mit ihrem Mann in Stadt_A* (Subsegment 29.1/24.1). Das Subsegment 29.3/24.3 beginnt mit der Nennung Jelena Zachs Geburtsland („Jugoslawien bin ich geboren.“, Z. 615), woraufhin ein Topos der Beglaubigung bzw. zur Selbstvergewisserung folgt („Da kann ich mich auch noch dran erinnern“, Z. 615-616).

Nach einer viersekündigen Sprechpause folgt eine Charakterisierung ihrer Mutter („bisschen einfältig“, Z. 616, „von dem Mann so ausnehmen lassen“, Z. 617, „Aber zu mir war immer gut“, Z. 617) sowie die Darlegung ihrer beruflichen Tätigkeit („für die Soldaten da die Wäsche gewaschen“, Z. 619). Jelena Zach und ihre Mutter hätten zu dem undefinierten Zeitpunkt, als

sie noch „sehr jung und klein“ (Z. 620) gewesen sei, eine „Zwischenstation“ (Z. 618) in Stadt_F (Österreich)* eingelegt, womit sie sehr wahrscheinlich auf das Durchgangslager verweist (Subsegment 16.1/11.1). Zudem habe die Biographieträgerin hier ihrer Mutter schon geholfen, womit sie wahrscheinlich auf das Wäsche waschen für die Soldaten anspielt. Dies könnten die ersten Indizien für die Vorbereitung ihres biographischen Handlungsschemas, das noch gegenwärtiges Selbstbild prägt, sein.

Frau Zach schließt die Schilderung mit einem kommunikativen Signal an die Forscherin („Ich weiß gar nicht, ob sie damit alles anfangen können.“, Z. 620-621) und fügt nach einer zweisekündigen Reflexionsphase im Rahmen einer Ergebnissicherung hinzu, dass sie „da“ (Z. 621) gerne gelebt habe. Es bleibt interpretationsoffen, ob Jelena Zach damit wirklich die Zwischenstation in Stadt_F (Österreich)* meint oder gedanklich noch immer an dem Leben bei ihrer Tante in Ortschaft_1 (Serbien)* hängt.

Nach einem Rezeptionssignal der Interviewerin entsteht eine 12-sekündige Sprachpause. Anschließend sagt die Forscherin „Okay“ (Z. 622), um das Ende des Interviews einzuleiten. Interessanterweise erfolgt dann eine einschränkende Einschätzung Jelena Zachs zu ihrer vorherigen Ergebnissicherung: „Bis ich nach Stadt_D (Serbien)* kam“ (Z. 623). Auch hierbei ist fraglich, ob dies der tatsächliche Verlauf ist oder ob sie die Städtenamen, die ihre Lebensstationen begleiten, vertauscht.

Es ist das lebenszyklische Ablauf- und Erwartungsmuster der frühen Kindheit in einem Durchgangslager. Es zeigt sich darüber hinaus die Vorbereitung ihres biographischen Handlungsschemas als aktive und fleißige Person.

Subsegment 29.4/24.4: Institutionelles Ablauf- und Erwartungsmuster der Schule (Z. 623-628)

Jelena Zach ergänzt mit Bezugnahme auf die vorherige Ergebnissicherung, einleitend mit einem Ausdruck der Relativierung („Naja“, Z. 623), dass sie im damaligen Jugoslawien zur Schule gegangen sei, wodurch das institutionelle Ablauf- und Erwartungsmuster der Schule angedeutet wird. Dabei zeigt sie performativ ihre Erinnerungsschwierigkeiten und die Anstrengung durch das Interview auf („Ach, das ist schon so lange her. & Ich krieg das alle gar nicht mehr in meinen Kopf.“, Z. 627) und beendet ihre lebensgeschichtliche Darstellung, indem sie in einem lakonischen Ausspruch auf die Gegenwart Bezug nimmt und dies als Koda markiert („Jetzt bin ich hier. (7)“, Z. 627-628).

Jelena Zach stellt ihre formale Schulbildung dar, die auf verwaltetes Lernen verweist, die aufgrund der sozialräumlichen und generationsspezifischen Lagerung tendenziell fremdbestimmt ist bzw. heteronome Züge aufweist. Durch die gegebene regionale Bildungsinfrastruktur in Ortschaft_1 (Serbien)* hatte sie vermutlich keine schulbezogenen Wahlmöglichkeiten. Es kann nicht rekonstruiert werden, wie und mit welchem Abschluss Frau Zach die Schule absolviert hat.

Segment 30/25: Abschluss des Interviews (Z. 629-636)

Die Interviewerin beendet das lebensgeschichtliche Interview durch den Vorschlag, dass sie und Jelena Zach im Anschluss im Garten der Altenpflegeeinrichtung spazieren gehen könnten. Jelena Zach begrüßt diesen Vorschlag und fügt hinzu, dass sie sich „jetzt auch ein bisschen bewegen“ (Z. 632) müsse. Daraufhin bedankt sich die Forscherin und verweist darauf, dass sie die Audioaufnahme beenden werde. Jelena Zach bestätigt dies und die Aufnahme wird beendet.

3 Literaturverzeichnis

- Adler, Georg (2011): Nicht-medikamentöse Hilfen für Menschen mit Demenz. Leitfaden für die Unterstützung und Beratung von Patienten und ihren Angehörigen. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Deutsche Alzheimer Gesellschaft e.V. (DAIzG) (2016): Das Wichtigste über die Alzheimer-Krankheit. <https://www.deutsche-alzheimer.de/die-krankheit/die-alzheimer-krankheit.html>.
- Deutsche Rentenversicherung (DRV) (2019): Erwerbsminderungsrenten. https://www.deutsche-rentenversicherung.de/DRV/DE/Rente/Allgemeine-Informationen/Rentenarten-und-Leistungen/Erwerbsminderungsrente/erwerbsminderungsrente_node.html.
- Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS) (2022): Siechtum. <https://www.dwds.de/wb/Siechtum>.
- Fuchs, Thorsten (2014): »Das war das Bedeutendste daran, dass ich mich so verändert habe.« Mit Ehrgeiz und Ansporn über Umwege zum Ziel – der ›Bildungsweg‹ Hakans. Oder: Ist jede Transformation von Welt- und Selbstverhältnissen sogleich bildungsbedeutsam? In: Koller, Hans-Christoph/Wulftange, Gereon (Hrsg.): Lebensgeschichte als Bildungsprozess? Perspektiven bildungstheoretischer Biographieforschung. Bielefeld: Transcript, S. 127–151.
- Jamour, Michael/Becker, Clemens/Synofzik, Matthias/Maetzler, Walter (2012): Gangveränderungen als Frühindikator einer Demenz. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 45, 1, S. 40–44.
- Köster, Rudolf (2012): Eigennamen im deutschen Wortschatz. Ein Lexikon. Hawthorne: De Gruyter.
- Küsters, Ivonne (2009): Narrative Interviews. Grundlagen und Anwendungen. Wiesbaden: VS.
- Nohl, Arnd-Michael (2017): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Qualitative Sozialforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13, 3, S. 283–293.
- Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMW) (2013): Rechtliche Grundlagen im medizinischen Alltag. Ein Leitfaden für die Praxis, Band 94.
- Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMW) (2019): Umgang mit Sterben und Tod. Basel: Gremp AG.
- Sperner-Unterweger, Barbara (2015): Depression bei onkologischen PatientInnen. In: Wiener medizinische Wochenschrift 165, 15-16, S. 297–303.

Weltgesundheitsorganisation (WHO) (2002): Palliative Care. https://www.dgpalliativmedizin.de/images/stories/WHO_Definition_2002_Palliative_Care_englisch-deutsch.pdf.

Zieschang, Tania/Oster, Peter/Pfisterer, Mathias/Schneider, Nils (2012): Palliativversorgung von Menschen mit Demenz. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 45, 1, S. 50–54.